Preis: 1 Mk. 50 Pf.

Hannoversche Geschichten und Sagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. phil. Hermann Weichelt.

Zweiter Band.

Norden.

Diedr. Soltau's Verlag.

(1895)

Vollständig in 4 Bänden à 1 Mk. 50 Pf., geb. 2 Mk.
Einzelne Bände werden nicht abgegeben.

Inhalt des vierten Bandes.

(Der Inhalt des zweiten und dritten Bandes ist bereits auf dem Umschlag zum ersten Bande angegeben.)

Sechszehntes Buch.

Siebenzehntes Buch.

Achtzehntes Buch.

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlags).

Hannoversche Geschichten und Sagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. phil. Hermann Weichelt.

Zweiter Band.

Norden.
Diedr. Soltau's Verlag.

Inhalt des Zweiten Bandes.

Sechstes Buch.

Siebentes Buch.

Achtes Buch.

Seite

Neuntes Buch.

Zehntes Buch.

Hannoversche Geschichten und Sagen.

Sechstes Buch.

101. Die Schlacht bei der Bockholter Kapelle i. J. 779.

In dem raumen Thale, welches sich nordwärts von Osnabrück zwischen den Höhen des Piesberges und des Penterknapps der Hase zu dehnt und ein ebenes weites Blachfeld bildet, liegt hart an der Straße, die von dieser uralten Stadt einstens in die Nordlande führte: zu den Niederlassungen an der Ems, dem Lande der Chauken und Friesen, — ein Kirchlein, klein und verlassen mitten auf der Haide, in der Nähe eines Hofes, der noch jetzt wie vor tausend Jahren Bockholt heißt. So unscheinbar und klein dieses Kirchlein da liegt, so verlassen und öde es jetzt steht, eine solch hohe Bedeutung mag es früher gehabt haben und vielleicht ist es eines der ältesten christlichen Gotteshäuser, die in Deutschen Gauen errichtet sind.

Die Kriege der Franken gegen die Sachsen hatten schon einige Zeit gewährt, schon hatte Karl der Große die Veste Eresburg an der Diemel erobert und Sigisburg war in seiner Gewalt, die weitverehrte Irmensäule war zerstört und siegreich standen seine Heere an der Weser. Im Jahre 779 hielt der Sieger in dem eben entstandenen Paderborn den ersten Reichstag, wohin er seine vornehmsten Franken, Grafen und Bischöfe berief und den Sachsen-Häuptlingen den neuen Glauben der Christen aufdrang. Mit dieser neuen Religion belegte er Sachsen mit dem Zehnten, einer Abgabe, die den freiheitliebenden Männern eben so drückend erschien, wie es ihnen hart ankam, ihre alten Hünenringe und heiligen Haine zu verlassen, um in engem Raume, einer ummauerten Gottesstelle, hinfüro zu beten, wogegen sie sonst im dunklen Eichenforste oder auf offener Haide unter Kriegsgesängen ihren Göttern geopfert hatten. Des Siegers Hand lag schwer auf dem Sachsenlande und wenn auch der Stämme viele sich hatten unterwerfen müssen, so stand doch noch immer der Edelste des Volkes, Wittekind, der Heerführer

der Sachsen, unbesiegt da und hoffte nur auf irgend eine Gelegenheit, um den Kampf zu erneuen, die Franken wieder zu verjagen und Freiheit aufs Neue durch die vaterländischen Gaue zu tragen. Diese Veranlassung kam bald.

Am Reichstage zu Paderborn erschienen die arabischen Emirs Ibn al Arabi und dessen Sohn Jussuf, Hülfe begehrend von dem mächtigen Frankenkönige Karl, gegen Abdor-Rhaman, den Ommaijadischen Kalifen zu Cordova. Die Sarazenen zu bekriegen reizte den Enkel Karl Martells, er zog von Paderborn fort, fort aus dem Lande der Sachsen, durch das weite Frankenreich, überstieg die Pyrenäen, eroberte Pampelona, Saragossa und alles Land bis zum Ebro und litt dann in den Engpässen von Ronceval den Ueberfall von den Basken, wo unter vielen tapfern Franken auch Roland, der gefeierte Kriegsheld, fiel.

Diese Zeit nutzte Wittekind. Schnell waren seine Gefolge geordnet, der Ruf der Befreiung drang durch die Thäler und Ebenen Sachsenlands und gerüstet mit Streitaxt und Lanze, geschützt vom großen Schilde, umgürtet von der Haut des Ur, oder Wolfes, oder von der eines Hirsches, zogen ihm die Mannen des Heerbannes aus den entlegensten Gehöften und Gauen zu. Bald sah der nie verzagte Heeres-Zugführer (Herzog) sich wieder durch freie Wahl an ihre Spitze gestellt und aus dem Lande der West- und Ostfalen, aus Angergauen und den bereits eroberten Sachsen-Burgen wurden die Franken vertrieben. Die Christen-Kirchen wurden niedergebrannt, die Mönche erschlagen, die Sendgrafen und ihre Franken-Krieger verjagt und siegreich bis zu den Ufern des Rheins und Mains drangen die deutschen Völker des Nordens. Manche neue Stiftung ging in Rauch auf, manche Burg ward zerstört, bis weithin durch die Wetterau loderte die Verheerung der Sachsen; da suchten sie am Main die Franken-Furth, wodurch diese Heere ihren Zug über den Strom hatten, zerstörten die dortigen Burgvesten, die den Stromübergang der verhaßten Feinde deckten (Frankfurt) und zogen, wildjauchzend im Siege durch die Strömung des Mains an das linke Ufer des Flusses, der Frankenfurth gegenüber, und zeigten dort, wie die „Sachsen hausen“ und zerstören und wüthen, wenn der Sieg sich um ihre Feldzeichen bindet, und nannten zum Andenken an ihren Mainübergang und an das „Hausen“ und Verwüsten, welches

sie am jenseitigen Stromufer getrieben hatten, die Stelle, welche der Franken-Furth gegenüber liegt: Sachsenhausen.

Karl der Große hatte zwar im Passe von Ronceval eine Niederlage erlitten, doch erholte er sich bald wieder von derselben. Schnell bekamen seine Heere in Oberdeutschland den Befehl, gegen die Sachsen zu kämpfen und bald darauf drang er mit starker Macht über den Niederrhein bis an die Lippe und mitten in Sachsen. Hier erwartete ihn nun Wittekind; hier standen seine Hauptburgen am Ufer der Hase und Weser, auf dem Süntall-Gebirge, hier hatte er seine getreusten Mannen ringsum den Ossningg-Wald wohnen, hier waren die heiligsten Hünensteine und weitberühmten Opferaltäre; hier, hart unter der Wittekindsburg (nahe bei dem nachherigen Kloster Rulle, zwei Stunden von Osnabrück) dehnte sich über den Sachsenhof beim Bockholte (Buchholz) ein weites Blachfeld hinter dem Gebirge der Hase zu, auf welchem das Heer der Sachsen lagerte. Hier kam es im Jahre 779 zu einer mörderischen Schlacht, in welcher Karl siegte und Wittekind geschlagen ward. Dieser Sieg sicherte dem mächtigen Frankenkönige das Land, er erbaute Burgen an der Weser und Elbe, dachte an die Stiftungen der Bisthümer, die auch in den folgenden Jahren zu Osnabrück, Minden, Paderborn, Halberstadt, Verden, Bremen, Münster und Elze entstanden und breitete die Religion des Welterlösers über das deutsche Vaterland aus.

Dieser Sieg war von den größten Folgen und dies Kirchlein mitten auf der Haide beim Bockholte, klein und eng, mit gothischen Fenstern und spitzem Dache, mit tüchtigen Strebepfeilern und einem Thürmchen, aus dessen ganzer Bauart die fernste Zeit der ältesten Jahrhunderte hervorleuchtet, was ist es anders, als die Schlacht-Kapelle zum Andenken der Sachsenbesiegung bei Bockholte und vermuthlich das älteste christliche Gotteshaus im weiten Sachsenlande.

Wer seinen Weg einschlägt von Osnabrück gen Norden über Wallenhorst auf Bramsche, der findet zwei Stunden hinter Osnabrück, kaum hundert Schritte von der Straße, hart am Bockholte, diese stets gut erhaltene, stark gebaute Kapelle, welche noch vielen Jahrhunderten trotzen kann. Manch treues Sachsenherz mag hier, für Freiheit, Götter und Vaterland streitend, verblutet sein!

Fritz v. Walde.

102. Wittekind's Bekehrung.

Eine Sage.

Wittekind hatte in der Gegend des Wesergebirges drei Vesten: die eine westlich von Lübbecke, Babylonie genannt; die andere auf dem Werder bei Rehme, den der Einfluß der Werre in die Weser bildet; die dritte ein steinernes Waldhaus am Fuße des Margarethen- oder Wittekindsberges, wo das so malerisch gelegene Wedigenstein in das herrliche Weserthal hinabschaut. Zur Zeit des Krieges zwischen den Franken und Sachsen wohnte an demselben Gebirge ein Mann, Namens Berthulf. Dieser war in den Forst gegangen, um Holz zu fällen, und als er Abends mit seiner Bürde wieder nach Hause zurückkam, fand er seine Frau und seine beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, schon an dem Heerde versammelt; denn der Abend war kühl, und es ging ein rauher Wind durch das Gebirge. „Ihr Lieben," sprach Berthulf, seine Ladung ablegend, „es steigen Flamme und Rauch von mehreren Puncten der Ebene auf; die Franken müssen wohl eine Schlacht gewonnen haben." Da ergriff der Knabe ein Beil, stampfte es ungestüm gegen den Boden und rief aus: „Warum bist du nicht auch zu dem Heerbanne aufgezogen, Vater, und hast mich mitgenommen?" Die Frau aber sagte: „Kind, du weißt ja, daß die Franken Christum erkennen und ihm dienen wie auch wir. Sollte denn der Vater gegen seine Glaubensgenossen fechten?" — „Die Sachsen sind aber doch unsere Landsleute", sprach der Knabe trotzig. Das Mädchen sagte hierauf: „Der Himmel ist mehr, als die Erde. Wenn nun unser guter Vater einen Christen erschlüge, der für die Sache des Himmels ficht, wie könnte er dann in den Himmel kommen?" Es war, als wisse der Knabe nichts Rechtes zu antworten; Berthulf aber erhob seine Stimme und sprach: „Ihr lieben Kinder, ich spüre es mehr als je, daß ihr zu meinem Herzen gehört; denn alle eure Stimmen lassen sich darin vernehmen und haben es schon gethan, seit auch unser Gau zum Aufbruch aufgeboten wurde. Aber daß ich keinen Antheil genommen habe, ist der Wille des Herrn, dem ich gehorchen muß." Alle sahen schweigend und nachdenklich in die Flamme des Heerdes; da ließen sich den Bergpfad herauf Tritte von Roß und Mann hören. Berthulf hielt einen ellenlangen Kienspahn ins Feuer und ging mit dem lodernden Brande in die dunkle Waldung

vor sein Haus hinaus. Da kam ihm ein stattlicher, geharnischter Mann entgegen, aber ohne Helm, welcher ihm wohl im heißen Treffen mochte zerhauen worden sein; denn statt dessen war ein blutiges Tuch um den Kopf gebunden. Hinter ihm ragte noch eine hohe Gestalt hervor, eine spitzige Sturmhaube über dem dunkeln Haar, an der Hand ein Roß führend, aus dessen ängstlichem Schnaufen sich abnehmen ließ, daß es wund sei. „Ist hier wohl Raum für uns und für mein Pferd?“ fragte der Zweite; „denn wo das bleibt, da bleibe ich auch; wir Beiden sind Gesellen in Noth und Tod.“ — „Ja wohl“, sagte Berthulf, lud die Gäste freundlich in sein Haus und bereitete für das Pferd eine gute Streu und eine volle Krippe. Die Gäste setzten sich indeß um das Feuer; sie schienen in tiefe Gedanken versunken, während die Hüttenbewohner ihre Gäste um so achtsamer betrachteten. Daß Beide Sachsen waren, zeigte ihre Gestalt, Tracht, Bewaffnung und Sprache. Ueber den großen blauen Augen rollte das gelbe Lockenhaar des Einen aus dem blutigen Kopftuche auf die königliche Stirn herunter. Der Andere sah finster aus und war dunkel von Haar und Bart. Indeß kam die Hausfrau mit einem Kruge Meth gegangen und reichte ihn den Gästen, indem sie mit der Hand das Zeichen des Kreuzes darüber machte, wie sie bei jedem Genusse von Speise und Trank gewohnt war. Da sahen die Fremden einander mit finsteren Blicken an, und der mit dem blutigen Kopftuche sprach: „Ich meine, wir sind unter Christen gekommen, unter Abtrünnige vom Glauben der Väter; denn unsere Wirthin machte ein Zeichen, das ich von sterbenden Franken oft habe machen gesehen.“ — „Ich glaube es auch,“ erwiderte der Andere, „und wir werden hier wohl noch ein Nachspiel der Schlacht halten müssen.“ Darüber wurde die Frau sehr blaß und sprach: „Ihr lieben Herren, thut uns und unserm armen Hause kein Unrecht an! Das Zeichen, welches ihr gesehen habt, soll nur den Hammer des großen Asathor bedeuten.“ Sie wußte nämlich um das Heidenthum nur noch allzugut Bescheid, weil sie erst vor wenigen Jahren daraus bekehrt worden war. Die Gäste beruhigten sich damit und tranken den Meth, während der Knabe die Mutter heimlich zupfte und ihr zuflüsterte: „Mutter, was soll denn das Hammerzeichen? Ich weiß ja von keinem Hammer.“ Sie aber gebot ihm zu schweigen und suchte

die furchtbaren Krieger auf andere Gedanken zu bringen. — Unterdeß war Berthulf, der einstweilen mit den Pferden beschäftigt gewesen war, an den Heerd zurückgekommen, und als er sah, daß die Gäste nur aus einem Kruge tranken, hielt er es ihrem ritterlichen Ansehen nicht für ehrenvoll genug. Er ging nach einem Wandschranke, um ein altes schönes Trinkhorn zu holen, das der Schatz seines Hauses war. Dabei kam er an einem Kreuzesbilde des Herrn vorbei und neigte sich nach seiner Gewohnheit ehrerbietig davor. In demselben Augenblicke hatte der Knabe Reisig in das Feuer geworfen, so daß es höher emporschlug und mit seinem Scheine eben die Stelle des Bildes erleuchtete. „Halt," rief der Kriegsmann, „was ist das für ein Bild, vor dem du den Nacken beugest?" — „Ihr lieben Herren," fiel schnell das kleine Mädchen ein, da es seine Mutter von Neuem erbleichen sah, „es ist ja nur wieder der Hammer Asathor's und weiter nichts." Da trat Berthulf kräftigen Schrittes an das Feuer und sprach: „Davor sei Gott, daß unter meinem Dache irgend eine Lüge laut werde, die nicht sogleich ihren ehrlichen Widerruf fände! Das da an der Wand ist nicht Asathor's Hammer, es ist ein Christusbild am Kreuze." — „Gottlob, Vater," sagte der Knabe, „daß du den Hammergeschichten ein Ende machst. Die Mutter erzählte schon vorhin davon, und ich wußte nicht, was das bedeuten sollte." Alle waren einen Augenblick still, Mutter und Tochter vor Angst, der Knabe innerlich froh, Berthulf und die Gäste in tiefen, ernsten Gedanken. Endlich hub der mit dem blutigen Kopftuche an und sprach: „Ich will dir sagen, abtrünniger Landsmann, daß du vor zwei furchtbaren Richtern stehst. Ich bin der Herzog Wittekind, und dieser ist der Herzog Albion." Da schrie die Frau vor Schrecken laut auf und nahm ihre Tochter in die Arme. Berthulf aber faßte die beiden Herzöge scharf ins Auge und sprach: „Ich habe schon längst einmal gewünscht, euch zu schauen, weil ihr zwei große Kriegshelden seid und wohl verdientet, für meinen lieben Herrn Jesus zu fechten. Jetzt kommt ihr mir freilich ungelegen; und ich werde wohl mein Leben vor euch lassen müssen. Haltet nur Maß in eurer Rache und schonet Hütte und Weib und Kinder!" — „Das wird noch darauf ankommen!" antwortete Albion, sich zornig von seinem Sitze erhebend und das Schwert aus der Scheide reißend. Wittekind

faßte nach der blanken Streitaxt, die er hinter sich an die Wand gelehnt hatte, und stand ebenfalls vom Sessel auf. Beide waren furchtbar anzusehen in ihrem Zorne. Der Knabe hatte indessen das Beil genommen und es dem Vater gegeben. Dann riß er einen Brand aus dem Feuer, stellte sich neben ihn und sagte: „Vater, wir wehren uns doch?“ — „Versteht sich,“ sprach Berthulf, seine Waffe fest fassend, „wir werden fechtend sterben wie ehrliche Sachsen.“ — „Sterben?“ lachte der Knabe, „das ist noch die Frage; der Feind ist ja auch nur zu Zweien.“ — Da sahen sich die Herzöge staunend an und senkten Streitaxt und Schwert, Wittekind aber sagte: „Frieden! Ich verlange nichts weiter als zu hören, wie ein so echter Sachse sich zu der Lehre des Gekreuzigten hat bekennen mögen.“ — „Das will ich euch recht gern erzählen,“ antwortete Berthulf. Sie setzten sich, ihre Waffen ablegend, ruhig um das Feuer, und Berthulf begann folgendermaßen: „Ich war noch ein wilder Jüngling, etwa neunzehn Jahre alt, da zog ich einmal auf der Jagd mit Armbrust und Bolzen durch den Forst. Da begegnete mir ein Christenpriester in langen weißen Kleidern; der ging hier durch unsere Gauen, um die Leute zu der rechten Lehre zu bringen.“ — „Hättest ihn todt schießen sollen!“ unterbrach ihn der finstere Albion. — „Nein,“ erwiderte Berthulf, „so Schlimmes kam mir nicht in den Sinn; aber das muß ich mit Schmerzen bekennen: ich gab unvernünftiger Weise dem frommen Manne Schuld daran, daß mir den ganzen Tag noch kein Wild vor den Schuß gekommen war. Hexenmeister! sagte ich, spannte die Armbrust und hielt sie auf seinen rechten Arm an, hab' ich heute noch nichts geschossen, so will ich doch dich schießen, und du sollst deine Zauberzeichen ein wenig unbehülflicher machen als bisher Damit schwirrte die Sehne und der Pfeil saß unter dem Ellbogen fest. Der Priester zuckte schmerzhaft zusammen und hielt sich die verwundete Stelle, aus der viel Blut floß; zugleich aber sah er mich freundlich an und sagte: ‚Mein Sohn, da unten im Felsengrunde steht ein schöner Hirsch. Wenn du heute ungünstige Jagd gehabt hast, hilft dir der wohl wieder zu deinem Schaden.‘ Ich in der Meinung, er wolle mich mit einem Zauberblendwerk zum Besten haben, eile dahin, um ihm zu zeigen, daß sich ein Sachse niemals fürchtet. Aber der Hirsch steht wirklich da; ich erlege ihn, und als ich mit der Beute zurückkomme, finde ich den

Priester blutend in das Gras gesunken. Doch freundlich mich anlächelnd, spricht er: ‚Siehst du, mein Sohn? Nun hast du ja doch einen guten Fang gethan; das freut mich sehr.‘ Diese Worte brachen mir das Herz, ich fühlte mein Unrecht, trug den frommen Mann in meine Hütte, heilte ihm den Arm und er mir die Seele, und als ich einige Jahre darauf meine Frau heirathete, half ich ihr auf den rechten Weg. Die Kinder haben wir denn natürlich in der Furcht und Liebe unseres theuern Heilandes auferzogen. Nun richtet über mich! Ich aber bitte Gott, daß er euch auch zu seiner Gnade helfe durch Jesum Christum.“ — Wittekind, der nachdenklich zugehört hatte, stand auf, reichte der Hausfrau und den beiden Kindern die Hand und sprach: „Lebet in Frieden!“ Zu Berthulf aber wendete er sich mit den Worten: „An deinem Glauben muß etwas Wahres sein, aber wir haben keine Zeit darüber nachzusinnen. Wir eilen nach meiner Burg Babylonie; des Rastens ist genug, führe uns durch den Wald auf Wegen, die kein Franke weiß!“ Berthulf sprach: „Von Herzen gern!“ und sie machten sich auf. Durch das Dickicht des Waldes ging es am Gebirge in die Höhe, bis sie auf dem Kamme waren. „Nun kehre heim, du treuer Führer!“ sagte Wittekind, „wir sind jetzt geborgen, die Babylonie ist nicht mehr weit. Nimm unsern besten Dank!“ Berthulf nahm Abschied und verschwand im Gebüsche.

In Wittekind's Seele war der Stachel des Zweifels an der Echtheit seiner Religion gedrückt worden, und er vermochte nicht, ihn zu beschwichtigen. Als nun im Winter eine Waffenruhe eingetreten war, ergriff ihn eine wunderbare Sehnsucht zu schauen, wie die Christen ihren vielgepriesenen Gott verehren. Das Weihnachtsfest kam heran, da hüllte sich Wittekind in Bettlerlumpen und schlich sich beim Hereinbrechen des Morgenrothes in das Fränkische Lager. Unerkannt schritt er durch die Reihen der Krieger, die sich zum Gottesdienste anschickten, und gesellte sich zu den Krüppeln, welche am Eingange des Heiligthums harrten, daß man ihnen ein Almosen darreichte. Denn hier, meinte der hohe Bettler, könne er am Unbemerktesten den gepriesenen Karl schauen, wenn er in der Mitte seiner Helden und Gewaltigen aus dem Gotteshause trete. Hart an die Pforte gelehnt, bog er sich hinüber und blickte hinein in die geweihte Wohnung. Da wurden nicht

Pferde und Rinder geopfert wie bei den Heiden, sondern andächtig knieete Karl mit allen seinen Großen vor dem Altare, das Sacrament zu empfangen. Weihrauchduft wallte empor, und die Gesänge der Priester priesen die heilige Nacht, wo die Herrlichkeit des Heilandes sich den Menschen offenbarte. Da wurde Wittekind tief ergriffen von der Pracht und Gewalt des Gottesdienstes der Christen und stumm faltete er die Hände. Es war, als ob das Christuskind ihm lächelnd vom Altare her winkte und spräche: „Komm her zu mir!“ Hier, sagt man, kam ihm zuerst der Entschluß ein Christ zu werden. Als nun Karl hinaustrat und mit funkelnden Augen die Reihen der Bettler und Krüppel durchlief, verweilte sein Blick auf der hohen Gestalt und dem gewaltigen Gliederbau Wittekind's. Wohl ahnend, wer es sei, ging er doch schweigend vorüber, und Jeder empfing sein Almosen. Wittekind aber kehrte in tiefen Gedanken heim zu den Seinen; vor seiner Seele stand fortan bei Tag und bei Nacht das lächelnd winkende Jesuskind.

Nicht lange nach dieser Zeit ritt Wittekind hin über die Berghöhe, auf welcher jetzt das Dorf Bergkirchen liegt, und erwog in sich, welcher Glaube der beste sei, der Gottesdienst seiner Väter oder die neue, siegreiche Lehre der Franken. Und er sprach bei sich selbst: „Ist diese die rechte, möchte ich dann doch ein Zeichen haben, durch welches ich gewiß würde!“ Da trat ein christlicher Priester aus dem Gebüsch und sprach: „Was sinnst du, tapferer Herzog, welcher Weg des Heils der rechte sei?“ — „Ich wünsche ein Zeichen, daß meine Seele zur Ruhe komme“, antwortete Wittekind. „Schaff mir Wasser aus diesem Felsen, und ich will mich taufen lassen.“ Da betete der Priester, und in demselben Augenblicke stampft wiehernd das Roß, und unter seinem Hufe springt aus dem felsigen Boden ein mächtiger Quell hervor. Und Wittekind steigt ab und trinkt von dem Wasser und gelobt ein Christ zu werden.

Bald hernach sandte er ins Frankenlager, dem König Karl seinen Entschluß anzuzeigen. Der ließ ihn voll Freuden mit seinen Sachsen herkommen, ward selbst sein Pathe, als die Taufe in großer Pracht gefeiert wurde, und umarmte ihn als seinen Bruder. Lauter Jubel aber erscholl durch das Frankenheer, denn dieser Eine war ihnen mehr werth, als zehn gewonnene Schlachten. König Karl hielt ihn, so lange er lebte, hoch in Ehren und gab ihm ein neues Wappenschild, indem

er das schwarze Roß ohne Zügel und Gebiß, welches Wittekind bis dahin in seinem Schilde geführt hatte, in ein weißes verwandelte, damit die weiße Farbe ein Zeichen seines aufrichtigen Glaubens an Jesum Christum sei. Ueber dem Quellborn zu Bergkirchen aber baute Wittekind eine Kirche, welche noch heutigen Tages steht. Nach O. Klopp u. W. Redecker.

103. Wittekind's Ende.

Eine Sage.

Nordwestlich von Herford liegt ein unscheinbares kleines Dorf, welches gewiß das merkwürdigste Westfalens ist; es heißt Enger und war einst eine stolze Stadt, die den ganzen Gau der Angrivarier beherrschte, und in ihr stand auch die Königsburg Wittekind's. (König nennt ihn allgemein die Volkssage, obwohl Karl der Große ihm nach seiner Bekehrung nur ein erbliches Herzogthum über Westfalen und Engern übertrug.) Die Stadt Enger hatte sieben Thore, sie dehnte sich gen Süden bis an den Elsterbusch aus; Wester-Enger aber war die Vorstadt, und hier hatte der König ein Vorwerk, dem auch noch der Name geblieben ist. Von dieser alten Stadt entdeckt man jetzt fast keine Spur mehr. Die Kirche und an ihrer Südseite, am Raine des etwas erhöht liegenden Friedhofs, der die Kirche umgiebt, ein kleines Mauerstück von Wittekind's Burg, sind Alles, was aus des Herzogs Tagen übrig geblieben ist. Die Entstehung der Kirche und der Burg wird nach der mündlichen Ueberlieferung des Volkes so erzählt. Als Wittekind ein Christ geworden war und Frieden im Lande hatte, da beschloß er sich einen Königssitz zu bauen, wo er in Ruhe, seine treuesten Genossen um sich, den Rest seiner Tage verleben könnte. Drei Orte aber waren ihm vor Allem lieb: die Höhe von Bünde, der Werder von Rehme und das fruchtbare, weidenreiche, rings von Hügeln umschlossene Angerthal; unschlüssig über die Wahl, erklärte er, er würde den Ort wählen, wo zuerst eine Kirche erbaut sein würde. Nun begann man an allen drei Orten eifrig zu arbeiten; aber der Baumeister im Angerthale war der listigste. Er baute, sich buchstäblich an des Königs Wort haltend, eine Kirche ohne Thurm, und die stand bald fertig da. Dieser Baumeister ist ein Mohr gewesen und hat seinen Kopf, in Stein ausgehauen, zu einem Wahrzeichen an die Kirche gesetzt, wo er noch heutigen Tages

an der Ostseite zu sehen ist. So errichtete Wittekind an dieser Stelle seine Burg und ließ zugleich der Kirche den noch fehlenden Thurm mit gehöriger Muße ansetzen. Die Stadt entstand umher und umschloß mit ihren Mauern das jetzige Marktfeld, wo sich der Hauptplatz befand, und das Opferfeld, wo man zuvor den heidnischen Göttern Menschenopfer gebracht hatte, nebst mehreren anderen Feldstücken, über welche jetzt Pflug und Egge fahren. In der Nähe aber siedelten sich die Sattelmeier an, welche noch heute die Umgegend von Enger auszeichnen. Das waren Wittekind's Saalgenossen oder sein nächstes Gefolge; sie mußten ihn zu Pferde begleiten, und noch lange nachher hatten ihre Höfe die Verpflichtung, einen berittenen Mann in den Heerbann zu stellen. Es sind ihrer jetzt noch vierzehn vorhanden, sieben in der Nähe von Enger, die anderen weiterhin nach Werther, Dornberg, Schildesche und Heepen zu. Wenn sie mit dem König ritten, so begann der zu Hiddenhausen den Zug und der Meier zu Hücker schloß ihn; Ringsmeier war Aufseher des Marstalls, Ebmeier Wildmeister und ordnete die Jagden. Barmeier war das Haupt der Hirten, welche die zahlreichen Sauheerden des Königs weideten; Windmeier war Wittekind's Jäger und nährte seine Hunde. Die Sattelmeier hatten noch bis auf unsere Zeit den Genuß manches Vorrechts, das aus alter Zeit ihnen angestammt war: sie waren zehntfrei und wurden besonders feierlich bestattet; es wurde ein gesatteltes Pferd hinter ihrem Sarge hergeführt; dieser aber vor der Einsenkung auf dem Kirchhofe in die Kirche getragen und auf den Chor niedergesetzt, als wollte der Todte hier noch zuletzt von der Grabstätte seines Königs Abschied nehmen.

Viele andere Erinnerungen an den großen Heerführer bewahrt in Namen und Anklängen die Gegend. Man zeigt im Dorfe Enger die Stellen, wo seine Küche und der Küchengarten, wo das Backhaus und der Hühnerhof lagen; Pferdeschwemme und der Burggraben werden gewiesen, ja der achteckige ausgekehlte Stein, welcher einst über der Schloßpforte lag und die Krone trug. Unfern des Ortes bei einem dornbewachsenen Hügel sieht man den Platz von Wittekind's Vogelheerd und Vogelhaus, bei dem er oft und gern verweilte und zwei Burschen zu Fang und Pflege der Thiere angestellt hatte. An der Stelle der Umgegend, wo gegenwärtig die

heiligen sieben Buchen, das Wahrzeichen des Gaues, stehen, hatte er eine Warte zur Rundschau erbauen lassen neben einer Eiche, die ein Heiligthum aus alter Zeit war. An der Stelle des uralten heiligen Baumes wuchs später die wunderbare Buche auf, deren Ueberreste noch zu schauen sind; es war ein Stamm, der nahe an der Erde in sieben mächtige Aeste sich auseinander zweigte und, oben wieder vereinigt, mit den sieben Wipfeln die gewaltige Krone eines einzigen Riesenbaumes bildete.

Wittekind's Gebeine selbst ruhen in der stillen, einfachen Dorfkirche, die in ihrer etwas verworrenen Bauart ein hohes Alter verräth. Das Grabmal auf dem Chore, von Kaiser Karl IV., der persönlich die Stätte besuchte, 1377 errichtet, zeigt den alten Helden in Stein ausgehauen, man weiß nicht, ob nach einem ältern Bilde oder nach dem, welches sich der Künstler von ihm machte. Er ist in ein weites und bis auf die Füße reichendes Gewand gekleidet, auf dem Edelsteine angedeutet scheinen; die linke Hand hält den Scepter, die rechte ruhet auf der Brust. Wittekind ist ohne Bart mit kurzem Haupthaar abgebildet, das zum Theil von einer mützenartigen Kopfbedeckung verhüllt wird. Die Füße stecken in einer Art Schnabelschuhe, die bis an die Zehen aufgeschlitzt und ohne Bänder zur Befestigung sind. Das Monument trägt an der linken Seite des Würfels in lateinischer Sprache die Inschrift: „**Grabmahl Wittekind's, des Sohnes Warnechius, Königs der Angrivarier, des tapfersten Heerführers der zwölf Häuptlinge des Sachsenlandes. Er starb im Jahre des Herrn 807 und hinterließ das Reich seinem Sohne Wighert.**“

Noch jetzt wird jährlich am Dreikönigsfeste eine Stunde lang von 12 bis 1 Uhr, ihm zu Ehren wie einem Heiligen geläutet. Dann versammeln sich die Kinder des Ortes in der Schule, ziehen in langen Reihen von der nördlichen Seitenpforte durch die Kirche nach der südlichen, wo sie von den Kirchenältesten besonders dazu gewidmete Semmeln, sogenannte Timpen, empfangen, von denen die Feier den Namen Timpenfest erhalten hat. Dann nahen die Ortsarmen dem Altare, wo sie mit Brod und Fleisch beschenkt werden. An den Ursprung dieser auch die „Wekingsspende“ genannten Stiftung knüpft sich eine Sage. Wittekind hatte in seinem hohen Alter den launigen Einfall, die Anhänglichkeit seiner Engerer dadurch zu erproben, daß er das Gerücht seines plötzlichen Todes verbreiten

ließ. Nun mußte es sich zeigen, wer ihm gern und willig das letzte Geleit geben würde. Als sich zur angesetzten Stunde die Menge der Leidtragenden versammelt hatte, trat auf einmal der Todtgeglaubte fröhlich und wohlbehalten unter sie. Er bewilligte ihnen für ewige Zeiten Zehntfreiheit; aber über jene, welche zu Hause geblieben waren, verhängte er die Strafe, alljährlich an seinem Todestage an die Ortsarmen Brod und Fleisch zu spenden, ein Gebrauch, der nun über tausend Jahre lang bestanden hat, obwohl Wittekind's Gebeine wohl über 400 Jahre nicht hier, sondern in Herford waren. Wittekind hatte nämlich bei der Kirche ein Collegiatstift gegründet und mit reichen Besitzthümern ausgestattet. Als aber im Laufe der Zeit der Ort verödete, gefiel es den Stiftsherren nicht länger in dem einsamen Dorfe, und das ganze Kapitel zog nach Herford, nachdem es seine Ländereien und Güter vermiethet hatte. Nach Herford sollte nun auch Zins und Zehnte abgeliefert werden; aber die Pflichtigen weigerten sich allesammt und wollten nur beim Grabe ihres Königs ihre Gefälle niederlegen. Da nahmen die Stiftsherren zur List ihre Zuflucht. Heimlich in stiller Nacht ließen sie die Gruft öffnen und die Ueberreste des Königs nach Herford schaffen, wohin nun die Gefälle folgen mußten. Erst als das Stift aufgehoben war, wurden die Gebeine Wittekind's den Engerern durch Urtheil und Recht wiedergegeben; es haben die Sattelmeier sie von Herford eingeholt und in ihre Kirche getragen, und dann nicht in dem alten Grabe, sondern in einem Glaskasten in der Sakristei der Kirche beigesetzt.

Nach F. Freiligrath u. L. Schücking.

---

104. Edle Charakterzüge Herzogs Erich des Aeltern von Calenberg.

Als Kaiser Maximilian nach der Schlacht bei Regensburg 1504 die Festung Kufstein in Tyrol belagerte, war auch Herzog Erich unter den zahlreichen Rittern, welche an der schwierigen Belagerung theilnahmen; denn Erich war Maximilian's Pathe und Günstling, welchen der Kaiser schon längst vorzüglich hochachtete. Lange dauerte die Belagerung. Den wiederholten Stürmen und Berennungen trotzte stets die starke Bergveste. Da schwor der Kaiser, die gesammte zur Uebergabe so wenig

geneigte Besatzung aufhängen zu lassen, sobald die Festung in seinen Händen sei. Wer eine Fürsprache wagen werde, den solle ein Backenstreich züchtigen. Dennoch wagte Herzog Erich, als die Veste endlich übergeben worden war und schon mehrere von der Besatzung ihr Leben verloren hatten, von edlem Mitleid getrieben, diese Fürsprache und erhielt zu seiner großen Freude Begnadigung für die noch übrigen Tapferen. Seinem Schwure zu genügen, erhob der Kaiser die Hand und schlug den Herzog lächelnd sanft auf die Wange.

Nach Beendigung der Hildesheimischen Stiftsfehde befand sich der Herzog in einer großen Schuldenlast, welche neben den Kriegskosten noch durch wuchernde Gläubiger vermehrt wurde. Weit entfernt aber war der edle Fürst, sich an seinen durch die Kriegsdrangsale schon so hart mitgenommenen armen Unterthanen zu erholen. Um vielmehr die Last von diesen fern zu halten, veräußerte er seine kostbarsten Kleinodien, wie schmerzlich ihm auch die Verzichtleistung auf manche derselben sein mochte. Selbst sein liebstes Prachtstück, ein aus Gold gearbeiteter und mit Edelsteinen besetzter Mundbecher mußte verkauft werden. Als die Reihe an diesen ihm so theuern Pokal kam und der damalige Kanzler Jakob Reinharter, welchen diese edelmüthige Selbstverleugnung des Fürsten tief rührte, den Herzog davon zurückbringen wollte, erwiderte der wackere Fürst: „Ja, mein lieber Kanzler! Aber wie soll ich's denn machen? Ich bin ein armer Fürst, und meine armen Leutlein können mir nicht mehr geben!“

Ueberhaupt trug der Herzog ein Herz im Busen, das nie gefühllos blieb bei der Noth seiner Unterthanen, welche er wie ein Vater liebte. Dies bewies er auf eine glänzende Weise bei dem Brande zu Hardegsen im Jahre 1533. Ohne Verzug eilte er auf erhaltene Nachricht an den Ort des Unglücks und ward bis zu Thränen gerührt, als ihm die abgebrannten Bürger mit ihren weinenden Weibern und jammernden Kindern entgegen kamen. Nicht nur tröstend und rathend, sondern auch helfend, wie es einem liebevollen Landesvater ziemt, hatte er erscheinen wollen. Darum wich er mit seiner edlen Gemahlin, welche mit ihm die Freude des Wohlthuns hatte theilen wollen und deshalb von Münden aus ihm gefolgt war, nicht eher von der Stelle, als bis zur Befriedigung der ersten Bedürfnisse das mitgebrachte Geld unter die Hülfsbedürftigen

vertheilt war, und bis die nöthigen Befehle zur Anweisung des Holzbedarfs aus seinen eigenen Forsten zum Wiederaufbau der Stadt ertheilt, und endlich durch Erlassung mehrerer Abgaben den Unglücklichen auch die schweren Sorgen für die Zukunft erleichtert waren.

Durch die Geldverlegenheit des Herzogs gelang es einem betrüglichen Alchymisten, den Fürsten für seine Kunst zu gewinnen; der Abenteurer versicherte, Kupfer in Gold oder Silber verwandeln zu können, zeigte auch mehrere angeblich durch Alchymie gewonnene Goldstücke und versprach, durch seine Kunst dem Herzoge aus allen seinen Schulden zu helfen. Aber wie lockend auch diese Verheißung war, und wie sehr auch der Glaube an die geheimen Künste der Alchymie sich damals der Gemüther, selbst vieler Gelehrten und Großen bemächtigt hatte: — Herzog Erich, dem Aberglauben seiner Zeit entrückt, ließ gleichwohl durch solche Vorspiegelungen sich nicht blenden. Er forschte der Sache tiefer nach. Und als er nun herausgebracht hatte, daß das auf solche Weise gewonnene Gold und Silber zwar bis zur neunten Verarbeitung Probe halte, dann aber allmälig an Güte verliere; da sprach er zornig: „Ei, du loser Schelm, ich habe mein graues Haar vor allen Fürsten des Reichs mit Ehren getragen, und du wolltest mich noch in meinem hohen Alter zu einem Land- und Leutebetrüger machen? Hebe dich weg von mir, oder ich lasse dir die Augen ausreißen!"

Von seiner entschiedenen Liebe zur Eintracht gab Erich im Jahre 1533 zu Hannover einen sprechenden Beweis. Dort waren in Folge der Einführung der Reformation bedenkliche Unruhen unter den Bürgern ausgebrochen, welche den Rath der Stadt veranlaßten, den Herzog um schleunige Verfügungen zu bitten. Herzog Erich eilte selbst nach Hannover. Da aber der Aufruhr immer größer wurde, rief er dem Rathe zu: „Haltet mir das Geleit! Helft mir hinaus und sehet zu, wie ihr die Bürger stillet!" Und als nun der Bürgermeister Schacht versicherte, der Herzog habe so gut Geleit als der Magistrat, erwiderte er: „Ihr habt Recht. Ihr wollt mir Geleit zusagen, und habt selbst keins!" Endlich schlug der älteste Worthalter Arensberg vor, es möge ins Stadtbuch geschrieben werden, daß Seine Fürstliche Gnaden die angefangene Religionsänderung weder geheißen noch verboten habe. Dies ge-

nehmigte der Herzog mit den treuherzigen Worten, „so man's nicht vorn einschreiben wolle, möge man es hinten einschreiben; es sei ihm gleich; — er wolle nur Eintracht unter den Bürgern machen.“ — Uebrigens ward Erich nach diesen Vorgängen immer nachsichtiger und duldsamer in Religionssachen. Nirgends hemmte er die Kirchenreform, welche fast in allen Städten begonnen wurde. Seine Gemahlin, die Herzogin Elisabeth, eine Tochter des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, mochte schon früher in ihrem Herzen der Evangelischen Lehre geneigt gewesen sein und wandte sich endlich noch bei Lebzeiten des Herzogs dem Lutherthume ganz zu. Mit ihren Hofdamen und ihrer sonstigen Umgebung ließ sie sich im Jahre 1538 von Conrad Brecht, Pfarrer zu Großen-Schneen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen. Auf ihr Aufsuchen ward es von dem Landgrafen Philipp von Hessen dem berühmten, schon in Goslar thätig gewesenen Reformator Anton Corvinus, damals zu Witzenhausen, im Jahre 1539 gestattet, zum ferneren Unterrichte der Herzogin und ihrer Umgebung von Zeit zu Zeit nach Münden zu reisen. Bei Corvinus Ankunft äußerte der Herzog, welcher eben nach Hagenau zu dem angesetzten Reichstage abreis'te: „Weil die Herzogin uns in unserm Glauben nicht hindert, so wollen wir sie auch in ihrem Glauben ungehindert und unbetrübt lassen!“ Eduard Crusius.

105. Kloster Mariensee.

Mariensee, ehemals zur Grafschaft Wölpe gehörig und eine Meile nördlich von Neustadt a. Rbge. belegen, ist ein Kloster, welches Graf Bernhard zuerst bei Vorenhagen an der Weser im Jahre 1180 gründete. Im Jahre 1215 ward es nach Mariensee verlegt und von Bernhardiner Nonnen besetzt. Der ältere Ortsname war Catenhusen, welches sogar eine Stadt gewesen sein soll. Der Name Mariensee wird daher abgeleitet, daß man bei einer Ueberschwemmung auf dem Wasser ein Marienbild fand. Das Kloster ward mit ansehnlichen Gütern dotirt und später durch Schenkungen bereichert. Noch jetzt hat es vier Pfarren zu vergeben, zu Basse, Mariensee, Dudensen (Dünsen) und Kirchwehren. Gleich den Klöstern Marienrode, Marienwerder und Loccum erwarb es sich Besitzungen in der befestigten Altstadt Hannover, um den leichteren Verkauf der

Früchte bewerkstelligen zu können und einen Zufluchtsort gegen ritterliche Ueberfälle und Räubereien zu haben. Nachdem die Grafschaft Wölpe bereits in die Hände der Welfenfürsten gekommen war, ward auch in Mariensee die damals überall betriebene Kloster-Reformation zur Einführung gebracht. Herzog Wilhelm hatte den Bischof zu Minden, welcher den Nonnen bis dahin gegen Geld nachgesehen hatte, endlich vermocht, seinen Weihbischof nebst einigen Andern ihm zum Beistande zu schicken. Diese gingen voraus ins Kloster, um den Nonnen die Reformation anzukündigen. Sie weigerten sich aber, derselben sich zu fügen. Der Herzog ließ deshalb einen großen Wagen vor das Kloster fahren, um nöthigenfalls die widerspenstigen Nonnen wegfahren zu lassen. Sie hatten sich hinter dem Altare aufs Dach geflüchtet. Als man berathschlagte, wie man sie von da herunter bringen könne, fand der Probst Busch noch eine einzelne Nonne auf dem Chore, welcher er eröffnete, der Herzog sei entschlossen, gegen Abend alle Nonnen auf das Schloß Neustadt, des andern Tags aber auf den Calenberg und von dort außer Landes bringen zu lassen. Dies wirkte. Die Nonnen kamen herab und ließen sich Alles gefallen, worauf sie beichteten, communicirten und vom Banne freigesprochen wurden. Als man aber zur Reformation selbst schreiten wollte, widersprachen sie, stimmten den Verwünschungsgesang an, ergriffen die brennenden Kerzen und verfolgten die Reformatoren aus der Kirche. Eine junge Nonne verfolgte sie noch auf dem Kirchhofe, stürzte auf die Kniee, biß zum Zeichen der Verwünschung in die Erde und warf mit Steinen nach ihnen. Es ward den Nonnen nun eröffnet, daß man bald zurückkehren werde, um sie zum Gehorsam zu bringen. Der Probst Busch bestieg auf Befehl des Herzogs einen großen vierspännigen Wagen und fuhr zum Kloster Derneburg im Hildesheimschen, um von dort die Aebtissin, die Priorin und zwei andere Nonnen zu holen. Mit ihnen kam er Tags darauf nach Mariensee. Die Priorin aus Derneburg ward Aebtissin und setzte nun auch hier die Reformation durch.

Um diese Zeit befand sich in Mariensee die natürliche Tochter des Herzogs Wilhelm des Aeltern, Sophie, als Nonne, eine eben so geistreiche als schöne Person. Sie ward verführt von dem Caplan des Klosters, entfloh mit ihm in Mannskleidern

und ward von ihrem Verführer nach drei Tagen wilder Freuden treulos verlassen, indem er aus Furcht vor dem Herzog das Land mied. Sieben Jahre hindurch führte sie nun ein herumirrendes Leben, gebar mehrere Kinder und kam zuletzt als Amme zu einem Bürgermeister in Hildesheim. (Vergl. die Sage von Karl Seifart: „Die Prinzessin in Hildesheim", Nr. 53 im 3. Buche dieses Werkes.) Durch eine nächtliche Erscheinung ihres verstorbenen Säuglings ging sie in sich, gab sich ihrer Umgebung zu erkennen und ward zum Probst Busch gebracht, welcher sie beichten ließ und nach Derneburg brachte, wo über die Ankunft dieser liebenswürdigen Schwester große Freude herrschte. Von hier ward sie ihrem Vater zugeführt und auf dessen Beschluß nach Mariensee zurückgebracht, wo sie ihre Tage beschloß.

Die Reformation Luther's fand in Mariensee 1543 Eingang. Der dortige Klosterprediger ward sehr tüchtig befunden, die Pfarre aber zu klein, weshalb man Wulfelade von der Pfarre Mandelsloh nahm und nebst einigen Meiereien, jetzt die Vorbürger genannt, der Pfarre Mariensee nebst den Einkünften verwies. Wegen des Fastens ward dem Probste empfohlen, den alten schwachen Nonnen die Krippe nicht zu hoch zu setzen. Der Uebertritt des Herzogs Erich II. zum Katholicismus hat auch in Mariensee einige Nonnen bewogen, wieder katholisch zu werden, wie man bei der 1588 angestellten Visitation fand. Doch ward bald Alles wieder evangelisch geregelt. Im dreißigjährigen Kriege hatte auch dies Kloster viele Drangsale zu erleiden. Im Jahre 1726 erhielt es ein neues Gebäude, in welchem gegenwärtig eine Aebtissin mit 16 Chanoinessen Platz finden. — In Mariensee wurde im Jahre 1748 der bekannte Dichter Hölty, dessen Elegie auf den Tod eines Landmädchens und: „Ueb immer Treu und Redlichkeit" uns Allen wohl bekannt ist, und der schon so früh (im Jahre 1776) zu Hannover starb, geboren. W. Görges.

106. Die Brille bei Lehe.

Eine Sage.

In der Leher Haide, rechts an dem Wege von Lehe nach dem Veermoore, liegen zwei runde Möre in kleiner Entfernung neben einander, die Aehnlichkeit mit den beiden Augen einer

Brille haben, auch so genannt werden, und der lutherischen Pfarre zu Lehe gehören. Einige hundert Schritt nördlich von diesen Mören stehen zwei Hügel ebenfalls neben einander, die aber bei Cultivirung der Haide jetzt zum Theil schon abgetragen worden sind. In diesen Hügeln wohnte in den Zeiten, wo es noch Riesen auf der Erde gab, ein Hüne oder Riese. Darin führte er ein gar einsames Leben, hatte aber einen Zwerg als Diener bei sich, welchen er, als er selbst alt und schwach geworden war, als Boten gebrauchte und auf die benachbarten Dörfer schickte. Eines Tages hatte er ihn nach dem Dorfe Spaden gesandt; nach des Riesen Meinung blieb der Zwerg über die Zeit lange aus, denn der alte Riese hatte schon früher diesen Weg in wenigen Schritten zurückgelegt, zu dem der Zwerg mehrere tausend nöthig hatte. Voll Sehnsucht blickt er der Ankunft des Zwerges entgegen, der läßt aber noch immer sich nicht sehen. Da denkt der Riese: „Vielleicht kann ich ihn nicht sehen, weil er so klein ist und meine Augen vor Alter dunkel sind; ich will meine Brille aufsetzen und sehen, ob er kommt.“ Er setzt die Brille auf die Nase, geht einige Schritte vorwärts dem Zwerge entgegen. Da er aber die Nase der Brille wegen recht hoch halten muß, so bemerkt er nicht zu seinen Füßen die Unebenheiten und Löcher in der Haide; kurz, er stolpert und fällt so schwerfällig auf die Kniee, daß ihm die Brille von der Nase fliegt. Zornig greift er sie auf und wirft sie, da er sie als die Ursache seines Fallens betrachtet, weit von sich und würde den Zwerg ihr ganz gewiß nachgeworfen haben, wenn er ihn gehabt hätte, so erbos't war er über sein langes Ausbleiben; und er stampfte dabei mit den Füßen so gewaltig auf die Erde, daß sie erbebte. Der Zwerg war aber nicht weit mehr entfernt, nur hatte ihn der Riese durch die Brille übersehen, sowie der Zwerg den Riesen nicht bemerkte wegen des langen Haidekrauts, das zur Seite des Weges stand, über welches hinaus der Zwerg nicht sehen konnte, und meinte, daß es ein Erdbeben sei, als er das Zittern unter seinen Füßen fühlte. Die Brille war in einen Sumpf gefallen und tief hinein gesunken, und wiewohl der alte Riese sie nachher gern wieder gehabt hätte, so konnte er sie selbst aus dem Sumpfe nicht herausheben, weil er von wegen seiner Schwere hinein gesunken wäre; der Zwerg aber konnte sie kaum bewegen, geschweige denn tragen. So mußte sie wohl

liegen bleiben und liegt dort noch bis auf diesen Tag unter einer Torfschicht, die sich in den Jahrhunderten nach des Riesen Tode darüber gelagert hat und genau die Stelle anzeigt, wo die beiden Augen der Brille liegen. Zwischen beiden hin zieht sich ein schmaler Strich Haideland, wo der Nasenbügel derselben liegt. Unter einem von jenen zwei Hügeln liegt der Riese auch begraben, nur kann Niemand genau sagen, unter welchem?

Knöner.

107. Das steinerne Kreuz bei der Raubkammer.

Eine Sage.

Zwischen den Dörfern Munster und Amelinghausen im Lüneburgschen liegt ein großer Wald, die „Raubkammer" benannt, an der sich ein Weg hinzieht, in dessen Nähe sich noch gegenwärtig ein steinernes Kreuz befindet, über dessen Ursprung man sich die folgende Sage erzählt: Dicht bei Amelinghausen erhob sich vor Jahrhunderten die Burg Bockum, auf welcher der wilde rauf- und fehdelustige Ritter Tzarenhusen — der Schrecken und die Geißel aller durch die Haide dahinziehenden Krämer und Handwerker — hauste und die Straßen und Wege der Lüneburger Lande unsicher und gefährdet machte. Nun fand eines Tages in Amelinghausen Markt statt, auf dem man fast alle Krämer der umliegenden Flecken und Dörfer erblickte, unter ihnen auch den Krämer von Munster. Dieser, der am Abend noch heim wollte, ward gewarnt, sich vorzusehen, da er, um sein Dorf zu erreichen, die Raubkammer passiren mußte, und Tzarenhusen, der Heckenritter, wohl schon in Erfahrung gebracht haben würde, daß er viel Geld bei sich führe, nach dem Jener bekanntlich ein gar großes Gelüste habe. Der Krämer, ängstlich gemacht, wollte unter solchen Umständen wenigstens nicht unbewaffnet der Gefahr die Stirn bieten, lieh sich also von einem Freunde eine Donnerbüchse, welche er indeß nicht mit einer Kugel, sondern mit einem silbernen Knopfe lud, den er aus seinem Brusttuche nahm und der nach seiner Meinung sicher treffen mußte. So bewaffnet trat er den Heimweg an. Eben war er bei der Burg Bockum angelangt, als ihm der böse Tzarenhusen schon mit seinen Knappen entgegensprengte und ihm befahl, augenblicklich sein Gefährt anzuhalten und sich seinen Anordnungen zu fügen. Der Krämer aber, der die Sache unrecht verstand, nahm seine Donnerbüchse, drückte

dieselbe auf den Andringenden ab, und der Ritter, dem der silberne Knopf mitten ins Herz gedrungen war, stürzte entseelt nieder. Mit ihm erlosch das edle Geschlecht Derer von Tzarenhusen. Dem Krämer aber gelang es, in der Verwirrung glücklich zu entrinnen, und er errichtete später an der Stelle, woselbst er den Ritter erschossen, das steinerne Kreuz.

Etwas abweichend erzählt eine andere Sage den Fall also: Einst kam ein Tabuletkrämer aus Uelzen nach Bockum und bot dem Ritter Tzarenhusen seine Waaren an, welche dieser zur Verwunderung des Verkäufers ohne alles Feilschen mit den geforderten, nicht geringen Preisen sofort bezahlte. Stutzig gemacht, sah der Krämer, wie der Ritter, von dessen Stegreifreiten er genugsam Kunde hatte, einem der Knechte einen heimlichen Wink gab, hörte auch, daß Tzarenhusen, als seine Frau ihm wegen der gezahlten hohen Preise Vorwürfe machte, leise sagte: „Man sachte, wi willt et schon wedder kriegen.“ Voll Angst und Zagen nahm der Krämer Abschied und theilte seinem Knechte das Gehörte mit, welcher, gleichfalls von Angst und Schrecken gepackt, auf die Pferde einhieb, daß sie in raschem Trabe dahinfuhren und sich von Bockum immer mehr entfernten. Sie waren eben bei der Raubkammer angelangt und glaubten sich schon geborgen, als sie plötzlich in weiter Ferne eine Reiterschaar hinter sich hersprengen sahen. Leicht errathend, daß es kein Anderer als der Tzarenhusen war, auch wohl erkennend, daß sie nicht entfliehen konnten, setzten sich die Verfolgten in Vertheidigungszustand, da sie entschlossen waren, ihr Eigenthum freiwillig nimmer herauszugeben. Der Krämer nahm daher seine Donnerbüchse, senkte eine neue Kugel — aus der Bleieinfassung eines Kirchenfensters gegossen — in den Lauf und schloß die Ladung dann mit einer von dem Knechte geschnittenen dünnen Speckscheibe — „damit dat Dings dreppt (trifft)“. Eben war er damit fertig, als Tzarenhusen auch schon mit seinen Mannen bei dem Wagen angelangt war und den Krämer mit zorniger Rede aufforderte, das vorhin von ihm erhaltene Geld ungesäumt freiwillig wieder herauszugeben, widrigenfalls er ihn dazu zwingen werde. Als Antwort brannte der Bedrohte seine Donnerbüchse ab, und der Ritter fiel, mitten ins Herz getroffen, todt vom Rosse. Der Krämer aber trieb seine Pferde an, und es gelang ihm wirklich, den Mannen des Ritters, die in dem Augenblicke um

ihren Herrn bemüht waren, glücklich zu entwischen. Die Knappen legten den Letzten seines Stammes auf einen ledigen Gaul und führten ihn heim nach Bockum, wobei Einer derselben in seinen grauen Bart brummte: „Tzarenhusen, hebbe eck et nich schon lange seggt, dat et mal sau komen wolle?" Der Ort, woselbst Tzarenhusen gefallen und das steinerne Kreuz steht, heißt noch heute „das hohe Kreuz". Adolf Beneke.

108. Pastor Breyhan zu Hermannsburg.

Die Geschichte, die ich jetzt erzählen will, ist in Hermannsburg geschehen, es ist einmal eine schöne Passionsgeschichte, und dann giebt sie ein gar liebliches Bild von dem Verhältniß, in welchem damals Fürsten und Unterthanen zu einander standen. Der dreißigjährige Krieg hatte entsetzliches Elend über unser Land gebracht. Die Verheerungen hatten sich auch auf die Kirchen erstreckt. So hatten z. B. die Kaiserlichen nicht nur die Kirche in Hermannsburg geplündert und Alles, was von Werth war, mitgenommen, es waren ja dort lutherische Ketzer; sondern auch im Thurm hatten sie alle Glocken zerschlagen und schon fünf Frachtwagen voll Erz weggeführt, um Kanonen daraus zu gießen. Auch die letzte große Glocke war zerschlagen und sollte weggeführt werden von den Kroaten; man hatte schon die Pferde vor den Wagen gespannt, als plötzlich Hörnerklang und der Schlachtruf: „Gott mit uns!" lutherische Kriegsleute ankündigte und die Kroaten verjagte. Dies Metall war also zurückgeblieben. Nach dem dreißigjährigen Kriege sammelten sich allmälig die Leute wieder, doch war ihre Zahl sehr gering und mancher Hof mußte wüste liegen bleiben, weil keine Bebauer da waren und auch kein Vieh. Es sollen zuerst nur zehn Familien mit vier Ochsen und zwei Kühen wieder gekommen sein nach unserem Kirchdorf. Dazu herrschten auch nach dem Ende des Krieges fast beständig Seuchen, so daß z. B. in den dreißig Jahren von 1650 bis 1680 drei Pastoren nach einander an ansteckenden Seuchen starben, nämlich Andreas Kruse, Paulus Boccatius, Johannes Buchholz, und der vierte, Justus Theodor Breyhan, welcher 1686 starb, drei Mal am Tode gelegen hatte. Das waren betrübte Zeiten! Dieser Breyhan war ein kindlich frommer Mann, der von seiner Gemeinde auf den Händen getragen wurde, denn sie hatten im Geistlichen und Leiblichen keinen

besseren Berather als ihn. Als ein rechter Vater stand er an den Betten der Kranken und Sterbenden, daß sie doch selig sterben möchten, und als ein rechter Vater tröstete er die Ueberlebenden und goß durch das lebendige und kräftige Wort der Predigt neue Kraft und neuen Glaubensmuth in aller Herzen. Dabei war dieser Mann ein sonderlicher Liebhaber des Glockentons. Er meinte, es sei doch merkwürdig, daß der himmlische König aus demselben Metalle Seine Glocken gießen ließe, aus welchem die irdischen Fürsten ihre Kanonen gießen ließen, und sein höchster Wunsch war eine große Läuteglocke wieder zu bekommen. Das Metall war ja auch noch da; aber wer sollte sie gießen lassen? Nur eine kleine Glocke hing noch oben im Thurm, welche die Bingelglocke genannt wurde und aus dem Jahre 1495 stammte (sie ist jetzt noch da), und die für die Kroaten zu unbedeutend gewesen war. Mit der mußte Sonntags zur Kirche gebingelt werden, mit der mußte zur Leiche gebingelt werden. Das war zwar auch ein schöner, lieblicher, heller Ton; aber der fromme liebe Breyhan weinte doch oft seine hellen Thränen, wenn er ihren Schall hörte; er meinte, das wäre doch gar zu despectirlich für den großen König im Himmel, daß Er keine bessere Glocke habe. Er konnte zuletzt kaum davor schlafen. Besonders groß war immer seine Traurigkeit an den hohen Festtagen und in der Passionszeit und bei Leichenbegängnissen. Einst in der Fastenzeit des Jahres 1680 war er wieder todtkrank gewesen und in seinen Fieberphantasien hatte er immer zu dem lieben Gott gesagt, Er möge ihn doch nicht eher sterben lassen, als bis er ordentlich zu Grabe geläutet werden könne. Er genas wieder und konnte Charfreitag wieder predigen. Die Gemeinde weinte vor Freuden, daß sie ihren lieben Vater wieder unter sich hatte, und nie ist wohl brünstiger dem HErrn gedankt worden in der Gemeine als an dem Tage. Die Osterfesttage gingen auch vorüber und sie freuten sich miteinander der glorreichen Auferstehung des HErrn Jesu. Am dritten Ostertage (damals waren immer noch drei Festtage) sagte er zu der Gemeine, sie sollten treu für ihn beten, denn er wolle morgen eine Glockenreise thun, das habe er dem HErrn in seiner Krankheit gelobt. Am andern Morgen hielt sein alter, redlicher Pfarrmeier Ebel mit einem Bauerwägelein vor der Thür und fragte ihn, wohin es denn gehen solle, und ob es eine lange oder eine kurze Reise sein solle. Der Mann hatte nämlich die Verpflichtung, für seinen Pfarrer einige lange Rei-

sen auf mehrere Tage und einige kurze Reisen auf einen Tag zu thun. Eine kurze soll's heute sein, erwiderte der Pastor, ich gedenke mit Gottes Hülfe nach Celle zu fahren. Nachdem Ebel noch der Morgenandacht im Pfarrhause beigewohnt hatte, denn das hatte er sich nicht nehmen lassen, stieg Breyhan zu Wagen, setzte sich auf eine Döhme Stroh, nahm dann seinen Hut ab, sprach ehrerbietig: „In Gottes Namen!“ und dann gings Schritt für Schritt, wie es damals Sitte war, denn man hatte damals noch nicht solche Eile wie jetzt. Vor der Stadt hielt man still und aß unter Gebet und Danksagung vom mitgenommenen Frühstück. Dann nahm Breyhan aus einem sauberen Leintuche seinen Chorrock hervor und that ihn an, und man konnte es seinen Lippen ansehen, daß er in sich redete und betete. Dem braven Ebel ward ganz andächtig dabei zu Muthe und noch einmal so muthig fuhr er in die Stadt hinein, weil nun Jedermann sehen konnte, daß er einen Pastoren aufhatte. Auf seine Frage, wohin er fahren sollte, war die Antwort: „Nach der Stechbahn!“, das war die Straße, die dem Herzoglichen Schlosse gegenüber lag. Das setzte Ebel noch mehr in Verwunderung, aber Breyhan blieb still, stieg langsam aus, gab Ebel Befehl, nach der Herberge zu fahren, er aber ging gerade auf das Herzogliche Schloß los und traf, es war gerade elf Uhr, wie er erwartet hatte, den Herzog vor dem Portal seines Schlosses sitzen. Denn um diese Zeit pflegte der Herzog stets da zu sitzen und sich von jedem, auch dem geringsten seiner Unterthanen sprechen zu lassen. Kamen keine Bitten oder Klagen oder der dergleichen vor, so unterhielt er sich auf das Freundlichste und Leutseligste mit Jedermann, und mancher Bauer konnte sich rühmen, da treuherzig seinem Landesvater die Hand gegeben zu haben. Breyhan traf den Herzog (es war Georg Wilhelm) von vielen Leuten umgeben. Es mußte aber gerade nichts Wichtiges vorliegen, denn als er den Pastoren kommen sah, so winkte er ihn sogleich zu sich. Breyhan stellte sich ihm vor, erzählte ihm einfach und kindlich, wie es in Hermannsburg stände und wie es mit den Leuten noch immer nicht recht vorwärts wolle seit dem schrecklichen Kriege. Georg Wilhelm hörte freundlich zu und manche Thräne trat in sein mildes Auge, wenn ihm Breyhan von den Kranken- und Sterbebetten erzählte. Ihr wollt um Hülfe bitten in eurer Noth? fragte der Herzog. Nein, war die Antwort, wir können uns noch immer selbst helfen in diesen irdischen Leiden. Aber wir haben ein geistliches Leiden, das

uns noch viel empfindlicher ist und darin können wir uns nicht selbst helfen, und darin sollt Ihr uns helfen, Herr Herzog, darum bin ich heute hergekommen. Er erzählte ihm nun Alles, was er wegen der Glocke auf seinem Herzen hatte, wie auch das schöne Metall noch da sei, aber kein Vermögen, es gießen zu lassen und das solle der Herzog thun. Der Herzog freute sich an der kindlichen, treuen Art Breyhan's und an seiner kindlichen, treuen Zuversicht zu der gewissen Hülfe des Herzogs, und konnte nicht umhin, Breyhan's Glauben ein wenig auf die Probe zu stellen. Lieber Pastor, sagte er, Ihr leidet im Kleinen an den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges, ich leide im Großen daran. Eure Dorfskasse ist leer, meine Schloßkasse auch, und die Landeskasse dazu. Ich kann das Geld auch nicht aus den Aermeln schütteln. Wenn alle Leute im Lande sich von mir Glocken gießen lassen wollten, wo sollte das hinaus? Breyhan meinte, es sei doch mit Hermannsburg etwas anders, da einer von des Herzogs Vorfahren die Kirche dort gestiftet habe, so könnte einer von den Nachkommen auch die Glocke gießen lassen. Der Herzog wollte sich aber noch nicht geben, sondern neckte den Bittsteller mit allerlei Einwendungen, um zu sehen, was er darauf antworten würde; er liebte geistreiche und witzige Rede. Breyhan that, was er konnte, um den Einwendungen des Herzogs Genüge zu leisten. Endlich währte ihm die Sache zu lange und er sagte: Herr Herzog, ich habe Euch nun so lange gebeten, als ein demüthiger Unterthan seinen Fürsten; weil das Bitten aber nichts hilft, so will ich Euch nun befehlen, daß Ihr die Glocke gießen lasset. Ihr wisset vielleicht nicht, daß ich Euer Gutsherr bin und Ihr seid mein Lehensmann. Ein Lehensmann muß seinem Gutsherrn mit Gut und Blut, mit Leben und Ehre beistehen. Die Glocke müssen wir haben, sie ist zu unseren Gottesdiensten nothwendig. Ihr sollt uns nicht die ganze Glocke schenken, Ihr sollt sie uns nur gießen lassen. Nun steht freilich in Eurem Lehnbrief nicht, daß Ihr uns eine Glocke gießen lassen müßt; ich kann Euch also nicht abmeiern, wenn Ihr es nicht thut. Aber es steht darin, Ihr müßt mir drei Tage im Jahre Heu machen und einen Tag in jeder Woche tagelöhnern, dafür kriegt Ihr jedes Mal ein halbes Stübchen Bier. Bis jetzt hat Euer Amtsvoigt dazu einen Tagelöhner gestellt, und ich habe das zugelassen; wenn Ihr aber die Glocke nicht gießen lasset, so müßt Ihr selbst kommen und Heu machen und Holz hauen! — Da

hättet ihr den Herzog sehen sollen. Lieber Pastor, sagte er, das habe ich nicht gewußt, daß Ihr mein Gutsherr seid, dann muß ich mich ja schämen, daß ich Euch noch immer hier habe stehen lassen. Kommt herein zu mir ins Schloß. Er ergriff seine Hand und führte ihn ins Haus, ließ seine Gemahlin kommen und sagte mit feierlicher Stimme: Siehe, liebe Frau, bisher habe ich geglaubt, daß ich der Oberste im Lande wäre, nun habe ich heute erfahren, daß der Hermannsburger Pastor der Öberste ist, denn er ist mein Gutsherr. Laß zurichten, damit er mit uns zu Mittag esse. Während zugerichtet wurde, erkundigte der Herzog sich genauer und erfuhr nun, daß er wirklich einen Hof in Hermannsburg von der Pfarre zu Hermannsburg habe, welcher jedes Mal bei dem Antritt eines neuen Pastors und beim Regierungsantritt eines neuen Herzogs beweinkauft werden müsse und auf welchem außer dem jährlichen Dienstgelde noch die oben genannten Verpflichtungen ruheten. Dies ergötzte den Herzog so sehr, daß er Breyhan nicht blos versprach gehorsam zu sein und die Glocke gießen zu lassen, sondern ihn auf das Demüthigste bat, ihn doch mit dem Heumachen und Holzhauen zu verschonen, denn er sei damit nicht recht in der Uebung; dann bat er scherzend seine Gemahlin, sich doch mit ihren Bitten für ihn bei dem Pastoren zu verwenden, daß er Gnade für Recht ergehen lassen möge. Da die nicht säumte, dies zu thun, so war denn bald Alles in Ordnung. Beim Essen mußte Breyhan das Gebet sprechen und man unterhielt sich aufs Lieblichste aus Gottes Wort.

Der treue Fuhrmann Ebel aber wußte gar nicht, wo sein Pastor so lange blieb und als er gar vernahm, daß der Herzog ihn mit ins Schloß genommen hätte, kam er so in Angst, weil er meinte, es sei seinem lieben Pastoren etwas Uebles widerfahren, daß er ins Schloß lief und seinen Pastoren zurückforderte, sich auch nicht wenig wunderte, als er ihn beim Herzoge zu Tische fand. Noch mehr ward er getröstet, als ihm sogar von der Herzoglichen Tafel ein Trunk Bier gereicht wurde. Nach geendigter Mahlzeit fuhr Breyhan fröhlich nach Hermannsburg zurück. Der Herzog hatte nicht blos seine Bitte erfüllt, sondern sich auch angemeldet, daß er bei der Glockenweihe nach Hermannsburg kommen und seines Gutsherrn Gast sein wolle. Breyhan hatte ihm freundliche Aufnahme versprochen, aber zur Bedingung gemacht, er solle nur seine Frau Herzogin mitbringen, denn aufs Gasteriren sei er nicht eingerichtet. Nun ging die Sache erwünscht

vorwärts, die Glocke wurde von Nicolaus Greue in Hannover gegossen und war, wie Breyhan gewünscht hatte, zu den Fasten 1681 fertig. Sie war mit einer dreifachen Inschrift gezieret. Oben stand: **Lobet . Ihm . mit . hellen . Cimbolen . Lobet . Ihm . mit . wohlklingenden . Cimbolen . Alles . was . Odem . hat . Lobe . den . Herrn . Ps. CL.** Mitten an der Seite stand: **Von Gottes Gnaden Georg Wilhelm Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Patron unserer Kirchen.** Und unten: **Durch Gottes Gnade ich nun neug wieder lebe, und euch mit meinem Schall zur Kirchen ein Zeichen gebe. Erscheinet willig doch, seid hurtig und bereit, so kling ich rühmlich auch, wenn ihr zum Grabe geit. Anno 1681 Gos mich Nicolaus Greue in Hannover.** Mit dieser Glocke, die einen wunderschönen Ton hat, wird noch jetzt geläutet, und wer will, kann obige Inschriften noch heutigen Tages an ihr lesen.

Der Freitag vor Palmsonntag war zur Glockenweihe festgesetzt, und der Herzog fand sich mit seiner Gemahlin Tags vorher ein, übernachtete bei seinem Gutsherrn, wohnte der Abend- und Morgenandacht und am Freitage der Fastenpredigt bei und war bei der Glockenweihe, die gleich nach dem Gottesdienste stattfand, zugegen. Als die Glocke in den Thurm hineingewunden worden war und auf ihrem Gerüste hing, bereit zum ersten Läuten, und zum ersten Male sanft angeschlagen wurde, fiel Breyhan und neben ihm der Herzog und die Herzogin, der Edelmann von Hermannsburg, welcher von Haselhorst, und der Amtsvoigt, welcher Pingeling hieß, und die ganze Gemeine auf dem Kirchhofe auf die Kniee, und unter fortwährendem sanften Anschlagen wurde das Weihegebet gesprochen. Nach dem Vater Unser fiel dann das volle, tönende Glockengeläute ein, und kein Auge blieb thränenleer, als das langentbehrte Geläute so herrlich durch die Lüfte wogte. Des lieben Breyhan's Herz aber ging in Sprüngen und voll Freuden sprach er: „HErr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren.“ Den Nachmittag blieb man still zu Hause. Nur konnte der Herzog sich nicht enthalten, einen Versuch mit dem Holzhauen zu machen, der aber gar nicht recht gelingen wollte, worauf denn der Pastor großmüthig versprach, er wolle mit der bisherigen Observanz schon zufrieden sein und den Herzog nie persönlich zum Heumachen und Tagelöhnern fordern. Dann verlangte der Herzog, daß um seinetwillen die Abendandacht heute früher gehalten würde, denn er wolle noch wieder nach Celle zu-

rück. Von da an kam er jedes Jahr ein Mal wieder, entweder auf Charfreitag oder auf Ostern, und im Jahre 1686 folgte er der Leiche des Pastors Breyhan, welcher schon im 34. Jahr seines Alters verstarb. Am Abend des Mittwoch vor dem 6. Sonntag nach Trinitatis (das Datum ist im Kirchenbuche nicht angegeben), als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er noch ein Mal die große Glocke läuten und während des Geläutes, bei welchem der größte Theil der Gemeinde betend im Hause und vor dem Hause stand, schlief er mit fröhlicher Geberde ein. Seine sterbenden Lippen beteten: „Christe, Du Lamm Gottes, der Du trägest die Sünden der Welt, erbarme Dich meiner, und gieb mir Deinen Frieden, o Jesu. Amen.“ Am Sonnabend war das Begräbniß. — So oft ich nun die Glocke läuten höre, muß ich an den lieben, frommen Breyhan und den freundlichen Herzog Georg Wilhelm denken, und der Spruch fällt mir ein: „Das Andenken des Gerechten bleibt in Segen“. Schließlich bemerke ich noch, daß ich aus dieser Geschichte einen gründlichen Widerwillen gegen das neumodische Ablösungsgesetz bekommen habe. Durch dies Gesetz ist neuerdings auch der oben erwähnte Hof von der Pfarre abgelöset worden. Vorher war ich der vornehmste Mann im Königreich Hannover, denn der König war mein Pfarrmeier und ich sein Gutsherr; nun bin ich ein geringer Landpastor, und die haben bekanntlich weder Gestalt noch Schöne.

L. Harms.

---

109. Der Kirchenbau in der alten Stadt Celle.

Eine Sage.

Die Stadt Celle wurde bekanntlich ursprünglich nicht gegründet, wo sie jetzt liegt; vielmehr entstanden ihre ersten Anfänge weiter aufwärts am Ufer des Allerflusses. Dort soll eine Feuersbrunst die junge Stadt von Grund aus zerstört und die Einwohner bewogen haben, den Neubau an dem jetzigen, für Handel und Gewerbe günstigeren Platze zu beginnen. Ein Dorf indeß, Altencelle genannt, bezeichnet noch bis auf den heutigen Tag die Stätte der ersten Niederlassung.

Als die alte Stadt Celle, so erzählt die Sage, schon so weit an Ausdehnung und Einwohnerzahl zugenommen hatte, daß eine kleine Kapelle zum Gottesdienste nicht mehr ausreichte, beschloß die fromme Gemeinde zur Ehre Gottes ein Kirchlein zu bauen. Mitten im Städtlein dehnte sich günstig gelegen ein grüner An-

ger, der, man wußte nicht warum? noch nicht bebaut und weit genug war, um dem Kirchlein zum Bauplatz zu dienen. Bald eilten Steinmetzen und Zimmerleute aus allen Himmelsgegenden herbei, um Hand mit an das fromme Werk zu legen und sich dabei den Segen des Himmels zu verdienen. Nicht lange und mit feierlichem Pompe war des Kirchleins Grundstein gelegt, und rasch wuchsen mächtige Grundmauern unter dem Antriebe des verständigen Baumeisters im Schooße der Erde empor. Heute war man bis zur Oberfläche gelangt, morgen schon sollte der Oberbau begonnen werden. Aber o Wunder! Als der andere Morgen langsam im Osten empor graute, da suchten Meister und Gesellen vergeblich ihr gestern verlassenes Werk. Ein tiefer Schlund nur gähnte ihnen entgegen: Grundstein, Mauern und Bogenschlag hatte die Erde verschlungen. Vergebens rang der Baumeister die Hände; entsetzt und voll Furcht selbst hinabgezogen zu werden, flohen die Gesellen, die Bürgersleute flüsterten ängstlich von Teufelsspuk. — Bald jedoch erkannte der weise Bauherr die Ursache: ein tiefer Sumpf, der unten im Grunde versteckt lag, hatte alle Mühe zu Schanden gemacht. Wo aber war ein schöneres Plätzchen für das Allerheiligste der Stadt? Wo lag es gegen andringende Feinde geschützter als gerade im Mittelpunct, im Herzen des Städtleins? Bald überzeugte sich der Baumeister, daß er jetzt auf dem versunkenen Quadergrunde fest und sicher werde bauen können. Hurtig wurden, so weit es nöthig war, die entstandenen Risse im Boden mit Schutt und Geröll ausgefüllt; wiederum thürmte sich Stein auf Stein, und je höher die riesigen Mauern stiegen, um so freudiger klopfte in froher Zuversicht das Herz des Baumeisters, um so mehr sank der Zweifel der Menge. Schon war aller Unglauben an das Gelingen des Werkes verschwunden, als nächtlicher Weile wiederum der Bau zu sinken begann. Die aufgehende Sonne beleuchtete eben noch die letzten Mauerspitzen und schweigend schloß sich das schwarze Grab über der Hoffnung der Menschenkinder. — War es denn kein gottgefälliges Werk, das man betrieb? War der Boden, auf dem man baute, mit einem Fluche beladen? Hinderten vielleicht ungesühnte Schandthaten das Gelingen des Unternehmens? So forschte man eifrig ringsum in der bewegten Menge, als plötzlich gebückt und keuchend ein uraltes Mütterchen, den dürren Stab in der verwelkten Hand, dahergewankt kam. Lange hörte sie schweigend das Geschwätz der Umstehenden

an. Endlich erhob sie das runzlige Haupt und zur nächsten Gruppe gewandt, sprach sie mit trübem Lächeln: „So ihr nicht ein Kindlein im Grunde lebendig begrabet, wird auch die Kirche nicht aufrecht stehen. Trägt nicht das Jesuskindlein die Kirche, daß sie fest stehet? Ich sage euch, nur ein lebend Kindchen wird euer Kirchlein aufrecht halten.“ Entsetzt ob der seltsamen Rede wichen Alle zurück. Blitzschnell verbreitete sich die Kunde im Städtchen. — Wunderbar, daß schon nach kurzer Weile Alles von der Wahrheit des schrecklichen Orakels überzeugt war. Gott forderte das Opfer und der fromme Sinn wollte es bringen. Aber wer hätte sein Kindlein dem langsamen Qualentode überliefern wollen! — Ein reicher Schatz an Golde war es, welchen die weisen Häupter der Stadt demjenigen als Entschädigung boten, der sein Kind zur Ehre Gottes opfern wollte. Was aber von beiden wird unter Menschen siegen, wenn Gottgefälligkeit und Mutterliebe mit einander in Streit gerathen? Keiner brachte seiner Kinder eines dar. — Viel Zeit verstrich, da trat hager und abgezehrt, mit wirrem Blick ein verführtes Mädchen vor den Rath der Stadt. Was wollte sie mit dem verkümmerten Kindlein, das sie in Lumpen gehüllt an der schwerathmenden Brust trug? „Nehmt es,“ sprach sie hastig; „es muß ja doch sterben — ob jetzt oder später, es ist gleich! — Nein, es ist besser jetzt — da braucht es nicht länger zu zappeln. Und dann — dann habe ich es wenigstens nicht gemordet! Und stirbt es nicht für die Kirche? Da kommt es ja auch in den Himmel! Da wird es ein Engel und kann für seine Mutter beten! Ja beten für mich!“ Schaudernd nahmen die weisen Väter das weinende Kind. Sie verschmähten es nicht, dienten sie doch dem Himmel und ihrem Glauben. Die Mutter lief indessen, wie vor sich selber fliehend, durch die Gassen. Gellend lachte sie auf, als sie den goldgefüllten Beutel von der Brücke in den murmelnden Strom schleuderte. — Der Kirchenbau begann von Neuem. Düstern Blicks fügten tief im Grunde die Maurer die Steine zusammen. Nie hatten sie eine solche Wiege aus Mörtel und Stein bereitet. Man legte das Kind hinein. In die linke Hand drückte man ihm einen Pfennig, in die rechte ein Stückchen Brod. Jetzt blickte es nur noch mit dem Köpfchen aus dem kalten Grabe hervor. Es weint. Der Priester tritt heran. „Was ist weicher,“ spricht er, „als ein Daunenkissen? — Das Bett, das dir die Kirche bettet,“ will er sich selber in seiner Rede erwidern. Da öffnet aber plötzlich der Säugling den kleinen

Mund und zürnend schallt aus dem Grabe laut die Antwort hervor: „Der Mutter Schooß.“ — Das Volk ringsum erschrickt über die Antwort. Doch der Priester faßt sich und fährt fort: „Was ist süßer denn Honig? — Der Kelch, den dir die Kirche darreicht,“ will er sich selber in seiner Rede erwidern. Da schallt es zum zweiten Male zürnend wie ein Racheruf aus dem Grabe hervor: „Der Mutter Brust!“ — Entsetzen ergreift das Volk. Da fällt der letzte Stein. Stumm für ewig! — — Rasch stieg der Bau empor. Kein Steinchen mehr wich aus den Fugen, und schlank und luftig stieg der schmucke Thurm in die blauen Lüfte. Da kam eines Abends im kalten Wintermond mit wirrem Haar ein entsetzlich Weib des Weges gerannt. Vor der Kirche, deren Formen sich scharf in der klaren, frostigen Luft abzeichneten, blieb das Weib plötzlich wie erwachend stehen. Wild riß sie die Augen auf und die geballte Faust krampfhaft schüttelnd, kreischte sie drei Mal laut auf: „Fluch, Fluch, Fluch mir und dir!“ Dann stürzte sie fort. Die Sage meldet, sie that sich ein Leides an. — Ist der Fluch in Erfüllung gegangen? Eine gewaltige Feuersbrunst zerstörte die ganze Stadt von Grund aus. Kein Mensch kann dir den Ort zeigen, wo die Kirche einst gestanden hat.

Fr. Schultheis.

110. Der Domprobst in Klein-Algermissen.

Eine Sage.

Vor Alters wohnte im Dorfe Klein-Algermissen bei Hildesheim auf dem Hofe des jetzigen Besitzers B. ein Domprobst, dessen Name mit Sicherheit nicht mehr angegeben werden kann. Einen seiner großen Gärten hatte er unter vierzig arme Leute des Dorfes vertheilt, welche den ihnen zugetheilten Fleck bebauen, abernten und den Ertrag dem Domprobst abliefern mußten. Da waren denn nun auch unter ihnen Einige, welche ihren Herrn beneideten und es nicht über sich gewinnen konnten, die Ernte ganz dem Probste abzuliefern. Allein der Probst war ein schlauer Mann. Bei Tag und Nacht stellte er Wächter aus, die verhüten mußten, daß etwas aus dem Garten gestohlen werde. Auch schritt er, da er rüstig und jung an Jahren war, wohl selbst, tief in einen weiten Mantel gehüllt, Nachts in den Vietsbohnen-Reihen umher, um einen etwaigen Früchtedieb zu erwischen. Alles war vergebens. — Eines Morgens aber meldete ihm sein Verwalter zu seinem Entsetzen, daß in dem anderen Garten eingebrochen und ein gro-

ßer Theil der Früchte gestohlen sei. Der Probst verband mit diesem Geize eine unerbittliche Strenge und Rachsucht. Als ihm die Kunde gebracht wurde, saß er in einer Laube hinter einem Tische, der aus einem steinernen Cubus bestand. Der Verwalter stand vor dem Tische und rapportirte. Plötzlich stemmt der Probst seine Beine gegen den Stein und wirft denselben um, daß er dem Verwalter die Füße zerschmettert. Wie sehr auch dieser schrie, der Probst ging ganz phlegmatisch seiner Wohnung zu, zündete sich eine Pfeife an, wozu ein Knecht ihm den Taback aus Bremen holen mußte und befahl dann lächelnd seinen Knechten, dem Schreihals im Garten den Mund zu stopfen. Allein die Knechte hatten Mitleid mit ihm, schafften ihn am Abend heimlich aus dem Thore und verbargen ihn in einer Scheuer. Der Unglückliche beendete Nachts ohne jegliche Hülfe seine Leiden durch den Tod. Eben dieser Verwalter hatte eine Tochter, die Gertrud hieß und schön war an Leib und Seele. Als sie erfuhr, daß ihr Vater hoffnungslos in einer Scheuer des Probstes liege, eilte sie dahin, nahm Verbandzeug, Nahrungsmittel und Feuerzeug sammt einer kleinen Laterne mit und langte glücklich bei ihrem Vater an. Sie zündete die Laterne an und — sank auf die theure Leiche. Laut jammerte sie, doch ihr Jammergeschrei wurde nur beantwortet von dem eintönigen Gekrächze der Nachteulen und durch das leise Knistern der Mäuse, die zu Hunderten umherliefen. Plötzlich wird es heller ringsumher — sie sieht sich um — das Stroh steht in Flammen. Beim Ausbruche ihrer Verzweiflung hatte sie unbemerkt die Laterne umgestoßen, welche dann sogleich das in Masse vorhandene Stroh entzündete. Rasch entschlossen schwang sie mit jugendlicher Stärke den geliebten Todten auf die Schultern und eilte weinend aus dem Gebäude dem Hofraume zu, ohne sich um das Feuer weiter zu bekümmern. Unter einer Pappel, die ihr Vater gepflanzt, legte sie ihn nieder. Der Flammenschein des brennenden Gebäudes beleuchtete bereits die bleichen Züge des Vaters, als der Probst von seinem Fenster aus das Feuer bemerkte und erschreckt seine Diener weckte. An ein Löschen war nicht mehr zu denken. Als der erste Schreck des Probstes vorüber war, brauste er auf, nannte alle seine Knechte Mordbrenner und Diebe, und tobte fürchterlich; denn sein böses Herz hatte Mißtrauen gegen Jedermann und er glaubte, daß eines Feindes Hand das Feuer aus Rache angelegt. Schnell ließ er seine Diener und Hunde los und die Umgebung des Gehöftes

durchsuchen. Bald hatten sie Gertrud entdeckt und führten sie zum Probst; sie gestand Alles und erzählte ihm genau den Hergang. Allein der Wütherich hörte sie nicht an, sondern überwies sie seinen Knechten, damit sie dieselbe bei lebendigem Leibe in das Feuer werfen sollten, wie es damals bei Brandstiftern die übliche Strafe war. Sie beschwor ihn, sie nicht zu tödten, allein mit teuflischer Wuth betrachtete er sie und seine Züge verzogen sich zu dem grinsenden Abbild eines boshaften Menschen. — Augenblicklich entließ er die Diener und ging mit ihr allein auf ein geheimes Zimmer, wo er ihr die abscheulichsten Verbrechen ansinnen wollte. Gertrud seufzte und wünschte sich jetzt lieber im Feuer, als auf dem Zimmer des gottlosen Probstes. Des Probstes Augen rollten wild über die schöne jugendliche Gestalt Gertruds, als er ihre Weigerung hörte; er drohte, sie sofort verbrennen zu lassen, wozu er ein Recht habe, wenn sie nicht sofort in sein Verlangen einwilligte. Allein Alles umsonst! Die Tugend siegte mit Leichtigkeit über den verächtlichen Gegner, die Seelengröße und die Verächtlichkeit seiner Forderung verliehen Gertrud Festigkeit, lieber den Feuertod vorzuziehen, als zu sündigen. Wie ein leibhaftiger Gottseibeiuns stand er vor ihr, der Böse sah grinsend aus seiner Gestalt — schon streckte er die Hände nach der schlanken Gestalt, schon rangen Beide, sie mit Verzweiflung, er mit satanischer Begierde, schon wankte sie — da klammerten sich zwei Fäuste um den Hals des Probstes; er ließ Gertrud fahren und schaute sich nach dem neuen Gegner um: es war Konrad, Gertruds Verlobter. Konrad ließ den Probst los, einen Augenblick maßen sie sich mit wilden Blicken, dann fielen sie wieder gegen einander und rangen, bis beide am Boden lagen. Auf das Getümmel und Getöse kamen die Knechte herbei; der Probst brüllte wie ein Stier und befahl, daß man Gertrud sofort in das lodernde Feuer, Konrad aber in Ketten werfe. Unverzüglich fesselten sie Konrad, der in dumpfer Verzweiflung seiner Gertrud nachschaute, wie sie von den Knechten ergriffen und lebendig ins Feuer geworfen ward. „Es giebt einen Richter", knirrschte Konrad, und ließ sich abführen. Der Probst fühlte die Wahrheit dieses Spruches, wollte aber mit Gewalt gegen sein Gewissen ankämpfen und befahl seinen Vertrauten, die ihm in seinen dunkeln Unternehmungen beistanden, daß man Konrad lebendig einmaure. Sofort ward das Werk angefangen. Drei der Arbeiter aber, welche Mitleid mit ihm hatten, wollten ihn retten und vermauer-

ten eine Thür, hinter welcher Konrad stand und die in eine alte Waffenkammer führte, welche mit allerlei Instrumenten angefüllt war. Gerade als der Probst ankam, um den Qualen seines Opfers zuzuschauen, setzte der Maurer den letzten Stein in die Oeffnung. Sie gingen alle hinweg, während Konrad leise die Thür öffnete und verschwand. Noch jetzt ist die Thür da, an der einen Seite kann man nichts an der Wand bemerken als einige Risse, an der anderen Seite aber ist die Thür, welche nicht geöffnet werden kann, da die Dielen unten gegen sie gelegt sind und auch kein Schloß sich an derselben befindet. Einige Tage darauf verrieth der eine Arbeiter, der bei der Einmauerung beschäftigt gewesen war, seine Mitarbeiter, indem er hoffte, sich beim Probste einzuschmeicheln; allein dieser ließ ihn in Ketten werfen. — Noch zwanzig Jahre lebte der Probst in Angst und Bangen, daß der entkommene Konrad ihn anklagen oder ermorden möchte. Mißtrauisch beobachtete er jeden Fremden, schlief nie zwei Nächte auf ein und demselben Zimmer, kehrte nie auf demselben Wege zurück, kochte seine Mahlzeiten selbst, damit keines Feindes Messer ihn erreichen oder Gift in die Speisen gestreut werden könnte. Durch Ausschweifungen und Laster aller Art vor der Zeit gealtert, siechte er dahin, gequält vom Gewissen und von Mißtrauen gegen Jedermann. Nachts sprang er oft auf, hörte, wie die Bretter im Brauhause durch einander geworfen wurden, wähnte Aechzen und Stöhnen von Sterbenden zu vernehmen und schlief nie ruhig. Es war die letzte Nacht, die er durchlebte, als er aufsprang, um, wie er sagte, Bohnen einzuheimsen, sein Geld nahm und es hinter der Thür verbarg, wo Konrad einst eingemauert werden sollte — die Thür ist seit der Zeit nie wieder geöffnet worden, auch weiß man nicht bestimmt, ob eine Oeffnung sich zwischen ihr und der Wand eigentlich befindet — dann kam der Probst wieder auf sein Zimmer, ließ durch Diener einen Priester von Hildesheim holen und sagte, daß er sterben müsse. Unruhig wälzte er sich auf seinem Sopha, sah bald kleine, schwarze, buckliche Männchen, welche mit Hakenstöcken seine Beine herzuziehen sich bemühten, bald wie Arme auf Bohnen knieeten, wie er aber noch glühendes Eisen hinzufügte. Dann sah er ein großes Feuer und wähnte, der jüngste Tag sei da. Der Priester kam und zog sich vorsichtig die Kapuze über den Kopf, als er eintrat. Beim ersten Blick, den der Probst, matt und in Schweiß gebadet, auf den Priester warf, erkannte er Konrad — ein höllisches Gelächter

ter erscholl aus dem Kamin — der Probst war verschieden. Leise knieete Konrad am Sopha nieder — ein strahlender Glanz umschwebte ihn; er betete das Vaterunser — bei der fünfte Bitte: „Vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern," hielt er inne und blickte zur Seite; er vermeinte in dem Lichtbilde Gertrud zu erkennen, er wollte zu ihr eilen, wie sie am Sopha saß und bei der Leiche ihres Bedrängers betete — da sank er leise zurück — sein Blut starrte — der Körper zerfiel, der Lichtschein verschwand, ein zweiter folgte — Konrad war hinübergegangen ins bessere Leben. Otto F. Beitzen.

III. Das geopferte Huhn in Hildesheim.

Eine Sage.

Auf dem Lamberti-Kirchhofe zu Hildesheim liegt ein Schatz begraben, der brennt alle 99 Jahr in der heiligen Christnacht. Aber Jeder kann ihn nicht sehen. Wer ihn brennen sehen will, muß mit einem kohlschwarzen Huhn drei Mal um die Kirche gehen und sich durch Nichts irre machen lassen. Ist man zum dritten Male herumgekommen, so schlagen die Flammen lichterloh aus der Erde, dann muß man das Huhn dem Bösen opfern und rückwärts sehend, in die Flammen werfen.

Das wußte auch vor 99 Jahren eine Frau auf der Knollenstraße, die sagte keinem Menschen Etwas, nahm in der Christnacht ein kohlschwarzes Huhn, welches sie sich aufgezogen hatte, untern Arm und ging auf den Lamberti-Kirchhof. Nachdem sie drei Vaterunser gebetet, fing sie ihren Gang an. Als sie nun zum erstenmal an die Ecke kam, wo die Sakristei ist, hätte sie fast vor Schrecken das Huhn fallen lassen, denn an der Ecke stand ein längst verstorbener Nachbar und sagte: „Guten Abend Liesbeth, nimm mich mit, mich friert's!" — In Gottes Schooß ist es warm, sagte die Frau und ging weiter. Da flogen blaue Funken aus der Erde, auf der Stelle, wo der Schatz lag. -- Die Frau ging zum zweitenmal herum und als sie an die Stelle kam, wo der todte Nachbar gestanden, da pupperte ihr erst recht das Herz, denn jetzt lag da ein kohlschwarzer Hund mit glühenden Augen, der that seinen Rachen auf und rief: „Nimm mich mit, mich friert's!" — In der Hölle ist es heiß, antwortete die Frau und ging weiter. Nun schlugen helle Flammen empor auf der Stelle, wo der Schatz lag, und die Frau dachte, Gottlob nur noch ein-

mal herum. Sie trat den dritten und letzten Gang an. Da stand auf der gefährlichen Stelle der Böse selbst und brüllte: „Nimm mich mit, nimm mich mit, sonst bist du mein!" Das Huhn ist dein! rief die beherzte Frau, lief ohne sich umzusehen auf die hellen Flammen zu, die jetzt über dem Schatz aus der Erde flackerten, und warf das Huhn in die Gluth. — In demselben Augenblicke war Alles verschwunden, und der Frau wurde es in der stockfinstern Nacht mit einmal so grausig, daß sie sich nicht weiter nach dem Schatze umsah, so schnell sie konnte zu Haus lief und sich tief unter der Bettdecke verkroch. — Am andern Morgen wurde sie durch ein lautes Gackern geweckt. Verwundert ging sie nach dem Hühnerwiehmen und fand das schwarze, geopferte Huhn gesund und munter auf dem Neste. Als das Huhn nun vom Neste aufstand, lag ein goldenes Ei darin und so gings Tag für Tag bis zur nächsten Christnacht; da fand sie am Weihnachtsmorgen den Hühnerwiehmen voll Blut, und war im ganzen Stalle ein brandiger Geruch. — Auf das laute Schreien und Jammern der Frau liefen die Nachbarn zusammen und als sie den blutigen Wiehmen sahen, meinten sie: Das hat der „Ilk" gethan, aber wer wird denn um ein lumpichtes Huhn einen solchen Lärm machen?! — Die Nachbarn aber wußten nicht, was für Eier das Huhn gelegt hatte und welch ein „brandiger Höllen-Ilk" der Räuber war.

Karl Seifart.

112. Das Wurmloch im Gefängniß zu Steuerwald.

Eine Sage.

In dem Gefängniß zu Steuerwald saß „vor Alters" einmal ein Gefangener. Der fing eines Nachts an, fürchterlich um Hülfe zu schreien, die Wächter aber dachten, es plagten ihn wohl Gespenster, fürchteten sich und sahen nicht nach. Endlich hörten sie nur noch ein Röcheln und bald war Alles still und stumm. Gleich am folgenden Morgen sahen sie in das Gefängniß und fanden zu ihrer größten Verwunderung keinen Menschen mehr darin, nur einige frisch abgenagte Knochen lagen auf dem Boden. Da dachten sie wohl, daß ein wildes Thier den Menschen gefressen haben möchte. Aber wie sollte das hinein und heraus gekommen sein? Einer kam auf den Einfall und warf ein großes Stück Fleisch ins Gefängniß, und kaum lag das Fleisch am Boden, so schossen aus einer Mauerritze zwei große Schlangen hervor und verzehrten es.

Karl Seifart.

113. Lehnort im Hildesheimschen.

Eine Sage.

Ein Bauer im Hildesheimschen war so tief verschuldet, daß er nicht mehr aus und ein wußte, und da er bei Niemand Hülfe fand, ging er hin und kaufte sich für seinen letzten Mattier einen Strick, um sich aufzuhängen. Als er so ins Holz ging und nach einem passenden Baum suchte, begegnete ihm bei einem großen Steine ein kleines Männchen, das ihn fragte, was er vorhabe. „Was will ich vorhaben? Mir ist mit der Welt nichts mehr gedient. Ich sitze bis über beide Ohren in Schulden und keiner will mich herausreißen; da will ich nun ein Ende davon machen und mich an den ersten besten Baum hängen!“ Da erbot sich der Zwerg, ihm eine Summe vorzuschießen, und der Bauer nahm das Erbieten mit Freuden an. Das kleine Männchen gab das Geld her, bedung sich aber aus, daß es sein Darlehn dann und dann richtig wieder haben müsse. „Wenn du bezahlen willst“, sagte er, „so klopfe nur hier an den Felsen und rufe drei Mal: Lehnort!“ Der Bauer nahm das Geld, bezahlte seine Schulden und arbeitete sich wieder in die Höhe, so daß er zur bestimmten Zeit das geliehene Geld wieder in den Wald an die bestimmte Stelle tragen konnte. Als er an den Felsen kam, klopfte er daran und rief drei Mal: „Lehnort!“ Alsbald öffnete sich der Stein und ein Zwerg trat heraus und sagte, als der Bauer seine Absicht, das Geld wieder zu erstatten, zu erkennen gegeben: Lehnort sei unterdeß gestorben; aber er habe in seinen letzten Stunden noch befohlen, daß, wenn der Bauer das Geld wiederbringe, die Zwerge es ihm lassen sollten, weil er sich so rüstig angegriffen und sich wieder in die Höhe gearbeitet habe. — Indem sah der Bauer in den offenen Felsenschlund hinein, und sah, wie sie den todten Lehnort gerade dahin trugen.

Karl Seifart.

---

114. Eine Hinrichtung zu Zellerfeld im Jahre 1607.

Zwei Bergleute, Martin Weiß und Pelty, hatten einen Meuchelmord begangen und sollten enthauptet werden. Am 21. Januar des oben genannten Jahres war auf dem Markte zu Zellerfeld vieles Volk versammelt, um die Execution mit anzusehen. Der Scharfrichter Siemon von Dreckenshausen hieb zuerst dem Weiß glücklich das Haupt ab, aber den Pelty hieb er in die Schul-

ter. Die Zuschauer murrten und der Scharfrichter wurde dadurch so ängstlich, daß er noch fünf Hiebe thun mußte, ehe es ihm gelang, den Kopf herunterzubringen. Hierüber waren die Berg- und Hüttenleute so erzürnt, daß sie mit dem Geschrei: Schlagt ihn todt! schlagt ihn todt! auf den Scharfrichter eindrangen und sich seiner zu bemächtigen suchten. Meister Siemon machte sich aus dem Staube, aber ein Theil des Volkes zerriß den Mantel, den er zurückgelassen hatte, und brach das Richtschwert in Stücken; Andere verfolgten den Flüchtling durch das Rathhaus bis auf die Frohnveste, wo er sich in die Wächterstube einschloß. Der wüthende Haufe nahm, um dem Verhaßten beizukommen, eine Diele in derselben auf, zog ihn unter einem Bette hervor, unter welches er sich verborgen hatte, und schlug ihn, obgleich er vieles Geld bot, wenn man ihn leben lassen wollte, auf der Stelle todt. Seinen Leichnam warfen die Rasenden durch das Fenster der Frohnveste auf die Straße, wo er in wahrer Tigerwuth mit Aexten, Hacken und dergleichen in tausend Stücke gehackt wurde. Der Tumult wurde mit jedem Augenblicke größer und man besorgte mit Grund, daß das wüthende Volk die Häuser der wohlhabenden Bürger stürmen und plündern und daß so eine förmliche Revolution entstehen würde. Der Berghauptmann Löhneisen glaubte, die Gemüther würden sich schon von selbst wieder besänftigen; da aber eine bedenkliche Botschaft über die andere kam und das Schreien und Toben der Menge in sein Ohr drang, so gerieth er doch in Verlegenheit und sann vergeblich auf ein Mittel, den Zorn der Leute zu beschwichtigen. Zufällig befand sich der Prediger Luppius bei dem Berghauptmann und dieser gab den Rath, man möge die Leichname der armen Sünder feierlich, in Begleitung der Schüler, begraben lassen. — Löhneisen glaubte nicht, daß dieser geringe Umstand etwas zur Beruhigung des Volkes beitragen werde; da er aber auch kein besseres Mittel wußte und die Gefahr immer drohender wurde, so ließ er es geschehen; und das Mittel war von der besten Wirkung. Denn als der genannte Prediger sammt seinem Amtsgehülfen Andreä und den sämmtlichen Schülern auf dem Markte erschien, die Leichen aufgehoben und unter Gesang fortgetragen wurden: so trat Stille ein und die Bergburschen nebst allem Volke folgten dem Zuge auf den Kirchhof nach, wo auch der zerfleischte Scharfrichter begraben ward. — Löhneisen war froh, daß die Sache so gut ablief, berichtete aber augenblicklich Alles an den Herzog Heinrich Julius,

welcher sogleich Befehl gab, die Sache streng zu untersuchen und die Rädelsführer gefangen nach Seesen zu bringen. Als Hauptschuldige erwiesen sich ein Zimmergeselle und zwei Bergburschen. Der Erstere wurde gerädert und auf's Rad geflochten, die beiden Anderen wurden enthauptet und Viele von den Minderschuldigen auf ewige Zeiten des Landes verwiesen. W. Görges.

115. Die Claustháler Erznase.

Eine Sage.

In einer Grube bei Clausthal arbeiteten einst zwei Bergleute mit einander, von denen der eine, ein heimtückischer Mensch, seinem ehrlichen und biedern Kameraden seiner Rechtschaffenheit wegen äußerst gram war und gar manchen Schabernack that. Beklagte sich der wackere Diedrich darüber und verwarnte man den boshaften Matz, so leugnete dieser jedes Mal mit großer Frechheit, daß er der Thäter sei, wenngleich auch Jedermann von seiner Schuld überzeugt war. — Eines Tages, als die Glocke die Beendigung der Schicht angekündigt hatte, sieht Diedrich, daß sein unredlicher Kamerad ein Stück Silberstufe einsteckt. Mit ernsten Worten hält er ihm seine strafwürdige That vor und droht, ihn bei Wiederholung derselben beim Schichtmeister anzeigen zu wollen. Der Ertappte wirft einen grimmigen Blick auf den Warner, der diesem genugsam sagt, daß er wohl Ursache habe, vor dem Rachsüchtigen auf der Huth zu sein. — Kurze Zeit nachher, als Beide eben zu Tage kommen, wendet der heimtückische Matz sich mit den Worten an den Schichtmeister: „Herr! Jener" — auf Diedrich deutend — „schändet die Knappschaft, dieweil er oftmals ein Stück Silberstufe mit zu Hause nimmt und auch vorhin wieder eins eingesteckt hat." Der ehrliche Diedrich fällt wie aus den Wolken, da er die Anschuldigung vernimmt, erwidert aber sofort mit ruhigem Tone: „Trage ich wirklich eine Stufe bei mir, so hast Du, Bösewicht, selbst sie mir heimlich zugesteckt." — Der Schichtmeister, dem sowohl die Rechtschaffenheit des Einen, als die Bosheit des Andern genug bekannt war, und welcher daher auch der Aussage des Diedrich in Bezug auf die Stufe vollkommen Glauben schenkte, fordert den Matz auf, die Unwahrheit der gegen ihn erhobenen Beschuldigung darzuthun. Hohnlachend antwortet er sogleich: „So wenig wie meine Nase von Erz ist, eben so wenig wahr ist auch, was jener

Dieb über mich ausgesagt.“ Kaum aber hat er die Worte gesprochen, so fliegt aus dem Schacht heraus ein Stück Erz und mit solcher Kraft ihm mitten ins Gesicht, daß er taumelnd und laut aufschreiend rücklings zu Boden stürzt. Als er sich wieder emporrichtet, schauen ihn Alle mit Verwunderung und jubelndem Gelächter an, denn er hatte plötzlich eine sechs Zoll lange Nase von Erz. Somit war seine Lüge offenbar und die Unschuld des Verklagten erwiesen. An allen Gliedern bebend, gestand er auch sofort seinen Betrug ein und mußte zur Strafe ins Gefängniß wandern. So lange er lebte, behielt er aber seine Erznase.

J. H. Frauenstein.

116. Der Geist auf Scharzfels.

Eine Sage.

Auf der Burg Scharzfels im Harz, die eine wahre Felsenburg war, saßen im elften Jahrhundert edle Grafen von Lutterberg oder Scharzfeld. Einer derselben, der zu Kaiser Heinrich IV. Zeiten lebte, hatte ein schönes Weib, die dem Kaiser allzuwohl gefiel. Auf der Burg aber wohnte ein Hausgeist von der Natur des Hütchen und Hinzelmann, doch ist dessen Name vergessen. Er hatte schon Scharzfels aus dem Felsen aushauen und mit erbauen helfen, und erschien bisweilen als ein alter Mann, klein und krüppelhaft, in der Tracht eines Bergmanns oder Schatzgräbers. Er hatte seinen Wohnsitz im Wartthurme, und zeigte sich bisweilen den Burgbewohnern, und zwar lebhaft und kurzweilig, wenn Erfreuliches — trauervoll aber, wenn ein Unglück bevorstand. So ließ er sich in der Küche, im Hofe und in den Ställen blicken. Da nun einstmals der Graf und seine Gemahlin von einem Hoffeste in Goslar, dazu der Kaiser sie beide geladen hatte, zurück auf ihre Burg kamen, erblickten sie den Burggeist traurig und mit Augen voll Thränen, gerade als sie durch das Thor schreiten wollten, und ahndeten ein Unglück. Nicht lange danach kam ein Mönch aus dem Kloster Pöhlde, der ein Hausfreund auf Scharzfels war, als Sendbote des Kaisers und entbot den Grafen in sein Kloster, wo sein Lehensherr, der Kaiser, seiner harre, um ihn fernhin mit Botschaft zu entsenden. Als der Graf hinweg war, kam der Kaiser bald hernach wie von ungefähr vor einem Unwetter auf einem Jagdritt Schutz suchend, nach der Burg hinauf, der Mönch, sein Vertrauter, begleitete ihn, und mit dessen Hülfe vollbrachte der Kaiser seinen schändlichen Willen an der

arglosen Gräfin, die sich von dem hohen Besuch einer solchen Schandthat nicht im Entferntesten versehen. Da entstand aber alsbald auf der Burg ein furchtbares Rumoren, der Geist warf die Dachungen der Thürme ab, und zeterte es in alle Lüfte hinaus, was der Kaiser mit seinem Helfershelfer, dem nichtswürdigen Mönch, vollbracht, und verfolgte den Mönch so eifrig und entsetzlich, daß dieser sich über dem Felsenufer des Harzflusses die Oder erhenkte, da, wo man es noch die Schandenburg nennt. Dem Kaiser reute lebenslänglich, was er gethan. Der Geist litt auf dem Thurm von Scharzfels nie mehr ein Dach. — Manche sagen, daß nicht einer Gräfin von Lutterberg oder Scharzfels — sondern einer Rittersfrau des Namens von der Helden vom Kaiser Heinrich so unfürstlich sei begegnet worden. L. Bechstein.

117. Graf Isang im Eichsfelde.

Eine Sage.

Unfern Göttingen, zwischen den Dörfern Seeburg und Berenshausen, liegt der Seeburger See. Einst war er groß und weit, nun wird er jährlich kleiner, aber wie die Fischer sagen, so ist seine Tiefe an manchen Stellen noch immer nicht zu ergründen. — Vordem stand an seiner Stelle die stolze Burg der Grafen von Isang. Der Letzte des Geschlechts, der führte ein wildes gottloses Leben, daß er der Schrecken der ganzen Gegend wurde. Einst ritt er um Mitternacht zum Kloster Lindau hinab, stahl sich heimlich in die heiligen Mauern. Da sah er ein süßes Mägdlein knieen vor dem Muttergottesbilde, indeß die andern Schwestern schliefen, hub sie auf sein Roß und entführte sie nach seiner Burg. Wie er seinen Willen an ihr vollführt hatte, entdeckte sich, daß die Nonne seine ihm unbekannte Schwester war. Da erschrack sein Gewissen heftig, er sandte die Nonne mit Golde zum Kloster zurück, schenkte dem Kloster reiche Gaben, ließ den Altar kleiden und täglich viel Messen lesen; aber sein Herz bekehrte sich doch nicht zu Gott und bald hub er von Neuem an, seinen wilden Lüsten zu fröhnen. — Wie er nun eines Tages in träger Lässigkeit sich auf seinem Lager wälzte, geschah es, daß sein Koch ihm einen silberweißen Aal brachte; der Graf meinte, es könne wohl eine Schlange sein, ließ ihn bereiten, speis'te davon, verbot aber dem Diener bei seinem Leben, nichts von dem Gerichte zu genießen. Alsbald nach der Mahlzeit fielen dem Grafen all seine

begangenen Frevel schwer auf's Herz. Ihm ward so heiß und eng, daß er nicht Rast hatte im Schlosse, nach Luft schrie und in den Garten hinabeilte. Da trat ihm ein Bote aus dem Kloster entgegen, und sprach: „Zu dieser Stunde ist Eure tugendhafte Schwester im Kloster verschieden; Euer Frevel hat sie zu Tode gebracht, ihr letzt Gebet sprach sie für Euch." — „Ach!" seufzte Graf Isang, „wer nimmt mir mein elend Leben." Als er wieder nach seinem Schlosse zurückgehen wollte, da hörte er auf dem Schloßhofe ein seltsam Murmeln und Rauschen wie Menschenstimmen, und war ihm, als wenn die Blumen und Blätter sprächen und alles Gethier redete: Enten, Hühner und Gänse im Hofe, Sperlinge und Tauben auf den Dächern. Das kam, weil der Graf von der Schlange gegessen hatte und nun mußte er die Sprache der Thiere verstehen. Sprach der Hahn: „Es ist ein Sünder im Haus, wehe Graf Isang!" Riefen die Hennen: „Eil, eil Dich, Graf Isang, ehe die Sonne untergeht, werden die Thürme Deines Schlosses fallen, wird Deine prächtige Burg versunken sein. Bete, Graf Isang!" — Ergeben in sein Geschick, schritt Graf Isang zum Schloßhof hinaus und setzte sich auf einen Stein vor der Thür seines Hauses. Da trat der Hahn zu ihm heran, schlug mit dem Fittig und sprach mitleidig: „Herr, kannst Dich noch retten, fliehe schnell, doch zieh allein." — „Soll ich allein fliehen", antwortete Graf Isang, „und meine treuen Diener nicht retten?" — „Eil eile! zieh allein!" kreischte der treue Hahn. — Der Graf sattelte eben sein bestes Roß und wollte hinaus; da kam der Diener athemlos herzu, fiel ihm in die Zügel und wollte den Grafen nicht allein ziehen lassen, sondern bat, daß er ihn mitnehme auf sein Roß. Der Graf aber fragte: „Was ruft der Hahn?" und der Diener, der trotz des Herrn Verbot von der Schlange gegessen hatte, vergaß sich in der Angst und sprach: „Willst Du Dein Leben retten, so eil' zur Stunde von hier, doch zieh allein." — „Verräther," schrie der Graf, hast Du mir doch Dein Wort gebrochen? Nun geh zur Ruh!" In diesem Augenblicke krähte der Hahn wieder gewaltig: „Eil, eil, die Sonne sinkt." Und wie der Graf aufschaute und sah, daß die Sonne schon ihre letzte Gluth auf die Spitzen der Berge goß, da zog er sein Schwert, spaltete dem Diener, der leichenblaß sich an seines Rosses Mähnen klammerte, das Haupt, und sprengte über die Zugbrücke zum Schloßthore hinaus. — Auf einer Anhöhe nahe beim Flecken Gieboldehausen ruhte er aus, sein Roß

war todt. „Da liegt mein schönes Schloß," sprach er mit weinenden Blicken, „bin hier so ganz allein und mein Herz ist todesmatt. Was trieb mich denn hinaus? War Alles wohl nur ein wüster Traum." Und wie er noch sprach, wankte plötzlich der Hügel und die Erde bebte unter seinen Füßen. Glühend roth war der Himmel und der Donner rollte. Erschrocken floh Graf Isang weiter und wie er dann noch einmal nach seiner Burg zurückschaute, da war sie mit Wall und Mauern und Thürmen in die Tiefe gesunken, und an der Stelle, wo sie gestanden hatte, zeigte sich ein großer See. — Nach dieser wundervollen Begebenheit bekehrte sich Graf Isang und trug Buße seiner Sünden im Kloster zu Gieboldehausen, dem er verschrieb, was ihm von Erdengütern noch geblieben war. Noch heute werden nach seiner Verordnung reuigen Sündern an einem gewissen Tage Seelenmessen gelesen. — Die Fischer haben zuweilen Silbergeräthe, Töpfe von alterthümlicher Form und andere Gegenstände aus der Tiefe des Sees herausgebracht. Herm. Harrys.

118. Adelheid von der Plesse.

Eine Sage.

Ein Fräulein Adelheid von der Plesse erging sich an einem schönen Frühlingstage im Walde und kam bis auf den Arenstein bei Mariaspring. Auf dem Platze grünte und blühte es so lieblich, daß der Jungfrau das Herz aufging und sie im fröhlichen Gesange die Schönheit des Waldes und der Fluren pries, welche ihr entzückter Blick überschaute. Zwei vorrüberreitende Herren von Hardenberg, die gerade mit Denen von Plesse verfeindet waren, wurden durch den schönen Gesang angelockt, entdeckten das holde Burgfräulein und entführten es mit roher Gewalt nach dem Hardenberge. — Bald wurde das Fräulein auf der Plesse vermißt und überall vergebens gesucht, bis man endlich erfuhr, daß sie mit räuberischer Gewalt nach dem Hardenberge gebracht sei. Da schickte der Herr von der Plesse einen Herold nach dem Hardenberge und forderte die Geraubte ernstlich zurück, aber die Hardenberger lachten der Drohungen und warfen den Herold gar ins Verließ. Nun verschwor sich der Herr von der Plesse mit seinen Burgmannen, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis sie fürchterliche Rache genommen hätten, thaten den Hardenbergern in blutiger Fehde überall Schaden und Abbruch und machten

endlich einen der Herren zum Gefangenen. Diesen befestigten sie nun mit eisernen Klammern an den Wallthurm, so daß er das Gesicht dem Hardenberge zukehrte und Angesichts der väterlichen Burg verhungerte. — Die schöne Adelheid hatten die Hardenberger in ein Kloster zu Northeim gesteckt; aus diesem befreite sie der Raugraf von Dassel, der schon lange ein minnigliches Herz zu der Jungfrau trug, mit Gewalt der Waffen. Der Raugraf nahm die Holde, welche im Tosen des Waffenlärms ohnmächtig geworden war, vor sich auf's Pferd und jagte mit ihr im gestreckten Galopp nach Fredelsloh. Von dort trug er sie auf seinen Armen nach dem Arenberg, hier wollte er die Ohnmächtige durch einen Kuß zum Leben erwecken, aber sein Mund berührte marmorkalte Lippen und die schöne Jungfrau war — todt.

Karl Seifart.

119. Der Abendroth'sche Thurm bei Seelze.

Bei dem uralten, vordem Soleßen genannten Kirchdorfe Seelze, einer Station an der Eisenbahn von Hannover nach Bremen, steht an der Straße von Hannover nach Wunstorf ein steinern Denkmal in Form einer Pyramide mit alter, unleserlich gewordener Schrift, das man in der Umgegend den Abendroth'schen Thurm nennt. Nach der Sage sollen hier in der Schwedenzeit einmal zwei feindliche Generale auf einander gestoßen sein, und sich im Kampfe erschlagen haben; vor ihrem Tode hätten sie aber noch erkannt, daß sie Brüder seien, und da habe man denn zum Andenken an dieser Stelle das Denkmal aufgerichtet, und weil die Brüder Abendroth geheißen, nennt man's den Abendroth'schen Thurm.

So weit die Sage. Forschen wir aber nach dem geschichtlichen Kern derselben, so gewinnen wir ein Resultat, welches für die Behauptung sämmtlicher Sagenforscher: „daß fast jeder Sage ein historisches Factum, das vom poetischen Sinne des Volkes immer weiter ausgeschmückt und sich auf diese Weise endlich zu dem, was man Sage nennt, gestaltet hat, zum Grunde liegt", wohl einen der glänzendsten Beweise liefert. Es hat nämlich wirklich in der Gegend, wo das Denkmal steht, ein Gefecht stattgefunden, im Jahre 1625, und zwar ist es das einzige gewesen, welches während des dreißigjährigen Krieges in der Nähe von Hannover geliefert worden. Auf der einen Seite stand Tilly mit

den Kaiserlichen, auf der andern die Dänen mit dem Niedersächsischen Kreisheer, und fiel das Gefecht ungünstig für die letzteren aus; sie mußten sich zurückziehen, nachdem Herzog Friedrich von Sachsen-Altenburg und mit ihm der dänische General Obentraut im Kampfe gefallen. Dieser Obentraut ist aber vordem ein Freund und gar lieber Waffenbruder Tilly's gewesen, bis der Glaube und der Krieg sie aus einander geführt, und mit Thränen im Auge soll noch am späten Abend nach der Schlacht Tilly am Lager des einst so theuren Freundes gesessen und dem Sterbenden die Augen zugedrückt haben. Der Platz, wo das Denkmal steht, ist derselbe, wo Obentraut gefallen, und die lateinische Inschrift daran lautet in der Uebersetzung ungefähr folgendermaßen: „**Dem höchsten und besten Gott geweiht. — Dieses Denkmal dem unerschrockenen und vortrefflichsten Helden Herrn Ritter Joh. Mich. von Obentraut, Reiter-General Sr. Majestät des Königs Christian IV. von Dänemark, welcher hier am 25. October 1625 für Vaterland und Freiheit tapfer kämpfend fiel. — Die Brüder** (Verwandten oder Kameraden?)." Ob nun die Pyramide ihm von seinen Verwandten (Brüdern) oder von seinen Kriegskameraden zum Andenken gesetzt worden ist, darüber läßt uns die Inschrift in Zweifel, weil das daselbst angewandte **F. F. (Fratres)** ebensowohl „Brüder", als „Verwandte", oder auch „Kameraden" bedeuten kann. — Die Umänderung des weniger bekannten Namens Obentraut in den geläufigeren Abendroth im Munde des Volks erklärt sich leicht von selbst.

Herm. Weichelt.

---

120. Ostfriesische Eifersucht.

Eine Anekdote.

Bekannt ist die Eifersucht, welche der Ostfriesische Adel, als Ostfriesland noch ein von eigenen Fürsten beherrschtes Fürstenthum bildete, gegen den Landesherrn hegte. Auch der geringste Adlige glaubte wegen seiner Vorrechte dem Landesfürsten gleich zu stehen. Wie weit dieses oft getrieben, zeigt folgendes Beispiel: Der letzte Fürst von Ostfriesland Carl Edzard, mit welchem 1744 das Geschlecht der Cirksena ausstarb, beschloß einst, mit seiner Gemahlin dem Grafen Fridag zu Gödens, einem der vornehmsten Ostfriesischen Edelleute, auf dessen Schlosse einen Besuch abzustatten, und ließ sich, um nicht ungelegen zu kommen, vorher anmelden. Aber gerade diese Anmeldung brachte zu Gö-

dens die größte Verlegenheit hervor, denn es entstand nun ein großer Zweifel über die zu beobachtende Etikette, ob nämlich die Frau vom Hause die Fürstin beim Aussteigen empfangen könne oder nicht? Als man nach langer Berathung zu keinem Entschlusse gelangen konnte, verfiel man, um nichts zu versehen und sich auf keinen Fall etwas zu vergeben, auf folgendes Mittel. Die Gräfin Fridag ließ sich am Tage vorher am Fuße eine Ader schlagen, so daß sie nicht wohl gehen konnte, und empfing nun — auf diese Weise in ihrem Saale auf einem Kanapee liegend, — die Landesfürstin.

W. Görges.

Hannoversche Geschichten und Sagen.

Siebentes Buch.

121. Der Götter- und Götzendienst unserer Vorfahren.

Die Religion unserer Väter, der alten Sassen, scheint von der urdeutschen, die wiederum mit der skandinavischen eng zusammenhing, wenig verschieden gewesen zu sein. Der nordische Odin oder Alfadur (Allvater), „der da ist, der da war und der da sein wird“, wurde von unseren Vorfahren unter dem Namen Wuotan (Woudana, Wodan) als der oberste der Götter verehrt; doch ist nicht zu leugnen, daß Odin (Ote) bei den Sassen auch als besondere Gottheit erscheint. Wuotan ist die weltlenkende, ewige Macht, der Urquell alles Guten und verleihet demnach auch die nach den Begriffen unserer vorchristlichen Väter herrlichste Gabe, den Sieg. Sein Wagen ist das Siebengestirn, einst Wuotanswagen und noch jetzt Wagen genannt; seinem Rosse, dem edelsten der Thiere, ließ man auf dem Felde Getreide stehen und sicher hängt es mit diesem alten Opfer zusammen, wenn noch bei Kloppenburg im Oldenburgischen einige Aehren nicht gemähet werden. Auerochsen, Pferde und Schafe dampften auf den Opferaltären dem Gotte zum süßen Geruch in heiligen Hainen und auf den dem Himmel näheren Bergen; ja selbst Menschenopfer wurden ihm dargebracht, indem man in einem greuelhaften Gemisch von Rachelust und Dankbarkeit dem Siegesverleiher die gefangenen Feinde schlachtete. Hierauf bezieht sich ein altes Gebet, das, auf Pergament geschrieben, in einer bei Harzburg ausgegrabenen Urne vorgefunden ward und also lautet: **Hilli krotti Woudana, ilp osk un osken pana Witekin ok kelta of ten aiskena Karelni ten Hakatenera. Ik kif ti in ur un tu scapa un tat rof. Ik slakte ti all fanka up tinen iliken Artisberka.** (Heiliger, großer Wodan, hilf uns und unserm Hauptmann Wittekind, auch den Unterfeldherren, gegen den abscheulichen Karl, den Schlächter. Ich gebe Dir einen Auerochsen und zwei Schafe und den Raub. Ich schlachte Dir alle Gefan-

genen auf Deinem heiligen Harzberge.) Uebrigens ragte Wuotan so sehr über die andern Götter hervor, daß sie alle mit ihm standen und fielen; weshalb man sich auch bei der Bekehrung zum Christenthume meistens begnügte, die Täuflinge allein ihm abschwören zu lassen*). Demgemäß heißt es in dem von einem Unterfeldherrn (**kelta**) im Jahre 786 geschworenen Eide folgendermaßen: **Hilken maktik konnink karelo, ik tin vanken oddo, vana of thousand, vorsaki ten krotten Woudana belta up Artisbarko. So ok all min godmanni ok krisknekti to kerstene. Al min sittoma ok rekto is in thin will ok anda. We bit di otmode um levens ok fridoms. We will oldena bi Gotto almaktik ten vater, ten son, ten illiken ost, so we nu lernet, ok an ti, os nadik konnik.** (Heiliger, mächtiger König Karl, ich Dein Gefangener Otto, Panierherr über Tausend, entsage dem großen Wodansbilde auf dem Harzberge. So auch alle meine Unterthanen und Kriegsknechte zu Christen (sollen Christen sein). All mein Besitzthum und Recht ist in Deinem Willen und (in Deiner) Hand. Wir bitten Dich demüthig um Leben und Freiheit. Wir wollen halten bei Gott dem allmächtigen Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, wie wir nun belehrt sind; auch an Dir, unserm gnädigen Könige.)

Wuotan am nächsten steht Donar (Thor), der Gott des Regens und Ungewitters. Der Blitz ist ein Schein seines rothen Bartes; und bläs't er in diesen hinein, so rollt der Donner; aus dem Wetter aber prasseln seine Keile auf die Erde. Der Donnerstag ist ihm heilig, und noch jetzt herrscht im Ansbachschen der Aberglaube, daß am Himmelfahrtsdonnerstage der Blitz in das Haus schlägt, in welchem eingefädelt und genähet wird. Ungleich milder als Donar ist Fro, d. i. der Herr (vgl. Frohnleichnam d. h. Leichnam des Herrn), ein Frieden verleihendes Wesen, das mit Wuotan und Donar eine Art von Dreieinigkeit bildet. Der eigenthümliche Gott des Krieges ist Ziu, von dem der Ziestig oder Dinstag seinen Namen hat, wenn nicht die Ableitung von Odin (Odinstag) die richtigere ist. Unter den Göttinnen scheint die wunderbare Hertha**), die — nach Tacitus — in einem keu-

*) Doch findet sich eine Schwurformel, nach welcher die Sassen auch andern Göttern eidlich entsagen mußten; sie lautet: **Ec forsacho allum diabales** (Teufeln) **wordum end wercum, tuna** (Donar?) **erende** (Hiatha?) **woden end Saxe Ote** (Odin) **end allum then unholdum, the hira genotas sind** (die ihre Genossen sind).

**) „Auf einer Insel des Oceans ist ein keuscher Hain und in dem-

schen Hain auf einer Insel des Oceans (Rügen) in heiliger Verborgenheit wohnte und von vielen deutschen Stämmen, denen sie sich zuweilen auf kurze Zeit nahete, verehrt wurde, auch den alten Sassen nicht fremd gewesen zu sein. Ohne Zweifel aber waren sie, wenigstens in südlichen Gegenden, mit der freundlichen Holda (Frau Holle) vertraut, die bald in den Lüften, bald in Seen und Quellen, bald in Umzügen auf dem Lande ihr wohlthuendes Wesen trieb. Macht sie ihr Bett, so fliegen die Federn als Schneeflocken auf die Erde. In holder Jugend badet sie als weiße Frau um Mittag in klarer Fluth und verschwindet, wenn ein irdisches Auge sie erblickt; in mütterlichem Ernste lohnt sie häuslichen Fleiß und straft die Trägheit, indem sie thätigen Spinnerinnen Spindeln schenkt, trägen aber den Rocken anzündet. Demgemäß wird sie auch als Göttin des Flachses und Spinnens verehrt. Nur selten braust sie in grausiger Gestalt durch die Lüfte. Lieblich wie sie erscheint Ostara, des anbrechenden Morgenlichtes strahlende Göttin, freundlich genug, um das Osterfest nach ihr zu benennen und den ihr zu Ehren gefeierten Freudenfesten die christlichen Osterbelustigungen nachzubilden. Noch bewahren die Stadt Osterode und das Amt Osterholz im Bremenschen ihren Namen. Auch Freya (d. i. die Erfreuende) und Frikka (d. i. die Liebenswürdige) gehören der sassischen Götterlehre an. Nach der nordischen Mythologie, aus der sie stammen und nach welcher sie zu erklären sind, ist Freya die Göttin der Liebe; daher liebt sie den Gesang, der Liebe harmonisch und immerdar werth. Ihr

selben ein geweiheter, mit einem Gewande verhüllter Wagen. Allein dem Priester ist erlaubt, ihn zu berühren. Dieser ahnt die Gegenwart der Göttin im Heiligthume und begleitet mit großer Ehrfurcht die von Kühen Gefahrene. Dann fröhliche Tage, festlich die Stätten, welche sie der Ankunft und des Gastbesuches würdigt. Sie ziehen nicht in den Krieg, ergreifen die Waffen nicht; jegliches Eisen wird verschlossen. Friede und Ruhe sind dann nur bekannt, dann nur geliebt, bis derselbe Priester die des Umgangs mit den Sterblichen gesättigte Göttin dem Tempel wiedergiebt. Bald darauf werden Wagen, Gewänder und, wenn Du es glauben willst, die Göttin selbst im geheimen See gewaschen. Sclaven verrichten den Dienst; diese aber verschlingt derselbe See sogleich. Daher geheimer Schauer und heilige Unwissenheit, was jenes sei, das nur schauen, die da sterben müssen." **Tacitus de Germania C. XL.** Zwar nennt Tacitus unter den Verehrern Hertha's die Sassen nicht; allein die in der oben citirten Eidesformel aufgeführte Gottheit „**erende**" scheint mit Hertha übereinzustimmen, so daß man wenigstens für spätere Zeiten die Verehrung dieser Göttin annehmen dürfte.

Auge strahlt im ewigen Frühling; himmlisches Licht leuchtet wunderbar in ihrem Angesicht. Von ihr, der lieblichen Magd, soll Magdeburg den Namen haben. Frikka ist die Göttin der Eide und der Ehen, die sie mit Kindern segnet, wenn sie angefleht wird. Beide Göttinnen sind verschieden, aber eng verwandt. Frau Hellia nimmt in ihrer Wohnung, Niefelheim d. i. Nebelwelt genannt, die abgeschiedenen Seelen Derer auf, die nicht im Kampfe starben und mußte im christlichen Zeitalter zur Ausprägung des Wortes „Hölle“ Veranlassung geben.

Dieses sind die Gottheiten, die man erhaben genug auffaßte, um ihre bildliche Darstellung zu verschmähen; denn das oben erwähnte Wodansbild ist eine einzelne Erscheinung späterer Zeiten. Im heiligen Rauschen der Wälder wollte man die göttliche Nähe lieber ahnungsvoll empfinden als in vermenschlichter Gestalt anschauen; dort auch verehrte man die Gottheit lieber als in Tempeln mit Menschenhänden gemacht, die sich gleichwohl hie und da noch in Trümmern vorfinden. Doch mag auch der religiöse Grundcharakter unserer Vorfahren der Verkörperung des Göttlichen abhold gewesen sein, so daß die genannten Gottheiten in erhabener Geistigkeit ihren Seelen vorschwebten, so finden wir doch schon frühe, mit dem Laufe der Zeit zunehmende Entartungen der ursprünglichen Anschauung. So hatten die Sassen ihre Hausgötter und tragbare Götzen, die selbst auf dem Schlachtfelde nicht fehlen durften. Der berühmteste aller Götzen ist unstreitig der Krodo, dessen Dasein bis jetzt noch nicht mit zureichenden Gründen bestritten wird. Als Standort desselben wird bald der Deisterwald, bald das Osnabrücksche, bald der Brocken, bald und zwar am häufigsten und gewiß richtigsten die Harzburg angegeben. Noch findet sich auf der oberen Fläche des Burgberges unfern der Ruinen eine Höhlung, welche den Namen Krodo-Halle führt. Nach einer alten Zeichnung und Nachricht vom Jahre 729, steht er auf einem Barsch, der über eine Säule gelegt ist, mit entblößten Füßen, trägt einen Gürtel*) mit flatterndem Band um das Hemd, hält in der Linken ein Rad, in der Rechten einen Eimer mit Wasser und Rosen. Deutung dieser Symbole giebt die erwähnte Nachricht folgendermaßen: „Düße Afgode stund uppe einer Sülen, un uppe eenem Barse dat dudde, dat se wolden stane uppe Vasten Voten; wente de Afgott stad Bavert uppe dem

*) In demselben steckte ohne Zweifel eine in der alten Zeichnung nicht ausgeführte Sichel.

Varse, dat bedudde dat de Sassen scholden gan Barvet uppe Schermesten, er se sikk scholden eighen gewen; wente de Afgode was gegort mit einem Linnen Schorten un Sechel, dat bedudde, dat se frey waren von ören Gode Saturno unde scholden sikk struven veghen öre Verfolger also de Vars jeghen den hekket. Unde de Afgode hadde in syner Lochderen Hant eyn Rad, dat bedudde, dat sikk de Sassen scholden vast beschluten in eyn, un in der vorderen hat einen Waterаymer, dat bedudde, dat he were ein Moder der Kulde, un de Rosen in den Aymer bedudde, dat he were ein Borne der Früchte. So anbeden Se syner macht, uppe dat öne de Frost örer Früchte keinen Schaden dede.“ (Das heißt: Dieser Abgott stand auf einer Säule und auf einem Barsch; das bedeutete, daß sie sollten stehen auf festen Füßen. Daß der Abgott barfuß auf dem Barsch stand, das bedeutete, daß die Sassen barfuß auf Scheermessern gehen sollten, ehe sie sich ergäben. Daß der Abgott gegürtet war mit einem leinenen Hemde und mit einer Sichel, das bedeutete, daß sie frei waren von ihrem Gott Saturn und sich sträuben sollten gegen ihre Verfolger, wie der Barsch gegen den Hecht. Und daß der Abgott in seiner linken Hand ein Rad hatte, das bedeutete, daß sich die Sassen fest in Eins schließen sollten; und daß er in der vordern [rechten] Hand einen Wassereimer hat, das bedeutete, daß er wäre ein Erzeuger der Kälte; und die Rosen im Eimer bedeuteten, daß er wäre ein Born der Früchte. So beteten sie seine Macht an, auf daß ihnen der Frost ihrer Früchte keinen Schaden thäte). Aus dieser Beschreibung ergiebt sich am natürlichsten, daß Krodo als eine Nachbildung des römischen Saturnus zu betrachten ist; denn dieses wird nicht nur ausdrücklich gesagt*), sondern in den angegebenen Eigenthümlichkeiten des Götzen zeigt sich auch die auffallendste Uebereinstimmung mit denen des Saturn. Dieser wird gerade wie Krodo als Gott der Zeit aufgefaßt und mit einer Sense dargestellt. Jedoch scheinen die Sachsen, nachdem sie den Saturn in den Krodo umgebildet hatten, jenen als einen fremden Gott betrachtet und abgethan zu haben, wie die Worte „daß sie frei wären von ihrem Gott Saturn“ anzudeuten scheinen. Ist aber der Zusammenhang des Götzen mit

---

*) Die Worte, welche der mitgetheilten Deutung vorangehen, lauten: „Ikk vinde in der Skrift, das hier in Ostsassen to der Hartesborgk gestan hadde eyn Afgott na Saturno un den heten de Lüde un dat meyne Volk Krodo.“

Saturn ausgemacht, so bleibt die Wurzel des Wortes „Krodo“ nicht mehr zweifelhaft. Daß Saturn bei den Griechen Kronos hieß, ist bekannt; wie leicht konnte nun Kronos in Krodo übergehen?

Der Altar, auf welchem diesem Götzen als dem Vorsteher der Jahreszeiten vorzüglich Früchte, jedoch auch Thiere und, alten Sagen zufolge, sogar Menschen geopfert wurden, ist noch jetzt in einer stehengebliebenen Kapelle der im Jahre 1818 niedergerissenen Domkirche in Goslar zu sehen. Seine Masse besteht aus einer Komposition von Kupfer, Zink und Blei; seine Höhe beträgt 3 Fuß 11 Zoll, seine Länge 3 Fuß 4 Zoll und seine Breite 2 Fuß 5 Zoll. Sämmtliche Seitenplatten haben zahlreiche Oeffnungen, die einst mit vergoldetem Messingblech ausgelegt waren, das in christlicher Zeit mit kostbaren Brillanten verziert gewesen sein soll. Am obern Rande laufen zwei Reihen Löcher, nach älteren Sagen Behälter für Blumenschmuck. Der Deckel, im christlichen Zeitalter mit fünf Kerzen versehen, besteht aus Marmor, der Boden aus Eisen. Das Innere des Altars birgt einen eisenblechernen Kasten, der auf einer Roste ruhet und ein oben freies, mit einem tiefen länglich-viereckigen Becken, später auch mit vier Kreuzen versehenes Marmorstück. In diesem wurde nach der alten Sage das Blut der bei dem Götzenbilde getödteten und auf dem Altar verbrannten Kriegsgefangenen aufgefangen. Nachdem sodann das Marmorstück in seinen Kasten und dieser auf die Roste gestellt war, wurde im Altar ein Feuer angezündet, um aus dem Wogen und Getöse des gekochten Blutes die Gesinnung des Gottes mit Hülfe der Alrunen zu deuten. Der Opferaltar ruhet auf vier bewegbaren, dem Götzen an Gestalt und Tracht ähnlichen, auf den Knieen liegenden Statüen. Der Eindruck seiner ausgezeichneten Schönheit war stärker, als die gläubige Zerstörungswuth Karl's des Großen. Dieser vernichtete zwar (780) den Götzen, versetzte aber den Altar in eine auf dem früheren Standorte des Krodo erbaute Kapelle zum christlichen Gebrauche. Kaiser Conrad I. schaffte ihn im Jahre 916 in die neu errichtete Kirche zu Schulenrode, von wo er unter Kaiser Heinrich III. (um 1040) in die Domkirche zu Goslar wanderte. Im Jahre 1807 wurde er mit unzähligen deutschen Kunstschätzen nach Paris geschleppt und sodann, von dort requirirt, 1816 in der St. Stephanskirche zu Goslar niedergesetzt. Von hier aus brachte man ihn in die erwähnte Kapelle der Domkirche. Außer

dem Altare sieht man daselbst noch vier mit Thiergestalten gezierte Steine, welche der Sage nach einst das Götzenbild umgaben und wegen ihrer merkwürdigen Bearbeitung ebenfalls von Karl verschont wurden.

Neben Krodo gedenken wir nur noch der Irminsäule und des von ihr einst getragenen Götzen. Die älteren Geschichtsschreiber schweigen sämmtlich über dessen nähere Beschaffenheit, so daß das Wesen Irmin's wohl schwerlich aus dem Dunkel, das durch bloße Vermuthungen nicht gelichtet werden kann, heraustreten wird. Das Wort Irminsul (Irmansul) bedeutete vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert eine Säule mit einem Götzenbilde überhaupt; doch berichtet ein älterer Schriftsteller ausdrücklich, daß auf der Irmansul ein Gott mit Namen Irmin gestanden. Ob nun dieser Irmin der Träger einer geahnten Idee der Alles beherrschenden, allgemeinen Gottheit, oder der verdeutschte Mars, Mercur, Apollo, Herkules gewesen sei, ob wir uns unter ihm einen der Söhne des Urvaters Mannus oder den vergötterten Hermann (Armin) zu denken haben, bleibt unentschieden; doch ist das Letztere immer noch am wahrscheinlichsten. Nicht einmal der ehemalige Standort des Götzenbildes ist entschieden gewiß; doch nennen die meisten Nachrichten Eresburg (d.i. Stadt-Berge) an der Diemel. Eine eifrige Verehrung des Irmin läßt sich aus der heiligen Wuth Karl's des Großen erkennen, mit der er (772) nicht allein den Götzen und seinen Tempel zerstören, sondern sogar den geweiheten Hain ringsumher ausrotten ließ. Die Säule wurde im Erdboden tief verscharrt, Niemandem mehr ein Aergerniß zu werden zum falschen Gottesdienst. Wie sie nun bald darauf wieder ausgegraben und auf Ludwigs des Frommen Befehl in das Stift zu Hildesheim gebracht worden, werden wir in einem der spätern Bücher nebst ihrer näheren Beschreibung mittheilen. Wir bemerken nur noch, daß einige Alterthumsforscher dies noch jetzt vorhandene Denkmal, wenn auch ohne hinreichende Gründe, für einen Leuchterträger aus christlicher Zeit halten.

Mit den beschriebenen Gottheiten ist das Gebiet der altsassischen Mythologie keineswegs allseitig durchwandert; und wenn das Wesen der heidnischen Religionen in der zerstreuten Auffassung des Göttlichen besteht, so ist es überhaupt unmöglich, den nie abgeschlossenen, immer wachsenden Götterstaat nach seinen einzelnen Personen genau zu bestimmen und zu begrenzen. Der Christ erkennt in allen Erscheinungen des Naturlebens die Wirkungen des

allein wahren Gottes; der Heide hat so viele Götter als er Wirkungsarten unterscheidet. Nach dem mächtigern oder schwächern Eindrucke dieser Wirkungsarten ermißt er auch die Kraft und den Werth seiner Götter. Sinken ihm diese in's Menschliche herab oder erhebt sich ihm das Menschliche in das Göttliche hinauf, so erzeugt seine religiöse Phantasie Heroen oder Halbgötter, die immer etwas Zutraulicheres für ihn haben als die Götter selbst, da er sich in jenen wiederfindet. Der bedeutsamste Halbgott war unter den Sassen vielleicht Sahsnot (der umgebildete Herkules), der schon seinem Namen nach ohne Zweifel als Stammgott verehrt wurde. Tuisko, der Sohn der Erde, konnte als Ahnherr des deutschen Volkes auch bei den Sassen nicht fehlen; er erscheint mit einem grauen Bart, eingehüllt in die Haut eines wilden Thieres. Nicht weniger machte sein Sohn Mann Anspruch auf die Ahnherrschaft der deutschen Nation. Vielleicht gehört auch der bereits besprochene Irmin zu den Heroen. Weise Frauen, wie die Nornen und Alrunen, ebenfalls halbgöttischer Natur, dienen den höheren Gottheiten und verkündigen ihren Willen in heiligen Weissagungen. Tief unter den Halbgöttern standen die Wichte und Elben, fähig, sich unsichtbar zu machen und auf die Menschen durch Heil und Unheil einzuwirken, körperlich aber schwächer und meistens weniger schön als sie. Nur die Lichtelben glänzen in überirdischer Schönheit, angethan mit strahlendem Schmuck.

So verworren, dem Erörterten nach, das Göttliche von unseren Vorfahren aufgefaßt wurde, so läßt sich doch nicht verkennen, daß eine Ahnung der ewigen Wahrheit sich wunderbar durch ihre Seelen zog. Eine Aue der Seligen winkte aus Walhalla, dem schönern Jenseits auf die Erde herab, und die Sehnsucht nach einem bessern Leben weckte Recht, Wahrheit und Tapferkeit. Die Helden, welche allen menschlichen Verordnungen trotzten, verehrten andachtsvoll den göttlichen Willen und beugten sich demüthig vor den geheiligten Priestern, durch welche sie ihn vernahmen. Selbst im Kriege gedachten sie im Aufschwung zu dem Göttlichen nicht der eigenen Kraft, indem sie in tiefer Andacht der Barden heiligen Gesängen lauschten. Und wenn bei dem Allen die Ahnung einer Götterabenddämmerung im deutschen Gemüthe lebte; wenn sie träumen von einem Weltenbrande, aus dessen Trümmern Allvater eine neue Ordnung der Dinge hervorrufen werde: so dürfen wir darin eine leise Vorbereitung auf das Leben im

neuen, christlichen Gottesstaate erblicken. Die Götterabenddämmerung kam; die Götterwelt zerfiel; aber aus der Asche erhob sich die neue, christliche Welt mit dem dreieinigen Gotte. — W. B.

122. Norden.

Der Annahme zufolge ist Norden eine der ältesten Siedlungen Ostfrieslands. Die Stadt liegt auf der äußersten nordwestlichen Ecke oder Hörn der uralten Seeküste zwischen Weser und Eems, und mag daher ihren Namen tragen, den der Eingeborne nach wie vor Nörn ausspricht. Die isolirte Lage dem Festlande Ostfrieslands gegenüber ist der Grund, daß sich im Norderlande ein gut Theil Altostfriesland in Sprache, Sitte, Sage, Tradition, lebendigen Institutionen mit singulären Rechten (Teelacht, Pammeracht, Leegmoorsacht ꝛc.), und Charakter erhalten hat. Die Stadt Norden war von jeher der Mittelpunkt des Norderlandes; ihre geschützte und günstige Lage auf einem hohen Düneneilande vor der Eddenriede gab ihr ein natürliches Uebergewicht über die nicht unbedeutenden kleinstädtischen Ortschaften der Umgegend: Hage, Arrel, Nesse, Dornum, Westeel, Osteel, Marienhofe. So mochte es nicht ausbleiben, daß sich auch Freier verschiedner Art um die Braut bewarben. Historisch unverbürgt ist freilich die sagenhafte große Invasion der Dänen um 880 n. Chr. und deren totale Niederlage; aber doch knüpft sich daran die traditionelle Annahme des Ursprungs der Teelacht in folgender bisher noch unpublicirter Sage aus der Teener: Die Dänen landeten in der Mündung der Hilgenriede, ja eine Anzahl Raubschiffe fuhren dieselbe aufwärts und ankerten im großen Hexenkolk an Norden, mit Mord, Raub und Brand das Norderland verheerend. Aber angefeuert durch ihre Richter und Edlen, gestärkt durch den Segen des Bischofs Rimbertus von Bremen, todesmuthig und riesenstark durch Zorn, Verzweiflung, Rache setzte sich das Volk zur Wehr, zog in hellen Zügen dem Feinde entgegen und erwürgte diese Seeteufel bei Haufen. Der Schauplatz des Mordkampfes war die Teener, Neugro, Süde bis an Nesse, ein Feld voller Todtengebeine. Und die Sieger erhielten dasselbe Land zur Belohnung, verwalteten und vererbpachteten es in Gemeinschaft, und die Ländereien, darauf die meisten Feinde erschlagen worden waren, mußten die höchsten Abgaben zahlen. — Auch daß Herzog Heinrich der Dicke von Sachsen um 1100 vor Norden erschienen und in großer Fehde besiegt und getödtet worden

sei, ist unbeglaubigt, vielleicht ist diese Tradition nur Ausschmückung eines der Unterjochungszüge Heinrichs des Löwen gegen die Friesen um 1155, wobei derselbe bis vor Norden erschienen sein mag. — Dem Sprengel des Bremer Bischofs zuertheilt (Willehad 788), war Norden eine durch Kirchen und Klöster angesehene Stadt. Auf hohen Dünen errichtet, waren weit in die Ferne hinaus sichtbar das Dominikaner- oder Bruder-Kloster von 1264, das Kloster Marienthal von etwa 1200, die Liudgerikirche ältesten, doch unbekannten Datums und die Andreaskirche von 1288. Die Liudgerikirche ist in ihrem niedrigeren Langschiffe uralt (Patron: der erste Bischof von Münster, Liudger, um 800), Kreuz und Hochchor wurden erst anno 1445 erbaut. Das Hochchor ist ein prächtiger Bau im Charakter des 15. Jahrhunderts. Die Innen-Ansicht desselben ist einfach, groß und edel. Das Hauptschiff des Chores, welches bedeutend über die Seitenschiffe (Umgang) hervorragt, erhält sein Licht theils von den Fenstern des Umgangs, theils durch die Oberfenster des 84 Fuß aufragenden Mittelbaues; und dieses helle Oberlicht, die himmelan strebenden Säulen und majestätisch sich wölbenden Bogen lassen den vollen Eindruck der Großartigkeit in dem Beschauer zurück. Ein herrliches, in den letzten Jahren neu restaurirtes Tabernakel, eine doppelte Reihe von Chorstühlen, die Chorseiten füllend und die frühere zahlreiche Klostergeistlichkeit Nordens bekundend, sowie ein zweisitziger Chorstuhl der Oberen, in schönem Schnitzwerk ausgeführt, sind beachtenswerth. — Im Chorumgang verschiedene alte Grabsteine und Epitaphien. — Zwischen dem Chor und Kreuz der Kirche befindet sich eine ausgezeichnete Orgel (Erbauer: Arp Schnittker aus Hamburg, aufgestellt 1687). — Im Kreuzschiff am Nordostpfeiler ein hübsches Epitaphium des Häuptlings Unico Manninga, † 1588, Besitzers der Lützburg. Ein Prachtstück der Holzschnitzerei ist die 1712 von dem Meister Rudolf Garrels erbaute Kanzel, an der Außenseite des Kanzelaufganges wie der Kanzel selbst mit den Statuen von Luther, Paulus, den Aposteljüngern, Christus, Johannes Baptista und den Evangelisten geschmückt. — Südlich von der Kirche der Thurm aus dem 13. Jahrhundert; die „grüne" (mit Patina überzogene) Glocke aus 1415 von schöner Arbeit. Am Thurm eine parkartige Anlage (Blücherplatz 1863) mit dem Kriegerdenkmal für 1870/71, Rauchs kranzreichende Victoria über dem Oberbau schwebend. Auf der Stätte des

alten Bruderklosters erblicken wir das neue stilvolle monumentale Klassenhaus des Gymnasiums von 1876. (Lateinische Schule seit 1529.) Auf der Stelle des Olle (alten) oder Marienklosters erhebt sich das gleichfalls hübsche und geräumige sog. Gasthaus (Waisen- und Armenhaus), die letzten Zellen fielen 1872. Die Andreaskirche besaß drei schöne Thürme, zwei schlanke, spitze am Chor, gestiftet von zwei Schwestern, und einen außerordentlich hohen und starken Glockenthurm am Westgiebel, der den Seeleuten bis zur Weser als Landmarke gedient haben soll. Ein ehemaliger Feuer- oder Leuchtthurm soll jedoch auch auf der Hochdüne, genannt Hogegast, gestanden haben. Die Kirche selbst litt durch Feuersbrunst bereits 1296, und wurde vom Fehderitter Balthasar von Esens 1531 so verwüstet, daß an einen Wiederaufbau nicht gedacht ist. Die Tradition Nordens weiß noch von der Andreaskirche zwei lustige Stücklein zu berichten. Zur Kirchweihe im Jahre 1314, deren Verzögerung bis dahin man dem Bremer Erzbischof Johannes zuschrieb und übelnahm, erschien auch derselbe in eigner Person. Einem Schmiede, der ihm sein Reitpferd beschlagen hatte, weigerte er dafür die Zahlung, und hatte in der dabei entstandenen Zankscene derbe Streiche von der daran mitbetheiligten Frau Meisterin zu erleiden. — Das andre Stücklein besagt, daß der Magistrat (ev. Kirchenrath) den großen Thurm an die Mauer des Weinhauses abgewässert habe. (Man erzählt dies drastische Anekdötlein von mehreren Orten, so z. B. von der großen Glocke zu Marienhofe). Anlaß dazu wird die Thatsache gegeben haben, daß der Abbruch des Thurmes Anno 1721, der auf Antrag der Gemeinde und in der Meinung, ein Erkleckliches dabei zu erübrigen, erfolgte, die ganze Einnahme vom Abbruchsmaterial zu reichlich 33,160 Gulden verschlang. Die Liudgerikirche mit großer Orgel, kunstreich geschnitzter Kanzel und verschiedenen sehenswerthen Grabdenkmälern ziert besonders das 1445 vom Grafen Ulrich Cirksna erbaute hohe Chor nebst Mittelschiff in Spätgothik.

Die Stadt Norden zeichnete sich von Alters her durch freien, selbständigen Character aus, der jedoch häufig in Opposition und selbst Rebellion ausartete. Trotz alledem scheinen auch hier die Raubritter, genannt Hovtlinge, früh aufgetaucht zu sein, und man zeigt oder nennt Burgstätten zu Lintel, Eckel, Osterhaus und am Burggraben. An Namen solcher edlen Geschlechter finden sich Idzenga, Attena, Loringa, später die ten Broek, Ukena

und Cirksna. Eine Unzahl von Fehden, Gefechten, Kämpfen und Brandschatzungen hat Norden und das Norderland zu verzeichnen gehabt. — — Nörn ahn Oern = Norden ohne Ordnung! spottete der sprüchwörtliche topographische Volkshumor des Norderlandes.

Als Curiosum mag erwähnt stehen, daß i. J. 1463 Norden (und Norderland) vom Kaiser Friedrich III. zur Reichsgrafschaft, zu welcher Ulrich Cirksna den Grafentitel annahm, erhoben wurde. Weitere nachtheilige Folgen scheint diese Standeserhöhung nicht gehabt zu haben, und muß bald jegliche Spur wieder verwischt worden sein.

Die Reformation fand in Norden schon 1520 Eingang; und der Confessionsstreit zwischen Zwinglianern und Lutheranern kam bald hintennach. Derselbe endete im Wesentlichen erst mit der Austreibung der ersteren, die sich eine Kirche jenseit der Stadtgrenze in der Grafschaft Lützburg erbauten, nicht ohne daß der Norder fanatisirte Pöbel den ersten Bau 1680 wieder heruntergerissen hätte*).

An ausgezeichneten Männern aus Norden nennen wir Abt Gerhard Synellius † 1552, den Polyhistor Hermann Conring † 1681, den Arzt Johann Christian Reil † 1813, Amtmann Engelbert Kettler † 1676, Hofrichter Hajo Conring † 1666, Professor Hulderikus ab Eiben † 1699, Annalist Ernst Friedrich von Wicht † um 1610, Prediger Martin Micronius † 1559, Prediger Bernhard Elsenius † 1611, Prediger Hermann Mesander † 1640, Rektor Ubbo Emmius um 1580, Rektor Joachim Rachel um 1665, Amtsverwalter H. L. Damm um 1800, u. A.

Norden hatte von jeher viele Fabriken und industrielle Etablissements, von denen einige einen Weltruf genießen. Fr. von Harslo.

123. Jan Müller von Hage in Ostfriesland.

Eine Sage.

War einmal ein Müller, der kam an einer Stelle vorbei zu reiten, wo die Hexen tanzten; da traten sie zu ihm heran und gaben ihm aus einem silbernen Halbkrug zu trinken; er aber nahm den Krug, goß das Getränk dem Pferde vorne zwischen

*) Vgl. Knyphausen, E. Graf — Geschichte der Reformirten Kirche zu Bargebuhr. Norden. Diedr. Soltau. 1868. S. 53.

den Ohren durch und ritt mit seiner Beute schnell davon; die Hexen eilten ihm zwar nach, konnten ihm aber nichts anhaben. Daher hat man in der Gegend noch das Sprüchwort: „**Prost Jan Müller ut en sülvern Halfkroos!**“

A. Kuhn und W. Schwartz.

---

124. Die Ueberfahrt der Seelen bei Neſſmerſiel.

Eine Sage von der ostfriesischen Nordseeküste.

Die Nordseeküste Ostfrieslands hat verschiedene flache Buchten, die eine Art von kleinen Häfen bilden, und da hier die Binnenflüßchen durch feste starke Schleusen in's Meer abgelassen werden, Siele heißen. Schiffer und Fischer umwohnen dieselben. Am Nessmersiel, auf vorspringender Hörn, wohnt einsam ein Fischer, der ungestört vom Lärm der Welt, mit seiner Familie dem Fischfang nachgeht, und sich einen geringen Nebenverdienst an baarem Gelde dadurch erwirbt, daß er hin und wieder einen der wenigen Reisenden auf eine der benachbarten Inseln übersetzt. — Am kürzesten Tage — so will die Sage — und genau zur Mittagsstunde, in dem Augenblick, wo der Fischer mit seiner Familie die kärgliche Mahlzeit, bestehend aus Butt und mit Zwiebeln gebratenen Erdäpfeln, einnimmt, tritt ein Fremder ein, der in einem etwas fremdklingenden, nichts destoweniger verständlichen Dialect grüßt und etwa fragt: „Ben ick hier recht bej Vedder Fiskermann?“ Indem er dabei den Duft der Bratzwiebeln und des Fisches verständnißinnig einsaugt, und als alte Bekannte zu begrüßen scheint, abwartet er die Antwort des noch ungestört fortkauenden Fischers nicht, sondern fährt mit kurzathmiger Stimme in demselben etwas scharfen und knappen geschäftsmäßigen Tone fort: „Mag ick Ju up eenige Woorden an?“ — Wie es so üblich ist in diesen gastfreien Gegenden, ladet der Fischer den Fremden, wiewohl vergebens, zur Theilnahme an seiner bescheidenen Mahlzeit ein, und erfüllt dann das Gesuch desselben, indem er sich mit ihm etwas von der ruhig fortspeisenden Familie an das Fenster fort begiebt, das auf's brausende Haff hinaussieht. — Der etwas ältliche, jedoch kernig rüstige, gedrungen gebaute Fremde, dessen kleine lebhafte Augen aus rundem, wohlgenährtem Gesichte unter einem Dreispitz forschend hervorblinzeln, trägt ein altmodisches Kostüm nach Art der alten Emder Handelsherren, wie es auch in Holland üblich. Ein hellgelber tuchener, mit Kugelknöpfen

eng besetzter Reiserock bedeckt einen apfelgrünen Seidenrock, eine Weste mit eingestickten Blumen, kurze Beinkleider von schwarzem Atlas, seidene Strümpfe und Schuhe mit Gaspen. Auffallend ist es, daß die Fußbekleidung so sauber und glänzend erscheint, da doch die glitschigen Kleiwege der Marsch, die er zum Siel passiren muß, jedem andern Fußwanderer einen fast unlöslichen Schmutz ankleben. Haltung, Rede und Bewegungen des fremden Herrn sind gemessen, fast würdevoll, und verrathen den ein Handelshaus repräsentirenden Kaufmann. Außerdem deutet zwingend darauf hin die Präcision, Genauigkeit und kaufmännische Umsicht, mit welcher er sein Geschäft auf die für seinen Auftraggeber vortheilhafteste Weise abzuschließen sucht. In der That giebt er sich für einen Kommissionär aus, der den Auftrag hat, an der ostfriesischen Küste einen Fährmann zu miethen, welcher willens ist, eine gewisse Anzahl von Seelen, nämlich soviel als seine Schaluppe fassen kann, nach dem „witten Aland" überzusetzen. Es entwickelt sich nun etwa folgender Dialog: Der Fremde: „Wo grot is Ju Sluup?" Fischer: Uemsträk dree Törflast. Fremder: „Maakt ruum dreedusend Seelen, 't kunn passen." Fischer: Wo segg Ji? Fremder: „Vulle Laden, Vedder Fiskermann. — Will Ji fahren?" Fischer: All derna, wat 't deit, Mienheer. Fremder: „Klockslagg twalfen tokaam Nacht klar an d' Diek, Tügaasje staand un rede, bi düster Maan unner Seil, deit de Seele Kopp vör Kopp een Witt." Fischer: Warhen, Mienheer? Fremder: „Unner Beermeroog dör, de Akkmer-Ee ut, liek to liek an na Störkensmu." Fischer: Kopp 'n Krummstert; 'k bün unbekennt up See, 't is mi wat gefahrelk to. Fremder, nachdem die Differenz ausgeglichen worden: „Denn is 't ofmaakt, slaat in, un 't Geld up 'n Brett, Ziefert bi Ziefert." Ist es dem Fischer auch anfangs, da er den Fremden mit größter Ruhe von einer Ladung Todtenseelen reden hört, als handele es sich um ein Schiff voll Käse und Torf, etwas gruselig zu Muthe gewesen, so währt dies doch nur einige Augenblicke. Die proponirte Vorausbezahlung des Frachtgeldes, die Appellation an seine bewährte Ehrlichkeit, den einzugehenden Vertrag auch ohne Zwang genau zu erfüllen, die aufsteigende Gewißheit, jenem geheimnißvollen räthselhaften Alten gegenüber zu stehen, von dem seine Seegefährten ihm oft erzählt haben, daß er ihr Fahrzeug zum selben Zweck gemiethet und sie immer sehr gut dafür bezahlt habe, endlich die nüchterne, lakonische Geschäftsverhand-

lung selbst — alles zusammen giebt ihm sein Phlegma rasch zurück, und der möglichst höchste Preis ist sein Ziel. — Der Fremde zieht nunmehr unverweilt seinen Beutel, eine vielgebrauchte, weil schmierige, lederne Geldkatze, hervor, der mit Zieferts angefüllt ist, und zählt in dieser liliputanischen Münze den gesammten Frachtbetrag mit fabelhafter Fingerfertigkeit aus. Nachdem er dem Fährmann noch einmal, und jetzt im kreischend befehlenden Tone, Ort, Zeit, Curs und Ziel genau eingeprägt hat, nimmt er nach nochmaliger wiederum vergeblicher Einladung zum Essen seitens der Familie mit dem Schlage Eins der alten friesischen Wanduhr eiligst Abschied, und verschwindet mit einem gewandten und hüpfenden Schritte, der von dem Ernst und der gezeigten Seelenruhe der letzten Stunde eigenthümlich absticht, hinter dem nahen Deiche. — Zur verabredeten Stunde befindet sich der Fährmann an dem verabredeten Orte mit seiner Schaluppe. Diese hebt und senkt sich anfangs mit den Wogen, aber sobald der Mond sich zum Untergange neigt, bemerkt der Schiffer, daß sein Fahrzeug sich weniger leicht bewegt und nach und nach immer tiefer sinkt, so daß es zuletzt nur noch eine Handbreit freien Bord zeigt. Aus diesem Umstande schließt er, daß er befrachtet ist, und er beeilt sich, abzustoßen. Da kann er lange seine Augen anstrengen, um im Schiffsraume etwas zu sehen, er bemerkt nichts darin, als einige Nebelflocken, die sich hin und her bewegen und ineinander fließen, ohne eine bestimmte Form anzunehmen. Vergebens spitzt er seine Ohren, er hört nichts, als ein leises, kaum vernehmbares Flüstern und Knistern. Nur von Zeit zu Zeit fliegt eine Möve mit kläglichem Geschrei über sein Haupt hin, oder ein Fisch steckt nahe an seiner Seite den Kopf aus dem Wasser, und heftet die großen, furchtsamen Augen auf ihn. Die Nacht gähnt ihn an und die Luft umzieht ihn kalt; ringsum nichts als Meer, Sternenglitzern und Schweigen. Stumm wie Alles, was ihn umgiebt, erreicht der Fährmann endlich das „witte Aland", wo er landet. Er sieht Niemanden am Ufer, aber er vernimmt eine kurzathmige kreischende Stimme, in der er die des Fremden vom Mittage erkennt. Diese unsichtbare Person scheint eine List von Personennamen abzulesen, und zwar in dem eintönigen Vortrage eines Aufsehers, welcher Namen aufruft. Mehrere dieser Namen sind dem Fischer bekannt, da sie Personen angehören, die im Laufe des letzten Jahres in seiner Umgebung verstorben sind. Während der Verlesung dieses Namensverzeich-

nisses wird die Schaluppe immer leichter. Vor einigen Augenblicken lag sie noch auf dem Sand der Düne, und nun steigt sie in dem Maße, als die Namensliste erschöpft wird. Der Fährmann merkt endlich, daß seine Passagiere gelandet und ausgeschifft sind, und kehrt in Frieden zu seiner Familie in sein Häuschen am Siel zurück. — Auf dieselbe Weise wird die Reise der Seelen nach dem „witten Aland“ jedesmal bewerkstelligt. Ein außergewöhnlicher Umstand fiel einem Fährmanne, der auch diese Ueberfahrt besorgte, einmal ganz besonders auf. Die unsichtbare Person nämlich, welche am Ufer die Namensliste ablas, unterbrach sich plötzlich, und rief aus: „Wo ist denn Pieter Jansen? Pieter Jansen ist ja nicht da!“ — Hierauf erwiderte eine feine flötende Stimme: „Ich bin Pieter Jansens Frau und ich habe mich unter dem Namen meines Mannes einschreiben lassen.“ — Wie es scheint, verbirgt sich unter der Verkleidung jenes fremden Kaufherrn eine mythologisch wichtige Person, und mag es andern Orts versucht werden, die Beziehungen derselben und ihre Function, die Todten an den Ort ihrer letzten Bestimmung zu befördern, zur alten Götterwelt der Germanen und ihrem Glauben aufzuhellen.

Fr. von Harslo.

125. Woher kommen in Ostfriesland die Kinder?

Den verschiedenen topographischen Verhältnissen Rechnung tragend, antwortet der Ostfriese auf obige Frage, daß die Kinder aus Brunnen, Teichen, Flüssen, aus den Dünen, dem Moor, vom Ihsken (Escherland), unter erratischen Blöcken (Flintsteenen) herkommen. Theils erinnert dies an den Ursprung aus Felsen, theils an den aus Quell und Brunnen. — „Die alte garstige Storchenfabel,“ wie Dr. Pilz sie nennt, ist mindestens Ostfriesland nicht ureigen und, so weit es autochthon ist, müssen wir den Storch dankend ablehnen, er bringt uns die Kinder nun einmal nicht, und wenn den Geschwistern etwas geschenkt wird, so hat die „Puppe“, sei es Süsterke oder Brörke, es ihnen mitgebracht. Volksthümlich ist aber auch Bisquit, Torte, Zuckergut oder Kuchen nicht, und in der Krummhörn besteht noch die alte Sitte, bei der Geburt eines Kindes den würzigen gelben „Puppkekäse“ zu spendiren, und es gilt für eine Schande, wenn derselbe fehlt. Andere Gaue schenken volksthümliche Gaben an Backwerk.

Verfolgen wir nunmehr zuerst den ortsüblichen Ursprung der Menschen aus Gewässern, so ist Folgendes darüber mitzutheilen:

Schon 1819 bearbeitete der Dichter F. J. Weiß von Zug (Zeitschrift Upstallsboom. Jever. Bd. II. S. 34) die Sage vom Kinderbrunnen, welche in Emden und angrenzenden Theilen der Krummhörn (Szupentapperee) heimisch ist, als Poem. Ganz kurz zusammengefaßt heißt sie: Die Kinder werden zu Schiff vom Nesserland geholt. — Dieses Nesserland mit seinem Kindergeheimniß ist nun aber der letzte Ueberrest jenes großen Landstrichs, der in alten Tagen vom Meere verschlungen wurde, und Dullert genannt wird. Die Historie meldet uns davon, daß Mord und Brand der Häuptlinge die Ursache war, denn aus Rache riß der eine von diesen die Siele ein und verbrannte diese nothwendigsten Hülfsmittel zur Regulirung des Wasserstandes im Lande; damit zugleich das offene Land den grausen Wogen des Oceans preisgebend. Und weiter sagt die Sage, daß die zur Deichrettung aufgebotenen Bauern des Landes sich geweigert hätten, Hand anzulegen; ja, der Eine rief in seinem Haß: „Und wenn auch mein eignes Land eine Lanze hoch unter Wasser stehen wird, so verweigere ich meinem Nachbar als Feind jegliche Beihülfe.“ — Das an der Eems versunkene Land mag reichlich 30 — 40 Orte umfaßt haben, worunter bedeutende Dörfer. Von der Stadt Torum sagen die Dullertschiffer, daß sie zuweilen tief unten auf dem Meeresgrunde sichtbar sei, und daß in der traumumwebten Abenddämmerung ihre Glocken leise, leise zur Oberwelt heraufklängen. — Vielleicht, daß die Emder aus diesen und ähnlichen Zügen gerade das Eiland Nesse, der Stadt ehemals gegenüberliegend, jetzt mit ihr verbunden, zum Ort des Kinderbrunnens wählten. — Die Sage selbst wird verschieden ausgesponnen, doch sind die Hauptzüge diese: „Vater und Mutter fahren in einem glasenen Schifflein nach Nesserland, um das Kindlein zu holen. Auf äußerster Spitze liegt der Wunderbronn, in blumiger Umgebung. Der Vater umschreitet denselben dreimal, da quillt's herauf geheimnißvoll, und ein Widerschein, wie von überirdschem Glanz auf Demant abgestrahlt, zeigt das emporsteigende Kinderschiffchen, dem das Kleine entnommen und zur Mutter gebracht wird. Diese bricht leider auf der Heimreise das Bein und muß deshalb zu Bette liegen.“

Was nun dem Niederemser der Dullert, das muß dem, der nicht an solch classischen Gestaden lebt, der nächste Fluß, ein Teich oder Meer (Maar, Landsee) sein. So heißt es in Niederreiderland: aus der Eems; zu Marienchor: aus dem Chorster Meer; zu Bar-

stede: aus der Breike, einem Dorfteich; zu Hesel: ut de Dränke, dem einzigen namhaften Gewässer des Dorfes, freilich nur eine Viehtränke vorstellend; zu Backband: aus der Bäke; an andern Orten aus der Ri, der Pütte, der Dobbe, der Hiwe, dem Dellert; doch nirgends: aus der salzen See. — Nach Strackerjan (Sagen a. Oldenburg II. 127) heißt es an der Weser in nautischer Ausdrucksweise: aus den Tonnen (Seefahrtszeichen des Fahrwassers), und zwar die Knaben aus den schwarzen und rothen, die Mädchen aus den weißen.

Was sodann die Ursprünge aus Felsen, beziehungsweise der Erde anlangt, so heißt es in Nordostfriesland an der Seekante von Norden bis Jever allgemein, die Kinder kommen „van 't Moor," woher sie in glasenen Kutschen geholt werden, wobei die Mutter beim Aussteigen gleichfalls das Bein bricht. Ich vermuthete anfangs, in dem Ausdruck „Moor" eins jener doppeldeutigen Worte vor mir zu haben, die so häufig die Redensarten des Volkes zieren, und welches hier sowohl „Mutter" (Moder, contrahirt Mo—r) als auch „Moor" (Moorerde, Torfboden) heißen könnte, habe indessen nach sorgfältiger Prüfung diese Vermuthung fallen lassen. Vom Moor holt man gleichfalls die Kleinen in den moorumgebenen Geestdörfern Moormerlands, wie auf vielen Fehncolonien Ostfrieslands.

An andern Orten, wo das Moor nicht mehr nahe liegt, wählt man einen andern, den topographischen Verhältnissen angepaßten Ausdruck. Zu Utörp (Utdörp, nicht Utarp) heißt es: van de Ihsken; auch wohl ausführlicher für den allzu Wißbegierigen: „ünner de dick Flint (Feldstein, erratischer Block) weg, de güntsiet 't Loog up d' Ihsken liggt." Zu Burhofe sagt man: „ünner d' Fosskutt (Name eines dort befindlichen großen Steines am Kirchhofe) weg." Andre Oerter sagen ähnlich aus.

Auf den Eilanden, mindestens auf Juist, Nördernee und Baltring (richtiger statt Baltrum), kommen die Kinder: aus den Dünen. Eine hierauf bezügliche Anecdote aus dem Munde eines Zuhörers möge hier Platz finden. König Georg V. von Hannover unterhielt sich, wenn er auf Nordernei residirte, öfters und in populärer Weise mit den Eingebornen. Einst traf er in den Dünen einen 85jährigen alten Hagestolz, und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. Der Alte war bereits über die Zurechnungsfähigkeit hinaus, und nach dem Volksmunde „wär he in d' Kindheit" (für kindisch). Der König jedoch bemerkte dies nicht und

fragte ihn nach seinen Lebensumständen und Verhältnissen. Als er nun auch die Frage stellte, ob er denn auch Kinder habe? schmunzelte der Alte und erwiderte: „Ja, Här Könenk, twalfe!" —„Zwölf Stück?" fragte der König mit verwunderndem Tone; „und wo sind denn diese Zwölfe?" — „In de Dünen, mien leve Här Könenk! in de Dünen!" antwortete der ledig Gebliebene, und kicherte dabei leise in sich hinein. Fr. von Harslo.

126. Hasentanz bei Fürstenau.

Eine Sage.

Ein kleiner Junge geht einmal des Abends spät zur Hofmühle bei Fürstenau, und als er an den Mühlendamm kommt, sieht er eine große Zahl Hasen, die lustig tanzen und springen; da bleibt er stehen und sieht ein Weilchen zu; nicht lange, so kommt einer der Hasen an ihn herangesprungen und will ihn ins Bein beißen, er aber sagt: „**Gah hen, du büst nich van Gott, du büst vannen Düvel!**" und im selben Augenblick ist Alles verschwunden, doch läßt sich noch eine klägliche Stimme hören, welche fortwährend ruft: „**Min sülvern Bäker, min sülvern Bäker!**" Als er nun nach Hause kömmt, erzählt er alles seinem Vater und der frägt ihn, ob er sich wohl die Stelle gemerkt, wo das gewesen; das bejaht er und sie gehen hin und finden auch den silbernen Becher, auf welchem ein Name eingegraben war; darauf sind sie mit dem Becher zu einem Goldschmied gegangen, der ihnen vieles Geld dafür gegeben, aber den Namen hat er nicht lesen können.

A. Kuhn und W. Schwartz.

127. Wissinghof bei Bentheim.

Eine Sage.

Ungefähr 1½ Stunden von Bentheim, am Wege von Schüttorf nach Ohme, liegt ein fürstlicher Schafstall auf einer Stelle, die Wissinghof genannt wird und noch ganz den Anblick eines Bauerhofs darbietet. Wirklich soll da auch in frühern Zeiten ein Bauerhof gewesen sein und zwar der größte und bedeutendste in der ganzen Umgegend, reich an Saatfeldern, Wiesen und Holzungen. Wie er vernichtet ist, darüber berichtet die Sage Folgendes: Als einst der Besitzer des Wissinghofes seine Pacht dem Grafen von Bentheim, dem er hörig war, brachte, und der Graf oben vom Schloße auf den Hof niedersah, bemerkte er denselben

und wunderte sich über die Feistigkeit der vier Rappen vor dem Wagen des Bauern, da eben bei der übergroßen Theurung des Getreides fast überall Hungersnoth herrschte und selbst die Pferde des Grafen den Einfluß der Theurung verspürten. „Deine Pferde" rief der Graf hinunter, „scheinen die allgemeine Noth nicht zu theilen und die Theurung nicht zu verspüren!" —„Darum sind es auch Wissings Pferde," versetzte der Angeredete kurz. — Die Runzeln, welche des Grafen Stirn umzogen, zeigten, wie wenig diese Antwort ihm gefiel. Doch um den Hörigen zu demüthigen, rief er ihn auf's Schloß, führte ihn ins Prunkgemach und lud ihn, da es eben Essenszeit war, zu Tische. Wissing nahm die Einladung an und setzte sich; die ihn umgebende Pracht würdigte er keines Blickes. Der Graf, welcher glaubte, daß er vor Blödigkeit nichts sagen möchte, munterte ihn auf umherzuschauen und fragte ihn dann, was er zu der Herrlichkeit des Schlosses sage. Der Angeredete antwortete: „Flitterstaat, freilich für Jemand, der von Andern leben muß, hinreichend." Der Graf verbiß seinen Grimm und sagte: „Ich wäre wohl neugierig, deine Wirthschaft zu sehen. Wenn du Stühle hättest, worauf man sitzen und einen Tisch, darauf man deinen Brei essen möchte; so könnte ich versucht werden, dich mit den Meinigen aufzusuchen!" —„Seien sie deshalb ohne Sorge; kommen Sie nur! Wenn meine Stühle nicht mehr werth hätten, als diese und mein Tisch nicht kostbarer wäre, so würde die Breischüssel, die ich Ihnen vorsetzen werde, nicht darauf passen" versetzte Wissing. So sehr die Prahlerei dem Grafen mißfiel, so war er doch neugierig, zu erfahren, was an der Sache sei und sagte, daß er den dritten Tag mit zehn Personen kommen wolle. Der Bauer ging. Als am bezeichneten Tage der Graf mit seiner Gattin, seinen Söhnen und Töchtern, seinem Kanzler und einigen Andern auf dem Hofe Wissings ankam erblickte er acht herrliche Pferde, mehr denn fünfzig schöne weißbunte Kühe, eine Menge Schafe und unzähliges Geflügel von allerlei Art. Der Besitzer erschien im einfachen ledernen Wamms und führte seine hohen Gäste in die Stube, wo das Mahl für zwanzig Gäste aufgetischt war. Wie staunte der Graf, als sie das weite Gemach betraten. Die Fußteppiche waren weißbunte Kuhhäute, die Wände waren mit weißer Leinwand behangen, der Tisch war aus 20 Stücken weißer Leinwand künstlich zusammengelegt. Als Stühle dienten Säcke, deren ein jeder mit einem Malter Roggen gefüllt war. Der Tisch

war mit Gänsen, Enten, Hühnern und dgl. gedeckt. Auch stand ein silberner Brustharnisch mit Brei gefüllt auf dem Tische. Der Bauer weidete sich in seinem Uebermuthe an dem Erstauuen des Grafen und der Seinigen, und als dieser das Wort nahm und bemerkte, daß das theure Korn doch besser angewandt sei, wenn es verkauft und zur Stillung der Noth im Lande verbreitet würde, und daß es überdem höchst unpassend sei, sich auf etwas zu setzen, was zur Nahrung der Menschen diene, sprach er: „Es ist alles für mein Vieh bestimmt.“ Auf die Frage aber, wie er zu dem gräflichen Harnisch gekommen sei, antwortete er: „Mir von Ihrem Vorfahr, als Noth auf dem Schloße herrschte, um 20 Malter Roggen verkauft.“ Jede Antwort des Bauern machte den Grafen verstimmter, und er kehrte bald mit den Seinen heim. Als er wieder auf sein Schloß gekommen war, schloß er sich mit seinem Kanzler ein und überlegte, wie der übermüthige Bauer zu bestrafen sei. Dieser scheint dazu Rath gewußt zu haben. Nicht lange nachher schmachtete Wissing im Burgverließ des Schlosses. Seine Angehörigen wurden vom Hofe gejagt, das Haus abgebrochen und das Eigenthum vier andern Bauern gegeben, welche bis auf den heutigen Tag noch Wissingsbauern heißen. Auf der Stelle des Wohnhauses wurde ein Schafstall errichtet, welcher noch steht und Wissinghof genannt wird. Wilhelm Förster.

128. Der Kieselstein bei Melle.

Eine Sage.

Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte in Osnabrück ein Mann, der gar sehr schlecht und gottlos war. Anstatt daß er in die Kirche ging, saß er mit seinen Brüdern in dem Weinkeller und zechte auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Selbst wenn er einmal in der Kirche war — was selten geschah — so hatte er in der Tasche eine Weinflasche, stellte sich auch eigens in eine Ecke, wo er ungehindert sie leeren konnte, und betrachtete im Stillen, anstatt die Leiden Christi zu betrachten, ob der Wein eigentlich gut am letzten Abende geschmeckt habe. Ein gar sonderlicher Mann war es. Oft, wenn die Patres ihn zum Besseren ermahnt, war er mit seinem Gewissen in Streit gekommen, doch als er einst ins Kloster kam und der Herr Bruder mit ballender Zunge ihm antwortete, da litt seine bessere Willenskraft gar sehr. Und deshalb gab er sich ganz den Gelüsten hin; bei Tage badete er im Weine seinen Magen, des Nachts lag er in den Armen der

Wollust, der eine Teufel trieb ihn dem anderen in die Arme. Nicht sonderlich besser waren seine Kameraden, welche ihm bei allen seinen tollen Streichen ritterlich zur Seite standen; aber er war der Verworfenste von Allen. Jahre waren so in Saus und Braus verflossen, sein Leib blühte wie eine Rose, aber seine Seele litt gar fürchterlich unter dem Drucke des Satans, gleichwie der Wein den Geist benebelt und ihn gar nicht zur Besinnung kommen läßt. Da ward er krank und wünschte, ein frommer Mann zu werden, zu welchem Zwecke er einen von den Patres kommen ließ. Unterdessen erwägte er, daß auch alle seine Kameraden hätten müssen scheiden — aber immer hörte er ihr wüstes Lachen. Dann wollte er zu besseren Gesinnungen kommen, und stellte sich vor, als läge er in der Kirche vor dem Bilde des Gekreuzigten, allein immer dachte er an die Weinflaschen, so er in der Kirche geleert, an die schönen Dirnen, so er heimlich begehrte, und mußte — lachen, obwohl der Tod bereits die Reiseeffecten herbeischaffte. Jetzt aber kam der Pater und redete ihm gar freundlich zu, daß er sich besinnen möge, wie viel mal er gefehlt. Aber so oft er einen tollen Streich beichten wollte, dachte er an das pfiffige Gesicht, welches dieser oder jener Kamerad dabei gemacht, und mußte — lachen. Endlich war das Sündenbekenntniß beendigt, und der Pater hielt ihm noch eine kleine Erbauungsrede. Der Mann war jetzt fromm gesinnt, als aber der Pater sagte, er solle im Falle seines Gesundwerdens vom Weine ablassen, dachte er daran, wie er denselben Pater selbst einst am Krahne des Weinfasses eingeschlafen gefunden hätte, und mußte — lachen. Doch bald war das Lachen vorbei, und der Tod kam. Er wollte zu der Himmelskönigin beten, der Teufel aber hielt sie ihm als begehrenswerthes Mädchen dar — er konnte nicht beten und verschied im Dienste von zwei Herren. Da er aber in diesem Falle weder dem Einen noch dem Anderen angehören konnte, so vereinigten sich die Patres und der Teufel im Kloster unten im Weinkeller zu einer Conferenz, in welcher dem Teufel ein Conferenz-Abschied dahin gegeben wurde, daß er die Seele des Verstorbenen haben solle, falls er einen großen Stein, der vor dem Buerschen Thore lag, weder bei Tag noch bei Nacht nach Melle brächte. Dieser nahm die Wette an; aber daß es dem Teufel unmöglich sei, daran hatten die Patres nicht gezweifelt. Am folgenden Morgen, als die Dämmerung hereinbrach, hob der Teufel den schweren Stein auf den Rücken und schleppte ihn gegen Melle. Schon

war er der Feldmark von Melle sehr nahe gekommen. Keuchend schleppte er den Stein fort, den Blick unverwandt gegen Osten gerichtet, ob die Sonne noch nicht aufginge. Da — noch einen Schritt — er hatte den Grenzstein erreicht — da ging die Sonne auf — der Teufel hatte verloren. Mißmuthig warf er den Stein ab und mied die Gegend aus Aerger über die verlorene Wette. In dem Steine aber hatte sich wegen seiner Schwere der ganze Rücken des Teufels abgedrückt, weshalb man auch bei Gottesgerichten einen Menschen, der für einen Hexenmeister erklärt war, mit dem Rücken in diese Höhlung paßte. Paßte er genau, so hatte er einen Rücken wie der Teufel, war folglich ein Teufel und wurde verurtheilt, paßte er aber nicht, so wurde er freigesprochen. Noch jetzt ist der Stein in der Gegend von Melle zu sehen und soll er, als der Teufel ihn fortwarf, von dem mächtigen Wurfe und der Hitze, so der Teufel dem Steine mitgetheilt, geborsten sein.

O. F. Beitzen.

129. Die drei Enten auf dem Dümmersee.

Eine Sage.

Nicht weit von Osnabrück ist ein See, welcher der Dümmer heißt, über eine Meile lang und fast eine halbe Meile breit. Schöne Wiesen umgeben ihn, und er erscheint zwischen dem Grün wie ein Silbermeer. In dem Wasser sind Hechte, große Karpfen, Aale und Schleien in Fülle. Das Binsengesträuch, welches nicht fern vom Ufer sich überall erhebt, wimmelt von Enten, die bald mit lautem Geschrei auffliegen, bald untertauchend im Wasser fortschießen und in der Ferne wieder zum Vorschein kommen. Auf den gesegneten Auen am See gehen die Herden der nahen Dörfer mit Schellengeläute auf und ab, und Abends hallt der Klang der Glocken aus den benachbarten Oertern lieblich über die Wasserfläche. Gar mancherlei Geschichten erzählt man von dem Weiher. Es soll in alten Zeiten dort ein großer Fichten- und Erlenwald gestanden haben, in welchem die Bewohner der Gegend den Götzen opferten und selbst die christlichen Priester, die zu ihnen kamen, grausam mordeten. Da fiel Feuer auf den Wald, lichterloh stand er in Flammen, bis die Gluth ein See verschlang.

Am Ufer des Dümmers weidete einst ein armer Hirtenknabe, Namens Niklas, der frühe seine Eltern verloren hatte und von dem Meier des Dörfchens an Kindes Statt angenommen worden

war, seine Heerde. Der Weiher lag da im leichten Morgennebel, welchen die Sonnenstrahlen zu durchdringen begannen. Wasserhühner uud Taucher schwammen auf und ab, Fischreiher gingen gravitätisch am Ufer hin und her und späheten nach Beute. In der Ferne lagen einige Kähne, mit welchen die Fischer den See befuhren. Wer doch an einem solchen Morgen auf dem See ein wenig umherrudern könnte! dachte Niklas und schaute sehnsüchtig nach den Schiffen hin, die fast eine Stunde entfernt waren. Siehe, da bewegte sich etwas ungefähr in der Mitte des Weihers, das immer näher kam. Bald unterschied Niklas drei wunderschöne Enten, die stolz auf dem Wasser hinsegelten, plätscherten, untertauchten und wieder emporkamen. Endlich kamen sie gerade auf den Knaben zu, schwammen am Ufer hin und her und schienen ganz zahm zu sein. Niklas griff rasch in seine Tasche, holte seinen Morgenimbiß hervor und warf die Brodbrocken nach den Enten hin ins Wasser. Die Thierchen ließen nicht lange auf sich warten, nach und nach wurde das ganze Frühstück preisgegeben, und als Alles hin war, wurde Niklas betrübt, daß er nicht noch mehr hatte. Wenn du sie fangen könntest, dacht' er, du machtest sie ganz zahm und hättest sie bei dir auf dem Weiher und am Wasser! Aber obwohl Niklas am Uferhange hinabkletterte und, einen Baumstamm umfassend, die Hand nach den Enten ausstreckte, ja obwohl er sich ein wenig ins Wasser hineinwagte, so wichen ihm doch die Thierchen so geschickt aus, daß er nichts ausrichtete. Desto höher stieg sein Verlangen. Umherspähend erblickte er ein langes und breites Brett auf der Wiese, schleppte es hurtig herbei und ließ es ins Wasser gleiten. Dann kletterte er mit seinem langen Hirtenstabe darauf und stieß mit einem lauten „Juchhei!" vom Lande. Sogleich kamen die Enten ganz zutraulich herbei, umkreisten das Fahrzeug, schwammen bald vor ihm, bald zur Seite. Niklas ruderte den Enten tapfer nach, jeden Augenblick hoffend, eine derselben zu ergreifen. Auf einmal sah er sich um, aber wer vermag seinen Schrecken zu malen, als er ganz in der Ferne das Ufer liegen sah! Er war mitten auf dem See, rund um ihn her eine große Wasserfläche. In seinem Eifer hatte er die Umkehr ganz vergessen. Eine unaussprechliche Angst überfiel ihn, er hielt sich an seinem Brette fest, als ob er jetzt erst einsähe, daß er leicht hinabfallen könne. Indeß hatten sich die Enten dicht an seinem Brett versammelt und sahen ihn so freundlich an, als ob sie ihn beruhigen wollten. Niklas ver-

gaß einen Augenblick die Gefahr; hastig fuhr er mit beiden Händen vorwärts nach den Enten, aber, o weh, er verlor das Gleichgewicht, fiel auf die eine Seite, das unsichere Fahrzeug schlug um, und Niklas sank hinab in die blaue Fluth. — — —

Als er die Augen öffnete — was sah er? Er lag auf einem köstlichen weichen Ruhebette in einem glänzenden Saale. Vor ihm standen drei wunderschöne Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, in schöne weiße Gewänder gekleidet, mit köstlichen Bändern in den blonden Locken. Lächelnd sahen die drei Kinder den Knaben an. „Wo bin ich?“ fragte dieser halblaut. „In unserem Schlosse,“ sagte das eine der Kinder im freundlichsten Tone. „Wie kam ich hierher?“ sprach Niklas ängstlich, „ich wollte ja drei weiße Enten auf unserem See haschen und fiel dabei ins Wasser. Bin ich denn todt und im Himmel?“ — „Du lebst, guter Knabe,“ war die Antwort, „und bist frisch und gesund. Du bist nur erschrocken und weißt noch nicht, was du redest. Besinn dich nur erst recht, dann wird 's besser gehen.“ Niklas sah nach allen Seiten um sich, bald auf die holden Kinder, bald auf die flimmernden Wände, bald auf die Pracht der Sessel und Ruhebetten. „Willst du bei uns bleiben?“ sprach eins der Mädchen, Niklas bei der Hand ergreifend. „Du sollst es bei uns gut haben. Doch wisse: wenn du erst drei Tage bei uns verweilt hast, so kannst du nie in dein Dörfchen zurückkehren; denn wenn du wieder obenhin kämest, so könntest du dich nicht an die Luft gewöhnen und müßtest sterben.“ Erstaunt hörte Niklas zu. Die Freundlichkeit der Mädchen, ihr frommes, sanftes Gesicht flößten ihm unaussprechliches Zutrauen ein. Heiter sprang er von seinem Lager auf und rief: „Ich bleibe bei euch!“ Das war eine Freude für die guten Kinder! Sie jauchzten laut auf und riefen fröhlich: „Du sollst auch unser lieber Bruder sein.“ Nun faßten sie ihn an beiden Händen und sagten: „Wir wollen dir unser Schloß und unsern Garten zeigen, komm her!“ Es war gut, daß sie ihn angefaßt hatten, denn beinahe wäre Niklas der Länge nach hingefallen, weil er auf dem Fußboden nicht gehen konnte; denn dieser war spiegelglatt und bestand aus großen Silbertafeln. „Du wirst schon gehen lernen,“ sagten die Mädchen schalkhaft und zogen ihn aus einem Zimmer ins andere. Welch ein Glanz! Niklas sperrte vor Erstaunen den Mund weit auf und sah Alles starr an. Das Wenigste kannte er, aber die Mädchen sagten ihm Alles, was er wissen wollte, so gut es in der Kürze ging. Da

sah er Perlen so dick wie Wälsche Nüsse, Diamanten wie Hühnereier. Goldstangen faßten die Wände ein, mit Gold, Silber oder Spiegelglas war der Fußboden getäfelt. Herrliche Muscheln, seltene Meerschneckengehäuse, Alabaster- und Marmorplatten leuchteten dazwischen. An den Wänden hingen goldene Armleuchter mit langen Wachskerzen, und mitten in den Sälen sah man goldene Kronleuchter von hundert Armen. Tische, Stühle und andere Hausgeräthe waren von gediegenem Golde. Die Mädchen hatten ihre Freude an der Ueberraschung des Knaben, dem nun alle Häuser seines Dorfes armselig vorkamen, und führten ihn treppauf, treppab, so daß Niklas glaubte, das Schloß habe gar kein Ende. Endlich kamen sie in die unteren Räume. Da waren Küche und Keller. Auf einem großen Herde brannten lustig die Feuer, in vielen Töpfen kochte und briet es, und ein herrlicher Duft war überall verbreitet. Aber keine Köchin war zu sehen; Alles schien sich von selbst zu machen. Die Mädchen sind gewiß Hexen, dachte Niklas bei sich, und es ward ihm unheimlich zu Muthe; aber sie blickten ihn so freundlich, zutraulich und unschuldig an, daß er seines Argwohns bald vergaß und vergnügt weiter hüpfte. An die Küche stießen lange Gänge, deren Wände mit Gänsen und Enten, Hühnern und Schnepfen, Wachteln und Krammetsvögeln, Hasen, Hirschen und Rehen verziert waren. In einem Zimmer waren herrliche Kuchen, Zuckerwerk und Marzipan, und in einem andern flossen drei Quellen, die eine von Wasser, die andere von Milch, die dritte von Wein. Aus dem Schlosse ging's in den Garten. Da sah Niklas Beete voll der köstlichsten Blumen: Rosen, Nelken, Hyacinthen, Levkojen, Lilien und wer weiß, was noch Alles, blühten in unaussprechlicher Farbenpracht und erfüllten die Luft mit balsamischem Dufte. In herrlichen Laubgängen flogen prächtig gefiederte Vögel umher und führten Singvögel aller Art ein Concert auf. In dem Obstgarten, der sich daran schloß, standen die Bäume in langen Reihen so voll von Früchten, daß die Zweige unter ihrer Last zu brechen drohten. Auch die Gemüsegärten standen in Flor, auf den Feldern wuchs üppiges Getreide, und auf den Wiesen weideten große Heerden Vieh.

„Du kannst das Alles nun künftig genau besehen und nehmen, was du willst; denn es ist Alles unser, und du bist jetzt unser lieber Bruder," sprachen die holden Mädchen mit freundlichem Lächeln. Und Niklas ließ es sich bei ihnen wohl sein, auch das

Mahl schmeckte ihm vortrefflich, doch vergaß er nicht, vorher und nachher die Hände zu falten und andächtig zu beten. Als Niklas am folgenden Morgen in dem kostbaren Schlafzimmer, das ihm die Mädchen angewiesen hatten, erwachte, waren seine alten Hirtenkleider verschwunden und schönere an ihre Stelle gelegt, die anzulegen er sich nicht lange bedachte. Bald kamen seine Gespielinnen, und die Zeit verstrich im Fluge. Wochen und Monate entschwanden, ohne daß er's merkte, und nach sieben Jahren war aus den kleinen Niklas ein großer, stattlicher Jüngling geworden, den das blonde Haar in herrlichen Locken auf die Schultern fiel. Seine drei Gespielinnen aber blieben so jung, so klein, so kindlich, wie sie gewesen waren, als er sie zum ersten Male gesehen hatte; sie schieneu sich gar nicht zu verändern. Das war ihm auffallend, und je mehr er darüber grübelte, desto mehr trat ihm seine eigene Lage vor die Augen; und obwohl es ihm nicht an Beschäftigung im Garten und mit schönen Büchern fehlte und er herrlich und in Freuden lebte, so schien ihm doch sein Zustand sonderbar. Er dachte an sein Dörfchen, seine Pflegeeltern, die Gespielen seiner Jugend, und eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Heimath setzte sich in seinem Herzen fest. Wohl erinnerte er sich des Ausspruchs der Mädchen: wenn du drei Tage bei uns verweilst, so kannst du nie zurückkehren; wohl wußte er, daß er frei gewählt habe, daß seine Schwestern ihn herzlich liebten, und suchte seinen Kummer zu verbergen. Doch wenn er allein war, konnte er sich nicht enthalten, bitterlich zu weinen. Die Spuren seines Kummers zeigten sich immer mehr. Seine Wangen wurden bleich, der trübe Blick deutete den Streit im Innern an. Bedenklich richteten seine Freundinnen ihre Blicke auf Niklas und fragten, betrübt, um den wahren Grund und legten sich Zwang an, heiter zu sein. Einst aber, als er allein zu sein glaubte und in seinen wehmüthigen Gefühlen laut aufschluchzte, traten seine Schwestern zu ihm, und eine von ihnen sprach: „Guter Niklas, wir haben wohl den Grund deiner Traurigkeit, dein Sehnen nach der Heimath erkannt; wir haben dich oft weinen und jammern sehen. Weil du nun so redlich gegen uns denkst, so soll dir dein Wunsch gewährt sein. Du sollst zu den Deinen zurückkehren." Niklas war vor Freuden stumm, er wollte danken, aber er vermochte es nicht. Denn die lieblichen Kinder sahen ihn freundlich, aber traurig an, und eine Thräne glänzte in ihren Augen. Sie drückten ihm herzlich die Hand und waren

ihm aus den Augen verschwunden. Er weinte vor Schmerz und Freude. — —

Als Niklas am andern Morgen erwachte, lag er am Ufer des wohlbekannten Sees. Herrlich schimmerte der Weiher in der Morgensonne. Nicht weit vom Ufer schwammen die drei weißen Enten auf und ab wie einstmals. Er streckte ihnen die Arme entgegen, sie nickten ihm freundlich zu, schwammen in die Mitte des Weihers, tauchten unter, und nie sah er sie wieder. Hinter ihm standen zwei Hirtenknaben, welche ihn neugierig betrachteten und seine Fragen offen und bescheiden beantworteten. Sie waren aus seinem Dörfchen. Rasch stand er auf. Ja, da war Alles wieder, die schöne Aue, die Flur der Heimath. Sein Herz schlug vor Entzücken, bald war er im Dorfe. Im Meierhofe kannte ihn Niemand; doch als er sich seinen Pflegeeltern zu erkennen gab, war Freude die Fülle. Man staunte seine schöne Gestalt an, bewunderte seine Kleider, fragte ihn, wo er während der sieben Jahre gewesen und wie er damals so auf einmal verschwunden sei. Niklas erzählte, so viel er nur in einem Athem herauszubringen vermochte. Im Dorfe verbreitete sich schnell die Nachricht von seinem Wiedererscheinen. Man freute sich allgemein, denn Jeder hatte den guten Knaben lieb gehabt. Jung und Alt versammelte sich um ihn, die wunderlichen Dinge zu vernehmen, die er vom unbekannten Lande im See erzählte. Die Kleinen jauchzten, als sie von allen Herrlichkeiten dort unten hörten; die Alten aber schüttelten den Kopf und glaubten ihm kein Wort.

Niklas blieb bei dem Meier und besuchte in der ersten Freude seine Bekannten, seine ehemaligen Gespielen und geliebten Plätze seiner Jugendfreuden. Aber nach wenigen Tagen beschlich ihn schon eine leise Sehnsucht nach dem unbekannten Lande und nach den drei lieben Mädchen. Sie wuchs täglich. Umsonst ging er zu mehreren Malen am Tage zum Weiher, die schönen Enten erschienen nicht. Er weinte und harrte, aber vergebens. Nirgends fand er Ruhe, sein Gram nahm überhand. Da bleichten seine Wangen. Langsam schlich er noch um den See, setzte sich ermattet an das Ufer, entschlummerte und erwachte nie wieder. Hirtenknaben fanden ihn. Schon wollten diese nach dem Dörfchen eilen, um die Mär zu verkünden, da fiel ihr Auge auf das Gewässer des Weihers. Und sieh, ein prächtiges Schiff kam daher gerudert. Darin saßen drei Mädchen mit schwarzen Bändern um Stirn und Leib. Ein goldenes Ruder hatte jedes von ihnen in der Hand,

und pfeilschnell trieben sie das Fahrzeug der Stelle zu, wo der Verblichene lag. Bald war es da. Die Mädchen stiegen ans Ufer, nahmen sanft den entschlafenen Jüngling auf die Arme und trugen ihn behend aufs Schifflein. Dann ruderten sie rasch von dannen und waren bald in der Mitte des Sees. Wie Eiszapfen vor den Sonnenstrahlen zerrann das Schifflein und was darin war. Drei weiße Enten umkreisten dreimal die Stelle, wo das Schiff verschwunden; und tauchten dann unter. Nie hat man auf dem Dümmer ein solches Schiff und so schöne Enten wiedergesehen.

Bornbaum.

130. Wunstorf.

Wunstorf, Hauptort der Grafschaft Wunstorf, in alten Zeiten Wunedorp (**Villa amoenitatis**), muß als Dorf schon sehr früh gestanden haben. Die jetzige Stadt Wunstorf verdankt ihre Entstehung erst dem bedeutenden Stifte, welches nach Einigen 876, nach Andern 870 dort gestiftet wurde, und über welches wir zunächst unsere historische Beschreibung mittheilen. Der Stifter war Diedrich III., Bischof von Minden, zu dessen Diöcese die dortige Gegend gehörte. Reichlich bedachte der geistliche Oberhirt seine Stiftung mit Reliquien, die er aus Italien mitgebracht hatte, und von denen jetzt noch die Hand des Bartholomäus in dem Altare der Wunstorfer Bartholomäuskirche aufbewahrt wird. Diedrich III., des Stiftes Gründer, soll sich hier auch haben beerdigen lassen. Daß schon früher, wie Brase in seiner Geschichte des Stifts Wunstorf meint, in dieser Gegend eine Art Anachoreten gelebt und sich mit Heilkunst beschäftigt haben, ist nur eine Vermuthung. So viel ist gewiß, daß den bekannten wunderthätigen Aerzten arabischer Abkunft, Cosmas und Damianus, welche unter der Regierung des Kaisers Diocletian und Maximian gelebt haben, und unter dem Präfecten Lysias als Märtyrer starben, das Stift Wunstorf geweiht wurde. Das Stift gelangte durch kaiserliche Privilegien, die es zu einem freien Stifte erhoben, zu hohem Ansehen, und durch manche Schenkungen zu bedeutenden Besitzungen und Gütern. Ursprünglich war es für den Adel, welcher sich dem geistlichen Stande widmen wollte, bestimmt, und bestand mit Einschluß der Aebtissin, welche von fürstlichem oder gräflichem Stande*) war, aus 12 adeligen Canonissinnen und

*) Im 15. Jahrhundert war hier die Gräfin Walpurgis von Spiegelberg Aebtissin.

12 adeligen Canonicis, deren einer Probst war. Anfangs lebten sie nach Chrodogangs Regel beisammen. Im 15. Jahrhundert wurden auch bürgerliche Canonici aufgenommen, aber nicht unter die Canonissinnen. Die Reformation brachte eine Veränderung für unser Stift. Im Jahre 1536 starb hier die Aebtissin Catharine, eine geborne Gräfin von Hohenstein, und die minderjährige Tochter des Herzogs Erich I. von Calenberg ward zur Aebtissin gewählt und vom Bischofe von Minden bestätigt. Für sie regierte aber die der Reformation sehr geneigte Mutter, die Herzogin Elisabeth, welche 1543 eine General-Kirchenvisitation im Calenberg'schen veranstaltete, und bestimmte, daß beim Stifte Wunstorf ein tüchtiger Prediger und ein Aufseher sein solle. Dadurch entstand zuerst das Stiftsseniorat. Dieser Stelle waren 2 Canonicats-Präbenden beigelegt. Die Capelle St. Mauritii ward zu einem Schulhause eingerichtet. Zwei Präbenden wurden zu Stipendien für Kinder der Bürger bestimmt. Dies legte den Grund zur Einrichtung des Stifts bis 1848, nach welcher es als Damenstift mit einer Dechantin und 6 Chanoinessen von altem Adel und als Herrenstift mit einem Senior und 7 Canonicis nebst 3 Vicarien besetzt war. Vier Stellen hatten Geistliche und zwei Stellen Schullehrer. Unter der Regierung des Herzogs Erich II. ward auch hier der katholische Gottesdienst wieder eingeführt. Doch hatte dies nicht lange Bestand. Im Jahre 1593 ward an der Stiftskirche der bisherige Professor Heinrich Papenberg von Helmstedt als Calenberg'scher General-Superintendent angestellt. Im Jahre 1618 stand hier als Stiftssenior der gelehrte Superintendent Sötefleisch. Zu seiner Zeit ward den Canonicis aufgegeben, für ihre Einkünfte auch etwas zu thun, wahrscheinlich besonders am Schulunterrichte thätigen Antheil zu nehmen, und die Hora nicht zu versäumen. In der Mitte des 17. Jahrhunderts zeichnete sich hier der Generalsuperintendent M. Heisig als ernster Eiferer wider die Trunksucht aus. Der Bürgermeister brachte zur Anzeige, Heisig habe auf der Canzel von ihm gesagt: „Hätte doch der Saufteufel seinen Hals voll haben wollen. Es wäre neulich ein Fuder Broyhan eingeführt, und kein Armer und Kranker habe davon einen Tropfen bekommen.“ Im Jahre 1750 erhielten die Stiftsdamen einen Gnadenbrief, nach welchem sie an einem Bande eine besondere Stiftsdecoration tragen dürfen. Das Gesetz vom 5. September 1848 hob das Herrenstift auf, während das Damenstift noch fortbesteht.

Die Stadt Wunstorf war anfangs ohne Zweifel nur ein Dorf. Die schöne Gegend und der fruchtbare Boden luden früh zur Bewohnung ein. Zuerst findet sich hier eine Villa der Grafen von Rhoden, womit früh eine Spreensburg verbunden war. Hierauf wurde der Ort die Residenz einer Linie dieser Grafen, der Grafen von Wunstorf. Hatte nun das Stift schon immer zahlreichere Anwohner herbeigezogen, so mehrten sich diese jetzt in der gräflichen Residenz noch bedeutend. Der Ort hatte schon 1261 Stadt- und Zunftrechte, welche 1311 von Minden, 1334 und 1358 von den Grafen bestätigt wurden. Um 1300 war die Münze zwischen den Grafen und dem Bischof von Minden gemein. Im Jahre 1317 mußten die Grafen nach einem Vertrage mit Minden die Spreensburg abbrechen, worauf sie Blumenau zu ihrem Aufenthalte wählten. Im Jahre 1570 brannte die Stadt nebst dem Stifte großentheils ab. Der Mordbrenner ward jedoch ertappt und sein Kopf wurde in einem eisernen Korbe an dem Thurmknopfe der Marktkirche aufgehängt. Im 30jährigen Kriege litt die Stadt sehr, und erst lange nachher kam sie wieder etwas empor, als zwei Hannoversche reitende Batterien hier ihr Standquartier erhielten und eine Kaserne für dieselben gebaut wurde. Doch steht diese seit der Einverleibung Hannover's in Preußen leer, indem das Militär nach Hannover verlegt ward. Das im Jahre 1877 eingeweihte neue Seminargebäude gereicht der ungefähr 2400 Einwohner zählenden, selbständigen Stadt zur besonderen Zierde. Nach W. Görges.

131. Der Welthund bei Engelbostel unw. Hannover.

Eine Sage.

Früher erzählte man noch viel vom Welthund, einem gewaltig großen schwarzen Hunde, mit einem Bund Schlüssel um den Hals, der in der Nacht umging und die Leute vom Wege abbrachte und in die Irre führte; wenn man ihn aber ruhig gehen ließ, so that er keinem Menschen etwas, sagen andere. Ein Bauer aus Engelbostel hat mal nach ihm geschlagen, dem ist es aber schlecht ergangen, denn ein halbes Jahr hat er dagelegen und hat nicht hören und sehen können. — Den Namen Welthund führte er aber, weil er so in der ganzen Welt umging.

A. Kuhn und W. Schwartz.

132. Das Wappen der Grafen von Hardenburg.

Eine Sage.

Bis 1315 führte das Geschlecht Derer von Hardenberg zwei Schlüssel im Wappen, welche sie indeß im genannten Jahre mit einem Schweinskopfe vertauschten. Ueber den Ursprung dieses zweiten Wappens spricht die Sage: Wie einst Gänse das Capitol retteten, so ward die Burg Hardenberg im Götting'schen im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts durch ein Schwein gerettet, und Das geschah also: Die Hardenberger lagen mit ihren Nachbarn, den edlen Herren von der Plesse, gar häufig in Streit und Fehde; so auch wieder in der vorhin bezeichneten Zeit. Schon lange hatten die Plesser den Hardenberg belagert, ohne daß es ihnen gelingen wollte, eine Handbreit vorzudringen. Da endlich schien ihnen das Glück plötzlich günstig werden zu wollen, denn in einer gar finstern Nacht gelang es ihnen, ohne daß die vom tiefsten Schlummer umfangenen Burgmannen Etwas davon merkten, die Sturmleitern an des Schlosses Mauern zu legen. Die Burg schien verloren — denn schon standen mehrere der Belagerer auf der Mauer —, als sich plötzlich ein entsetzliches Grunzen und „Prusten" vernehmen ließ, also, daß die Belagerten sich rasch vom Lager erhoben und auf die Mauern eilten, die Ursache dieses Lärmens zu erkunden. Doch wie erschraken sie, als sie hinter der Brustwehr mehrere der Feinde erblickten. Rasch entschlossen stürzten sie auf dieselben zu, — die Verwegenen mußten ihr Wagniß mit dem Tode bezahlen, und die Ueberrumpelung ward vereitelt. Die von der Plesse aber zogen am folgenden Tage in großem Zorn und Grimm von dannen. Als man später die Ursache des eigenthümlichen Geräusches der Nacht erforschte, ergab es sich, daß ein Mutterschwein, veranlaßt durch mancherlei Ungemach, dasselbe erhoben und also die Burg gerettet habe. Als Freude hierüber führen die edlen Herren von Hardenberg von dem Tage an einen Schweinskopf im Wappen.

Adolf Beneke.

---

133. Brauhard's Seejungfer in Lauterberg.

Eine Sage.

In Lauterberg am Harz ist vor alter Zeit ein Mann gewesen, der hat Brauhard geheißen, war weit weg über's Wasser gewesen und hatte sich von da eine Seejungfer mitgebracht, die er geheirathet. Die war oben wie ein Mensch, unten aber wie ein Fisch

gestaltet und deshalb lebte sie auch in einer Tonne bei ihm in der Wohnung. Seine Freunde aber, die das ungestalte Weib nicht leiden mögen, haben sie endlich vergiftet; da hat er sich dann nicht wieder verheirathet und das Geld, was er als Aussteuer mitbekommen, den Armen vermacht, und davon rührt die Brauhard'sche Kasse her, die auf dem Amte Scharzfeld (also jetzt Herzberg) verwaltet wird und aus der die Armen der umliegenden Dörfer noch bis auf den heutigen Tag alljährlich Unterstützung erhalten. A. Kuhn u. W. Schwartz.

134. Der Mädchenrathhausplatz bei Hahnenklee.

Eine Sage.

In Hahnenklee bei Clausthal, wie überhaupt auf den Bergwerken des Harzes, fehlte es in früheren Zeiten gar sehr an Männern, und die Frauen mußten einen großen Theil der Arbeit mit versehen helfen, waren deshalb auch gewaltig hinter die jungen Männer her und so kam es denn einmal, daß zwölf Mädchen zu gleicher Zeit einen jungen Burschen haben wollten und darüber auf einem Berge oberhalb Hahnenklee in einen Streit geriethen, wobei sie so heftig wurden, daß sie in jähem Zorn einander erschlugen; darum hat man die Stelle zum ewigen Andenken den Mädchenrathhausplatz genannt. A. Kuhn u. W. Schwartz.

135. Alfeld.

Die Stadt Alfeld, in einer reizenden Gegend des fruchtbaren, wiesenreichen Leinethals gelegen, soll in alten Zeiten die Hauptstadt der mächtigen Grafen von Winzenburg gewesen sein, welche hier ursprünglich ein von ihren Burgmannen besetztes, bei der Leine-Mühle belegenes Castell besaßen, das nach und nach mit mehreren anliegenden Dörfern vereinigt ward und so zu der Entstehung der Stadt den Anlaß gegeben haben mag. Eine Burgvoigtei erinnerte noch lange Zeit an die Abhängigkeit von der nahen Winzenburg, und noch im Jahre 1221 heißt „Alfelde" in einer Urkunde des Bischofs Siegfried I. eine Villa, welche „er mit Gerechtsamen und Zubehör erhalten habe, und sie so seinem Nachfolger übergebe." — Eine Familie von Alfeld soll es hier auch gegeben haben, dieselbe ist jedoch durchaus nicht als Begründerin der Stadt anzusehen; man muß vielmehr annehmen, daß dieser Familie mehrere Burgmänner auf dem Castell entstammten

und von dem letzteren ihren Namen entlehnten. Sie sollen später nach der freien Reichsstadt Goslar ausgewandert und dort hochangesehene Leute gewesen sein, namentlich kommt in der Geschichte Goslar's ein Bürgermeister von Alfeld (1428—44) vor.

Im 14. Jahrhundert, wo Alfeld bereits der Sitz eines Hildesheimischen Archidiaconus war, wird der Ort schon Stadt (**oppidum**) genannt, wie aus einer Urkunde des Bischofs Heinrich von Hildesheim hervorgeht, mittelst welcher er 1355 die Kirche zu Alfeld dem Kloster Betzingerode (Marienrode) feierlichst einverleibte. Die Stadtrechte des Orts wurden sodann 1456 näher bestimmt und bestätigt, nachdem schon 1370 die Stadt in Gefahr gewesen war, ihren bisherigen Landesherrn, Bischof Gerhard, einen der ausgezeichnetsten Hildesheimischen Kirchenfürsten zu verlieren. Herzog Otto der Quade von Göttingen hatte nämlich die Harzburg mit Lebensmitteln versorgen lassen, und war vom Bischofe daran verhindert worden. Da hatte er sich gewandt und in der Allerheiligen-Nacht 1370 die Stadt Alfeld genommen. Durch Unterhandlung erhielt jedoch der Bischof die Stadt wieder, mußte aber die Harzburg mit Vorräthen versorgen. — Schon im Jahre 1457 findet es sich, daß Alfeld auf dem Landtage zu Bodenburg vertreten wurde. Graf Ludolph von Wunstorf, die Mannschaft des Stifts Hildesheim und die Räthe der Städte Hildesheim, Alfeld, Gronau, Peine, Sarstedt und Dassel versprachen hier, ihren Herrn, den Bischof, gegen die Gewalt des Domcapitels vertheidigen zu wollen.

Die Hildesheimische Stiftsfehde war auch für Alfeld unruhvoll. Im Jahre 1521 zogen die Herzöge von Braunschweig vor Alfeld und eroberten die Stadt. Um der Plünderung zu entgehen, mußten die Bürger 6000 Gulden zahlen. Durch den Quedlinburger Vertrag von 1523 fiel Alfeld in das Loos des Herzogs Heinrich des Jüngern von Wolfenbüttel, welcher den Eingang der Reformation Luthers von seinen Landen fern zu halten suchte. Erst die Vertreibung dieses Fürsten durch die Schmalkaldischen Bundesfürsten (1542) machte auch in Alfeld die Freunde des Lichts muthig, und freudig begrüßten diese 1543 die Visitatoren, welche zur Einführung der Reformation in Alfeld erschienen. Schon um diese Zeit standen zwei Prediger an der Kirche der Stadt, von denen der erste, Heinrich Vogelmann, zum Superintendenten ernannt ward. Aber bereits 1547 änderte sich die Lage der Dinge. Herzog Heinrich der Jüngere erhielt seine Lande

wieder, und es begann eine Verfolgung der Evangelischen, welche auch den wackern Superintendenten Vogelmann aus Alfeld vertrieb. Erst mit dem Regierungsantritte des Herzogs Julius trat ein Zustand der Ruhe und Sicherheit für die Evangelischen ein, und Alfeld ward zu einer Generalsuperintendentur erhoben. M. Nicolaus Erbenius war der erste Generalsuperintendent zu Alfeld.

Als der für das geistige Wohl seiner Unterthanen so überaus besorgte und thätige Herzog Julius den Plan zur Errichtung einer Universität in seinen Landen entwarf, wurde von der Landschaft neben Wolfenbüttel und Helmstedt auch die Stadt Alfeld als eine passende Universitätsstadt vorgeschlagen; Helmstedt erhielt indessen den Vorzug. Die Einweihung der Universität erfolgte bekanntlich 1576.

Bei der Restitution des sogenannten großen Stifts, welche 1643 erfolgte, blieb Alfeld einem Nebenrecesse zufolge einstweilen, jedoch nur kurze Zeit, noch von den Truppen des Herzogs Christian Ludwig besetzt. Nach der fürstbischöflichen Zeit ward sodann die Stadt von 1802 bis 1806 preußisch, darauf westphälisch, bis sie 1814 endlich zu Hannoverland kam.

Alfeld ist die zweite Stadt des Fürstenthums Hildesheim. Sie liegt an der Leine, in welche sich hier die Warne ergießt. Von den nahen Siebenbergen, den Vorbergen und dem Sackwald genießt man eine schöne Aussicht auf die freundliche Stadt, deren ansehnlichste Gebäude sind: das massive Rathhaus, die schöne im gothischen Style errichtete Kirche mit seinen beiden langgestreckten Doppelthürmen, und das im Jahre 1813 hier eröffnete Volksschullehrer-Seminar.

Die Stadt bildet eine Station der Bahn von Hannover nach Cassel, hat auch eine Eisengießerei, mehrere Fabriken u. s. w., und steht mit der Umgegend im lebhaftesten Handel und Verkehr.

Nach W. Görges.

---

136. Sagen vom Asylrecht in Hildesheim.

Zur Erläuterung der nachfolgenden interessanten Sagen über Hildesheimische Asyle lassen wir die folgenden historischen Mittheilungen vorausgehen: Die aus der antiken in die christliche Welt übergegangenen Asyle, „Freiungen“, „Freistätten“, „Freiheiten“, gehörten in rohen und zur Gewaltthat geneigten Zeiten zu den wohlthätigen Einrichtungen; aus edlem, menschlichem Mitgefühl entsprungen, schützten sie ebensowohl den unschuldig

Verfolgten, als auch den durch die Härte drakonischer Gesetze allzu schwer bedrohten Uebelthäter. Die Furcht vor den Göttern oder den Heiligen sicherte die sacrosancte Freistatt nachdrücklicher als Wall und Mauer, weshalb auch mancher offene Ort, Hain, Straße oder Kirchhof dem Verfolgten einen ebenso sichern Schutz gewährte, wie die Mauern eines befestigten Klosters oder einer Kirche.

Indeß wurde das Asylrecht auch sehr häufig mißbraucht, und die Stadtchroniken sind reich an Nachrichten über den Mißbrauch der Freiung, durch welchen sich mancher verruchte Verbrecher der Strafe entzog. Noch häufiger als dieser Uebelstand waren Tumulte, Aufläufe und Revolten im Gefolge des Gebrauches der Freiungen, wenn nämlich das Volk bei großen Rechtsverletzungen die Asyle nicht respektirten und den gravirten Flüchtling mit Gewalt seiner Zufluchtsstätte entreißen wollte; darüber kam es mitunter zu den heftigsten Kämpfen mit den Behörden (im Mittelalter am häufigsten Bischöfen, Aebten, Klostervögten), welche die Unverletzlichkeit der Freiung zu überwachen hatten.

Von solchen Kämpfen und Tumulten weiß besonders die für die Kenntniß des mittelalterlichen Städtelebens und die deutsche Kulturgeschichte außerordentlich instruktive Gemeiner'sche Regensburger Chronik viel zu erzählen; wir heben nur folgende Fälle als besonders charakteristisch hervor: Im Jahre 1146 hatte sich zu Regensburg ein Missethäter in eine Freiung geflüchtet, das Volk aber verlangte Bestrafung des Verbrechers, entriß ihn mit gewaffneter Hand dem Asyl und verübte, als es auf Widerstand stieß, Mord und Todtschlag; der Bischof erklärte darauf die Freiung (eine Kirche) für entweiht und sprach den Bannfluch über die Stadt aus. — Im Jahre 1311 war große Theuerung, drum ließ der Rath von Regensburg den „Bäcken" (Bäckern) kund thun, daß jeder Bäck, der zu klein backe, das erste Mal um ein Pfund Pfennige gestraft, im Wiederholungsfalle aber „geschupft", d. h. Allen zum Gespött in einen Pfuel schmutzigen Wassers, welcher nachher den Namen „Bäckensprenq" bekam, gestoßen werden solle. Auf Grund dieses Gesetzes wurde nun im Jahre 1320 an einem Bäcker wegen zu leichten Gebäcks die angedrohte Strafe im Beisein einer großen Volksmenge vollzogen. Einer der Zuschauer stieß den durch die Schmach und die Nässe tief erbitterten Bäcker wieder in den Pfuel zurück, als dieser bereits seine Strafe überstanden hatte; darüber er-

grimmte der Bäcker auf's heftigste und schwur seinem Beleidiger den Tod. Wenige Tage darnach bot sich die erwünschte Gelegenheit zur Rache, indem der Bäcker seinen Beleidiger während einer Prozession vor dem vorbeigetragenen Allerheiligsten knieend fand und ihm meuchlings das Schwert durch den Nacken stieß. Der Mörder rettete sich nun sofort in die Freiung des Bischofs; das Volk und der Rath aber waren der Ansicht, daß die Freiung in diesem Falle nicht schützen könne, weil der Flüchtling sich nicht gescheut habe, in Gegenwart des Gekreuzigten zu morden, und forderte die Auslieferung des Verbrechers. Als aber der Bischof sich weigerte, wurden bewaffnete Rathsdiener ausgesandt, welche die Thore der Freiung mit Gewalt erbrachen und den Mörder der Strafe überlieferten; dafür belegte der Bischof die Stadt wegen gebrochener Freiung und „Heilthumsschändung“ mit dem Banne.— Aehnliche Geschichten weiß Gemeiner eine große Menge aus dem mittelalterlichen Regensburg und selbst noch aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zu erzählen. —

Es mögen nun die sagenhaften Geschichten aus Hildesheim folgen, welche ihre Entstehung allerdings der Anregung historischer Facta verdanken, jedoch in ihrer fabelhaften Ausmalung die dichtende Volksphantasie verrathen, welche noch von dem einstigen Ansehen und Gewichte des Freiungsrechts erfüllt war.

Entschieden sagenhaft ausgemalt ist die zunächst folgende Geschichte von dem Mörder einer Jüdin. Zwar ist es faktisch, daß am Ausgang des vorigen Jahrhunderts ein solcher Mord begangen und der Verbrecher auf der Steingrube hingerichtet wurde, allein die originalen oder copirten Prozeßakten, welche sich einst, freilich fragmentarisch, im Besitze des weiland Uhrmachers Krätz zu Hildesheim befanden, melden nicht, daß die Freiung den Verbrecher lange Zeit geschützt habe. — Auch ist uns nicht bekannt, daß im Langenhagen eine Freiung bestanden hätte. — Otto Fischer in einem sehr sorgfältig gearbeiteten Aufsatz über „die Namen der Stadt Hildesheim und deren Straßen“ im Jahrgang 1857 des Hildesheimer (Gerstenbergschen) Sonntagsblatts kennt auch nur die Dom- und die Kreuzfreiheit. — Wir lassen die interessante Stelle aus Fischer's Aufsatz, weil sie zu unseren Erläuterungen paßt, hier folgen: „Zwei Stadttheile führten und führen noch den Namen **Freiheit**, die nächste Umgebung des Domes (Domfreiheit) und der Kreuzkirche (Kreuzfreiheit); sie standen außerhalb der städtischen Gerichtsbarkeit, Ver-

brecher, die sich aus der Stadt dorthin flüchteten, durften nicht ergriffen werden, dorthin erstreckten die Zünfte nicht ihren mächtigen Arm. In einem 1567 mit der Bürgerschaft geschlossenen Vertrage erhebt das Domkapitel folgende Ansprüche: keine auf dem Domhofe begangene Missethat, oder daselbst sich aufhaltender und ergriffener Missethäter darf und soll vom Rathe gestraft werden; auch soll der Rath über die „Pfaffenknechte" in keinerlei begangener Missethat zu strafen haben; die Geistlichen sollen wegen Fleischesverbrechen nicht gestraft werden; das Kapitel hat auf der Domschenke mit seinem Weinmaße völlig freie Macht. — Noch gegenwärtig genießen die Bewohner der „Freiheiten" einige Vorrechte vor denen der übrigen Stadttheile.

Gehen wir nun zu der oben erwähnten Mordgeschichte über. Dieselbe findet sich ähnlich erzählt in Ruthe's „Leben, Leiden und Widerwärtigkeiten eines Niedersachsen" (Berlin 1841) und wird dort mit den durch die Freiung bezüglichen Umständen als historisches Factum mitgetheilt, allein es bleibt kaum glaublich, daß man in so später Zeit — in den achtziger oder neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — noch so pedantisch die Unverletzlichkeit der Freiungen respektirt habe, obwohl es Thatsache ist (vergl. Wachsmuth „Hildesheim in den letzten Jahren seiner Selbständigkeit"), daß die alte Bischofsstadt außerordentlich lange an mittelalterlichen Satzungen und Gewohnheiten festgehalten hat. — Wir erzählen nun diese und die folgenden Geschichten, wie sie früher dem Munde älterer Bürger und Einwohner geläufig waren:

1) Es war noch lange vor der westfälischen Zeit, vielleicht so Anno neunzig, als ein alter, grämlicher und bösartiger Junggeselle, welcher in Langenhagen ein großes Haus allein bewohnte, eine mit alten Kleidern handelnde Judenfrau unter der Vorspiegelung, daß er etwas zu verkaufen habe, in's Haus gelockt und dort ermordet und beraubt, den Leichnam aber in den Abort geworfen hatte. Das Haus des Mörders lag auf der Michaelisfreiheit (??) und deshalb konnte man ihm nicht an den Kragen kommen, obwohl alle Nachbarn überzeugt waren, daß er den Mord verübt habe, denn die Nachbarn hatten die alsbald von ihren Verwandten vermißte und nachgesuchte Frau wohl in das Haus hineingehen, aber nicht wieder zurückkehren sehen. Der Bösewicht hütete sich in seinem Schuldbewußtsein auch wohl, die Freiheit zu verlassen, war aber so frech, daß er am hellen Tage

auf der Straße spazieren ging, denn die Freiheit erstreckte sich von der Schwelle seines Hauses bis an die Gosse, welche damals noch durch die Mitte der Straße floß. — Viele Monate hindurch versuchte man durch allerlei Kniffe und Pfiffe den Bösewicht bis über die Mitte der Straße zu locken, allein vergebens, er spottete der Verlockungen, und da er mit Mundvorrath reichlich versehen war, pochte er auf sein Freiungsrecht und schlug den Leuten ein Schnippchen. — Endlich, nach langer Zeit, ward er doch überlistet. Einer seiner früheren benachbarten Bekannten nämlich war eines Tages, während der Mörder immer dreister wurde und sich gern mit den Leuten auf der Straße unterhielt, um von seinem guten Rechte zu prahlen, welches ihm weder der Kaiser, noch Bischof oder Rath antasten dürfe, mit ihm in ein eifriges Gespräch gerathen und spazierte plaudernd jenseits der Gosse, während der Mörder diesseits auf- und abging. Der listige Nachbar näherte sich unvermerkt mehr und mehr der Grenze und reizte den prahlerischen Mörder durch Widerspruch, so daß dieser mehr und mehr in Eifer gerieth und nicht darauf achtete, daß er nahe daran war, die Grenze zu überschreiten. Da zog sein Ueberlister die Schnupftabaksdose aus der Tasche und bot ihm mit der unschuldigsten Miene von der Welt eine Prise an. Der Mörder dachte an nichts Arges, griff nach der Dose und wurde von dem Nachbar in demselben Augenblicke bei dem ausgestreckten Arme erfaßt und über die Grenze gerissen. Sofort sprangen nun, wie es verabredet war, von allen Seiten Leute und in den gegenüber liegenden Häusern versteckte Stadtsoldaten heran, banden den Mörder und überlieferten ihn der wohlverdienten Strafe auf dem Rabenstein, der damals noch auf der Steingrube stand.

2) Vor vielen, vielen Jahren, denn meine Großmutter hat es schon von ihrer Großmutter oft erzählen hören, diente in dem jetzigen Wedekind'schen Hause am Altstädter Markte ein bildhübsches Mädchen bei einem Wandhändler (Tuchhändler) als Ladenjungfer. Das Mädchen war fleißig, gut und brav, bei aller Welt wohl gelitten, nur hatte es den Fehler, daß es zuweilen einen „bösen Kopf aufsetzte“ und ihm dann leicht die Galle überlief. So geschah's auch eines Tags, daß ihr früherer Bräutigam, der sie treulos verlassen und eine Andere genommen, höhnisch in den Laden trat und etwas zu kaufen verlangte. Da überlief die Jungfer der Zorn, welcher thut, was vor Gott nicht recht ist, sie ergriff ein auf dem Ladentische liegendes Messer und stieß es dem

Treulosen in's Herz, so daß er niederstürzte und auf der Stelle todt war. „Jeses, Marie un Josep!" rief ihr zueilender Brodherr, „Mäken, wat häst du anrichtet, mak, dat du wat biste wat haste up de Friheit kummst, süs biste en Kind des Dodes!" Die Jungfer ließ sich das nicht zweimal sagen und lief, was sie laufen konnte, durch die sich ansammelnden Leute, von welchen keiner sie aufhielt, weil sie bei Allen beliebt und die Falschheit ihres treulosen Bräutigams bekannt war. Unaufgehalten erreichte sie daher glücklich die Kreuzfreiheit, wo sie in ein Haus flüchtete, dessen Bewohner sie liebevoll aufnahmen. Durch Arbeitsamkeit und fleißige Hülfe im Haushalt gewann sie die Gunst des Hausherrn so sehr, daß dieser nichts dagegen hatte, als sein Sohn erklärte, er wolle das Mädchen heiraten. Der Vater gab seinen Segen dazu und so lebte denn die Todtschlägerin fortan als eine ehrsame Hausfrau in dem Hause auf der Freiheit, bis sie steinalt wurde und nicht allein Kinder, sondern auch Großkinder aufzog. Es ging ihr nichts ab, nur durfte sie niemals das Haus verlassen, aber darin fand sie sich mit den Jahren. — Da geschah es einst, daß sie an einem Sommer-Nachmittage auf der Schwelle ihrer Hausthür saß und zwei ihrer kleinen Großkinder wartete; unversehens lief nun das eine Kind auf die Mitte der Straße, und, als nun gerade ein schwer beladener Wagen rasch des Weges fuhr, sprang die erschrockene Großmutter auf und lief dem Kinde nach über die Grenze, um es vor dem Ueberfahren zu bewahren. Richtig zog sie auch das Kind vor den daherrollenden Rädern hinweg und rettete sein Leben. Aber des Kindes Leben war ihr Tod, denn bei dem Rettungswerke war sie über die Mitte der Straße hinausgelaufen, ward ergriffen und mußte ihr Leben auf dem Rabensteine enden.

„Ja," fuhr die Erzählerin, welche uns das vorstehende mittheilte, fort, „in dem Wedekind'schen Hause ist schon viel passirt. „Ganz vor diesem" hatte dort einmal die damalige Herrschaft ein ungetreues Dienstmädchen, welches, während die Herrschaft in der Kirche war, sich vom Bösen bethören ließ und den sträflichen Gedanken faßte, die „Bankkiste" (Truhe) ihrer Frau, in welcher diese ihre „goldenen Plätjemützen" und andere Kostbarkeiten aufbewahrte, zu bestehlen. Die ungetreue Magd schlich sich daher in die Kammer, erbrach das Schloß der großen Kiste und lehnte den mit Eisen stark beschlagenen Deckel hastig zurück, um nach den goldenen Mützen zu fischen, die sie den Juden zum „Aus-

brennen" verkaufen wollte. Allein die Strafe Gottes ereilte sie gleich beim Beginn der bösen That, denn der schwere, unvorsichtig und hastig aufgesperrte Deckel schlug, als sich das Mädchen eben über den Inhalt der Kiste hinbückte, zurück und traf sie derart mit dem Schlosse auf den Hals, daß der Kopf in die Kiste, der Rumpf aber draußen niederfiel."

3) Am Andreaskirchhofe vor dem Eingang zur „Ovelgönne" (Oberngünne) steht ein merkwürdig gebautes Haus, welches unten ganz schmal ist und sich nach oben erbreitert, gleich einem umgekehrten Zuckerhut. In einem Steine der Grundmauer dieses Hauses sieht man zwei gekreuzte Degen eingehauen. Dies geschah vor Zeiten zum Gedächtniß an einen dort stattgefundenen Zweikampf, welcher einem der Streitenden das Leben kostete. Der Sohn des derzeitigen Burgemeisters nämlich hatte sich mit einem andern „Großhans" (Patricier-Geschlechtermann) eines Mädchens wegen veruneinigt; die Feindschaft der beiden jungen Herren wurde von Tage zu Tage bitterer, und als sie eines Tages bei jenem Hause zusammentrafen, zogen Beide nach einem heftigen Wortwechsel blank und begannen so lange grimmig aufeinander loszuhauen und zu stechen, bis die Klinge des Burgemeistersohnes dem Gegner durch die Brust fuhr und er todt auf der Stelle zusammenstürzte, wo man nachher die gekreuzten Degen eingemeißelt hat. Nach geschehener Blutthat hatte sich der Thäter in Sicherheit zu bringen, denn da er nicht allein durch das Blankziehen den Stadtfrieden gebrochen, sondern auch einen Todtschlag begangen, so wäre er nach damaligen Gesetzen in des „Raths Kneipzange" gerathen und hätte Hals und Hand lassen müssen; selbst sein eigener Vater würde ihn nicht haben schützen können. Das sagte sich der Unglückliche und lief aus Leibeskräften über den Andreaskirchhof durch die Kramerstraße und den Kläperhagen, um sobald als möglich die Kreuzfreiheit zu erreichen. — Es gelang ihm, und athemlos sprang er in den „Neuen Schaden", welcher auch zur Freiheit gehörte. Die „Herren Haltunsfeste" waren ihm dicht hinter den Hacken gewesen, mußten aber mit langer Nase vor dem „Neuen Schaden" stehen bleiben, denn sie durften bei Leibes- und Lebensstrafe den Frieden des Hauses nicht brechen. — Fortan aber wurde das Haus sorgfältig bewacht, um den Todtschläger zu ergreifen, wenn er es wagen sollte, die Freiheit zu verlassen. Das „junge Burgemeisterblut" hütete sich aber wohl davor, sondern kaufte von dem Gelde seines reichen

Vaters die seit uralter Zeit in diesem Hause betriebene Wirthschaft und spielte dort lange Jahre den Wirth, ohne jemals über die Schwelle des Hauses zu treten. Als der stets Bewachte in hohem Alter verstarb, wollte man ihm als einen Friedensbrecher und Todtschläger kein ehrliches Begräbniß gönnen, aber die Kapuziner, welchen er bei Lebzeiten viel Gutes gethan, nahmen sich der Sache an, holten bei nächtlicher Weile die Leiche heimlich aus dem Hause und vermauerten sie so geschickt in einer Wand des Klosters, daß alle Nachforschungen, die Grabstätte aufzufinden, vergeblich waren. Karl Seifart.

137. Burgdorf.

Burgdorf, eine Stadt an der Eisenbahn in der Mitte zwischen Celle und Hannover, führt den Namen von einer adeligen Familie, welche hier ihre Burg hatte. Das alte Schloß, aus welchem mit der Zeit das jetzige Amthaus entstand, ward vom Herzog Otto von der Haide im 15. Jahrhundert erbaut. Früher soll die Gegend von Burgdorf zum Hochstifte Hildesheim gehört haben. Als aber 1420 bis 1422 zwischen den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg, Wilhelm, dessen Oheim Bernhard und des Letztern Sohn Otto auf der einen, und dem Bischof Johann von Hildesheim, einem gebornen Grafen von Hoya, einem verschwenderischen und ausschweifenden Manne, auf der andern Seite eine heftige Fehde entbrannte, deren Veranlassung man nicht genau kennt; da ward auch die Gegend von Burgdorf der Herrschaft des Welfenhauses wieder unterworfen, welche der geistliche Oberhirt von Hildesheim wahrscheinlich seit des großen Herzogs Heinrichs des Löwen Sturze sich angemaßt hatte. An die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg schlossen sich in der gedachten Fehde viele benachbarte Städte und Fürsten an; nicht minder hatte der Bischof Johann verschiedene Bundesgenossen. Lange ward ein verheerender Raubkrieg ohne ein entscheidendes Treffen geführt. Der genannte Herzog Otto von der Haide, Bernhard's Sohn, rückte mit seinem Vetter Wilhelm dem Siegreichen, feindlich in das Hochstift Hildesheim ein, und eroberte neben andern Oertern auch Burgdorf. Die Bürger von Braunschweig, im Bunde mit ihren Landesfürsten, erbauten zu Schutz und Trutz die Wereburg (d. h. Wehrburg) bei Schladen. Endlich führte die von Herzog Wilhelm unternommene Belagerung des (früher Ebernsteinschen) Hildes-

heim'schen Schlosses Grone (Grohnde a. d. Weser) zu einem ernstlichen Treffen. Der Bischof rückte zum Entsatze heran; Herzog Otto von der Haide kam seinem Vetter zu Hülfe. Die Stiftsgenossen wurden überwältigt. Gegen 100 Domherren und Edle geriethen in Gefangenschaft; der Domherr Albrecht, ein Lauenburg'scher Prinz, ward erschlagen. Nach dem Siege erstürmte man das Schloß Grohnde; doch gelang es dem jüngern Grafen von Spiegelberg und dem Edlen von Hanensee, die auf dem Schlosse waren, zu entspringen. Otto und Wilhelm erhielten nach diesem Siege den Ritterschlag, auf welchen man damals noch soviel gab, daß selbst in Urkunden Ritter und Knappen unterschieden werden. Diese Schlacht bei Grohnde ward am grünen Donnerstage 1422 geschlagen. Nach Vermittelung des damaligen Erzbischofs Diedrich von Cöln bequemte sich der Bischof Johann nun zum Frieden. Burgdorf mit allem Zubehör blieb den Herzögen; der gefangene ältere Graf von Spiegelberg, des Bischofs Bundesgenosse, mußte für seine Freiheit Ohsen und Greene abtreten, wogegen ihm die Herzöge das Schloß Hachmühlen eingaben. Die Burg Wereburg oder Wernburg, wie Einige schreiben, gaben die Braunschweiger erst 1423 nach langen Unterhandlungen heraus; sie ward später wieder zerstört.

Im Jahre 1433 ließ sodann Herzog Otto von der Haide das Schloß Burgdorf neu aufbauen, und mit einem Walle und doppelten Graben umziehen. Der Ort Burgdorf war damals nur ein Dorf, vielleicht von etwas größerem Umfange, wie schon die Benennung andeutet. Herzog Otto ließ den Ort, der sich bald zu einem offenen Flecken erhoben haben mochte, um die Hälfte erweitern, und gleichfalls mit Wall und Graben umgeben. Zugleich verfügte er, daß die Bewohner der nächsten Dörfer, welche in der gedachten Fehde verwüstet worden waren, in die neue Stadt ziehen und die ihnen angewiesenen Plätze bebauen sollten. Aus den ältern Freigerichten, welche hier gehalten zu werden pflegten, wurden bald sehr bedeutende städtische Rechte, und die Stadt Burgdorf vergrößerte sich immer mehr. Etwa 100 Jahre später wurden der sogenannte Wächterstieg, eine neue Straße, und die Neustadt erbaut. Aus diesem Allen geht hervor, daß die Burgdorfer besonders dem genannten Herzoge Otto von der Haide viel verdanken.

Die auf Otto folgenden Fürsten bewiesen sich nicht minder wohlthätig gegen die Stadt Burgdorf. Um 1475 bis 1536 war

jedoch Amt und Schloß Burgdorf im Pfandbesitze einiger Ritter. Ja, mit verschiedenen Unterbrechungen wiederholten sich auch später die Verpfändungen des Schlosses und Amtes Burgdorf, und dauerten bis 1666 fort.

Zur Zeit der Hildesheimschen Stiftsfehde ward Burgdorf 1519 in Brand gesteckt, und die Festungswerke wurden geschleift; denn über Burgdorf und Gifhorn ging der verheerende Zug der Herzöge Erichs I. und Heinrichs des Jüngern von Wolfenbüttel gegen den Herzog Heinrich den Mittlern von Lüneburg, welcher mit dem Bischofe Johann von Hildesheim verbündet war. An 100 Dörfer wurden auf diesem Zuge eingeäschert; 2000 Wagen trugen die reiche Beute der Sieger. Doch die Schlacht von Soltau (29. Juni 1519) entschied diesmal bekanntlich für die Stiftischen und den Herzog Heinrich von Lüneburg.

Kaum war nach dieser Drangsal die Stadt Burgdorf wieder aufgebaut und in blühenden Stand gebracht, so nahte der 30=jährige Krieg mit eisernem Schritte, welcher im Jahre 1632 abermals die Brandfackel in die Stadt warf, nachdem sie auch im Jahre 1553 am 9. Juli vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg viel gelitten hatte, welcher von Hannover kommend, in Burgdorf haus'te, um sich für die Schlachtarbeit zu stärken, die er bekanntlich noch an demselben Tage in der Nähe Burgdorf's, bei Sievershausen, finden sollte. Das Burgdorfer Holz war es, durch welches Markgraf Albrecht seine Truppen in vollem Trabe dem Heere des Churfürsten Moritz entgegen führte, um dieses im Rücken anzugreifen, worauf ein gewaltiger Kampf entstand, welcher mit der Niederlage des Markgrafen bekanntlich endete. Bis nach Burgdorf setzten die Sieger dem fliehenden Feinde nach; dort aber waren sechs feindliche Geschwader aufgestellt, um den Rückzug des Markgrafen zu decken.

Zum zweiten Male während des 30jährigen Krieges rückten verheerend die Schaaren des kaiserlichen Obersten der Reiterei, Heister, am 30. August 1641, vor Burgdorf, nahmen die Stadt nach Kapitulation ein, und ließen eine Besatzung zurück, welche jedoch nicht lange blieb.

Im Jahre 1675 hatten die Braunschweigischen Fürsten zu Burgdorf einen Congreß, welcher auf dem dasigen Schlosse abgehalten wurde.

Die Reformation fand zu Burgdorf schon im Jahre 1526

Eingang, und waren bereits im sechzehnten Jahrhundert (1575) ein Superintendent und ein Capellan daselbst.

Die über 3000 Einwohner zählende Stadt Burgdorf liegt an der Aue (Owe), und mag leicht die schönste Stadt dieser Größe im Hannoverschen sein, da sie nach dem großen Brande vom Jahre 1809 regelmäßiger wieder aufgebaut worden ist.

Nach W. Görges.

138. Der erlöste Geist bei Ostenholz.

Eine Sage.

In Ostenholz im Amte Fallingbostel war einmal eine Frau, die haspelte für andre Zwirngarn und weil sie da mal zwei Knäul von einer Frau für sich behalten, hat sie nach ihrem Tode umgehen müssen. Nun sagten die Leute immer, in dem Holze zwischen Ostenholz und Hohenbrelingen ist es nicht recht richtig, da läßt sich des Nachts ein weißer Spitzhund sehen, und wenn darum einer um diese Zeit dort entlang gehen mußte, so machte er, daß er hindurchkam. Mal ging nun auch einer des Nachts aus Ostenholz durch den Busch nach Brelingen zu, und wie er beinahe an dem Kreuzwege ist, sieht er, wie ein weißgekleidetes Frauenzimmer ihm entgegenkommt und auch auf den Kreuzweg zuläuft. Da denkt er, willst nur eilen, daß du hinüberkommst und mit ihr dort nicht zusammentriffst; als er aber dicht herankommt, sitzt die Frau bereits auf dem Kreuzwege. Da faßt er sich ein Herz, tritt an sie heran und fragt, was sie hier sitze; da sagt sie denn, sie wolle ihm gern alles erzählen, aber er müsse ihr auch versprechen, das zu thun, was sie von ihm verlange, denn wenn er es wolle, so könne er es erfüllen. Das versprach ihr der Mann und nun erzählte sie ihm, sie habe bei ihren Lebzeiten Zwirngarn für andre gesponnen und zwei Knäuel von einer Frau für sich behalten und deshalb habe sie nun keine Ruhe im Grabe und müsse des Nachts hier umgehen. Darum solle er zu der Frau, die sie ihm bezeichnete, gehen und ihr zwei Knäuel Zwirngarn bringen, dann wäre sie erlöst. Der Mann versprach ihr nochmals, es zu thun, und sie verlangte nur noch, daß er ihr seine rechte Hand drauf geben solle. Das mochte er aber doch nicht und reichte ihr seinen Handstock hin, und als sie den losließ, waren ihre fünf Finger tief darin eingebrannt. Sogleich aber schwebte sie auf wie ein lichter Geist und der Mann hörte, wie sie das Lied: „Nun ruhen alle

Wälder“ anstimmte; darauf stieg sie immer höher und höher und der Gesang tönte immer schwächer und schwächer, bis er endlich ganz und gar verhallte. Der Mann aber brachte der ihm bezeichneten Frau die beiden Knäuel Garn und seit der Zeit hat sich nie wieder etwas in dem Holze sehen lassen; der Stock aber, in dem die fünf Finger eingebrannt sind, ist noch in Ostenholz zu sehen.

A. Kuhn u. W. Schwartz.

---

139. Der webende Hase in Moorausmoor.

Eine Sage.

In Moorausmoor (im Amte Osten) lebte vor vielen Jahren eine Frau, die webte so schönes Leinen und webte stets so schnell, daß kein Mensch begreifen konnte, wie es möglich sei. Da schlichen sich einmal ein Paar Nachbaren an ihr Fenster, weil sie glaubten, sie müsse irgend welche Hülfe haben, und da sahen sie denn auch zu ihrem großen Erstaunen einen Hasen am Webstuhl sitzen, der warf das Schiffchen so schnell wie der Blitz hin und her, daß es eine Freude war, es mit anzusehen.

A. Kuhn u. W. Schwartz.

---

140. Den Seinen giebt’s Gott im Schlaf!

Ein Schwank.

In Steina am Harz ist einmal ein Knecht gewesen, der war so faul, daß er gern den ganzen Tag im Bette gelegen hätte, und immer noch lange lag, wenn die andern längst draußen bei der Arbeit waren. So geschah es denn einmal eines Tages, daß die andern auch früh hinaus aufs Feld gingen, und als sie eine kleine Strecke vom Hofe waren, einen eisernen Topf fanden, der ganz mit Molchen angefüllt war. Da nahmen sie den Topf, kehrten zurück und setzten ihn dem Schlafenden ins Bett, dachten, wenn ihm die kalten Molche um den Leib kriechen, wird er schon heraus springen. Danach gingen sie ins Feld, aber der faule Knecht kam nicht und kam nicht. Da ging einer zurück, ihn zu holen, aber als er in die Kammer tritt, traut er seinen Augen kaum, der Topf mit den Molchen ist zu lauterm Golde geworden und der andere ruft ihm jubelnd entgegen: „Den Seinen giebt’s Gott im Schlaf!“

Hannoversche
Geschichten und Sagen.

Achtes Buch.

141. Caroline, Königin von England.

Die letzte der vaterländischen Fürstentöchter, welche durch ihr Unglück eine schmerzvolle Berühmtheit und allgemeine Theilnahme gewannen, war Caroline Amalie Elisabeth, Königin von Großbritannien. Sie war die jüngste Tochter des unvergeßlichen Carl Wilhelm Ferdinand und dessen Gemahlin Auguste, einer Schwester König Georg's III., und am 17. Mai 1769 auf dem Schlosse zu Braunschweig geboren. Ihr ganzes Wesen bot schon früh die liebenswürdigsten Eindrücke dar; denn sie gehörte zu jenen Erscheinungen, die ihre volle, schöne Seele in natürlicher, ungebundener Offenheit und Freiheit im Aeußeren ausprägen. Ja, ihre liebliche Naivetät ging oft bis zu lustvoller Keckheit, deren freies Spiel zu verletzen vermocht haben würde, wenn die Fürstentochter daraus hervorgeblickt hätte. Aber sie war ja bei aller zwanglosen Kühnheit so wenig stolz und hochmüthig, daß sie sich ärgerte, eine Prinzessin zu sein und öfter den Wunsch aussprach, im niedern Stande geboren zu sein. Die steife Hofetikette war nicht mächtig genug, ihren freimüthigen Geist in die Fesseln einer gangbaren Lebens- und Aeußerungsweise zu zwängen, und ein Anflug von romanhafter Schwärmerei, der seinen Ursprung in ihrer Lieblingslectüre genommen, erhob sie nur noch höher über die leidige Atmosphäre der damals noch nicht ganz verflossenen Zopfzeit. Gewiß hat der unnatürliche Druck, den man ihr je länger, desto gewaltsamer auferlegte, den Hang zur Ungebundenheit nur um so mehr in ihr erregt und jene leichtfertige Unbesonnenheit in ihr erzeugen helfen, deren gemißdeutete Aeußerungen späterhin ihre Verfolgungen veranlaßten.

Als König Georg III. von Großbritannien seinen Sohn, den Prinzen Georg von Wales, durch eine Vermählung aus dem Strudel der Abenteuer auf die friedvollere Bahn eines geregelteren Lebens zu leiten wünschte, fielen seine Augen auf die schöne

Nichte, welche nach seiner Meinung Reize genug hatte, den veränderlichen Prinzen zu fesseln. Dieser aber hatte wenig Neigung sich zu vermählen und wollte sich auf desfallsige Unterhandlungen nicht einlassen. Als ihm indessen das Versprechen gegeben wurde, daß im Fall einer Vermählung mit der Braunschweigischen Prinzessin auf den Abtrag seiner bedeutenden Schulden bedacht genommen werden solle, fügte er sich dem väterlichen Willen, und die Portraits der beiden hohen Personen wurden ausgewechselt. Caroline fühlte indessen von Anfang an eine unwiderstehliche Abneigung gegen die beabsichtigte Verbindung und unterließ nicht, ihrem Vater die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen zu machen. Dieser erkannte jedoch in möglichst enger Verbindung mit England der immer zunehmenden Macht Frankreich's gegenüber ein zu bedeutsames Schutzmittel, als daß er die Einwendungen der Tochter beachtet hätte, zumal da er nicht zweifelte, daß der liebenswürdige Prinz ihr schon gefallen würde, wenn die, wie er meinte, mädchenhafte Laune vorüber wäre. Hierin irrte er; denn die Abneigung wurde immer unüberwindlicher, und die Prinzessin soll sogar einen Versuch zur Flucht mit viel Kühnheit, aber wenig Glück unternommen haben. Caroline wurde ein Opfer der Politik, und am Ende des Jahres 1794 kam eine zahlreiche englische Gesandtschaft unter dem Grafen Hawkesbury und der Gräfin Jersey in Braunschweig an, die fürstliche Braut heimzuholen. Unter Thränen, die mehr waren als Abschiedsthränen einer Braut zu sein pflegen, riß sich die Unglückliche aus den Armen ihrer Mutter. Im April 1795 kam sie auf einem von Capitain Pole befehligten Schiffe in Greenwich an, wo der laute Jubel des in Massen versammelten Volkes ihr entgegen braus'te. Am 8. April wurde von dem Erzbischofe von Canterbury im Palaste zu Westminster die Vermählung vollzogen und von einer zahlreichen Gesellschaft hoher Personen prunkvoll gefeiert. Die Kosten der Feierlichkeit beliefen sich auf 26,000 Pfund Sterling, welche das Volk in Folge eines Beschlusses des Unterhauses in seiner Freude willig hergab. Aber jene Freude dauerte nicht lange; denn eine auffallende Gleichgültigkeit, ja Abneigung hielt die Herzen des jungen Paares von einander fern, und das geschwätzige Gerücht verbreitete sich darüber bald in allerlei wahren und unwahren Geschichten. Die traurige Lage der Prinzessin wurde durch folgenden Umstand indessen noch unerträglicher. Sie hatte sich in einem Briefe an ihre Mutter unvortheilhaft über die

Königin ausgesprochen; diese hatte jenen Brief durch Intrigue in ihre Hände bekommen, und warf von nun an einen glühenden Haß auf die Prinzessin. Letztere war in der That nicht besonnen genug, durch ihr Betragen die Verdächtigungen, die man gegen sie bei dem Prinzen erhob, zu Schanden zu machen und die ihr gelegten Fallstricke zu umgehen. Zu einer Reise nach Brighton, die sie mit dem Hofe machte, wurde durch der Gräfin Jersey Veranstaltung Capitain Pole, welcher mit der Prinzessin auf ihrer Seereise in einigem freundlichen Verkehre gestanden, eingeladen. Caroline empfing den Mann mit deutlichen, unverhaltenen Ausdrücken der Freude, und hierauf gründeten falsche Hofdamen ihren Vernichtungsplan. Die Prinzessin war arglos und unbesonnen genug, auf einem Spaziergange den Arm ihres Gemahls auszuschlagen und den des Capitains zu wählen. Bald verlor sie sich mit Pole dergestalt in ein interessantes Gespräch, daß sie ihrer Umgebung gänzlich vergaß und nur zu spät bemerkte, daß sie mit ihrem Begleiter allein war. Zwar eilte sie nun rasch zu dem Pavillon, in welchem die Gesellschaft sich zusammenfinden wollte, zurück; aber ihre Entfernung hatte lange genug gedauert, um selbst Arglosen auffallen zu können. Am andern Morgen empfing der Prinz folgendes anonyme Billet: „Wundern Sie sich nicht über den Vorzug, den Ihre Gemahlin dem Capitain Pole giebt. Die Gräfin und die andern Damen des Gefolges werden Ihnen die Versicherung geben können, daß dies nicht das erste Mal war, daß Ihre Gemahlin einen Abend mit diesem Officier verbrachte. Erkundigen Sie sich nur.“ Der Prinz theilte dieses Billet seiner Gemahlin mit, und diese fragt in gerechter Entrüstung, ob er sich bereits erkundigt habe? „Allerdings“ — erwiderte der Prinz — „und das Resultat meiner Erkundigung ist, daß wir uns trennen müssen. Ich konnte Ihre jugendliche Neigung für einen Unglücklichen verzeihen; aber eine Frau, die in ihrer Neigung jede Schranke und Grenze vergißt, kann weder meinen Namen ferner führen, noch Anspruch auf den Schutz meines Hauses machen.“ Caroline erblich bei diesen Worten und sank bewußtlos nieder, um zu unsäglichem Schmerze zu erwachen. Kaum war die Scheidung beschlossen, so kannte die Verleumdungssucht in ihrer Frechheit keine Grenzen. Zahllose entehrende Gerüchte tauchten von allen Seiten auf und gelangten zu den Ohren der Unglücklichen. Mitten in diesem Schmerze gebar sie am 7. Januar 1796, genau neun Monate nach

der Vermählung, eine Tochter, die Prinzessin Charlotte von Wales, welche sich am 2. Mai 1816 mit dem Prinzen von Sachsen-Coburg verheirathete und schon am 6. November 1817 verstarb. Zwei Monate nach Carolina's Niederkunft wurde die Scheidung vollzogen, nachdem der Prinz in einem Briefe vom 20. April an sie geschrieben: „Unsere Zuneigung für einander ist nicht in unserer Gewalt, und es würde eine Ungerechtigkeit sein, wollten wir uns einander dafür verantwortlich machen, weil die Natur uns nicht für einander geschaffen hat; ein ruhiges und bequemes gesellschaftliches Leben zu führen, steht aber in unserer Macht. Lassen Sie daher unsere Verbindung darauf beschränkt sein, und ich will mich genau den Bedingungen unterwerfen, welche Sie mir machen ließen, nämlich, daß selbst in dem Falle, daß etwa unserer Tochter ein Unglück zustoßen sollte, welches, wie ich hoffe, die Vorsehung in Gnaden verhüten wird, ich die eingegangenen Bedingungen des beschränkten Umganges nicht übertreten und zu keiner Zeit eine nähere Verbindung vorschlagen werde.“ Die Schlußworte des Antwortsschreibens der Prinzessin lauteten: „Schließlich bitte ich Sie, sich überzeugt zu halten, daß ich nie aufhören werde, für Ihr Wohl zu beten.“

Caroline verließ hierauf den Palast des Prinzen und bezog das Schloß Montaguehouse in Blackheath, welches fünf Meilen von London entfernt liegt. Sie ergab sich einem Stillleben, das so glücklich war, als ihr großer Schmerz es nur gestattete. Ihre Zeit war auf die Erziehung ihres Kindes, die Beschäftigung mit den Wissenschaften und die Verpflegung der Armen vertheilt. Bald hieß sie in der ganzen Umgegend die Mutter der Unglücklichen. Ihr geselliger Verkehr war auf den Umgang mit der Familie Douglas, dem Admiral Smith und dem Capitain Marby beschränkt.

Georg gedachte zehn Jahre lang der Verstoßenen mit keinem sanfteren und wohlwollenden Gefühle; kalt überließ er sie ihrer Schwermuth und ihren Thränen. Nach Verlauf jener langen Frist keimt eines Tags eine wunderbare Sehnsucht nach ihr in seinem Herzen auf; unwiderstehlich treibt es ihn, ihr einmal in's Auge zu schauen und das unschuldige, vaterlose Kind zu küssen. Sich selbst noch unklar über seine Gefühle, findet er sich in dem Parke von Blackheath, wo Caroline oft geweint; er sieht umher und Alles scheint ihn schwermuthsvoll anzusehen und von der Klage der Verlassenen zu reden und wiederzuhallen. Eine un-

endlich weiche Stimmung, eine milde Melancholie bemächtigt sich seiner. In dieser Verfassung seines Innern erblickt er in einem nicht allzufernen Thale ein schönes, trauriges Weib. Ein liebliches Kind streckt die Hände zu ihr hinauf, und wie sie es an's Herz drückt und küßt, spielt ein trübes Lächeln um ihren Mund. Immer heiterer wird die Mutter im Anschauen des Kindes, aus dessen Augen sie zuletzt Vergessenheit ihres Grames geschöpft zu haben scheint. Die verstoßene Caroline war's und ihre Waise. Dem Prinzen wird so weh, wie nimmer; er läßt seinen Thränen freien Lauf und zeigt sie als Pfand der Versöhnung der Gattin. Sie hat ihm schon verziehen, und im schönen Einklange erkennen die Versöhnten zum ersten Male, wie glücklich sie sich zu machen vermögen. Sehnsüchtig nach neuem und dauernderm Zusammensein verläßt der Prinz ihre und seines Kindes Umarmungen; er entreißt sich daheim allen Banden, deren Umstrickung die Gemeinschaft mit Caroline unmöglich machte und kündigt bereits dem Hofe die Rückkehr seiner angetraueten, rechtmäßigen Gattin an. Da aber erwachte plötzlich der bis dahin durch das Unglück der Prinzessin befriedigte und beruhigte Haß der gegnerischen Hofpartei, und alle boshaften Stimmen, die bisher für überflüssig erachtet hatten, sich gegen sie zu erheben, ertönten wiederum mit lautem Verleumdungsgeschrei; besonders war es die mit der Prinzessin zerfallene Familie Douglas, welche sie mit entbehrenden Anklagen verfolgte. Man erfrechte sich, sie offen des Ehebruchs zu beschuldigen. Eine von ihr angenommene Waise, William Billi Austin, wurde als ihr Bastard bezeichnet und als Vater der Capitain Marby genannt. In Folge dieser Verleumdungen wurde der Unglücklichen nicht nur die Rückkehr an den Hof, sondern auch die fernere Erziehung ihrer Charlotte verweigert. Die geliebte Tochter, der Trost ihrer Einsamkeit, wurde ihr entrissen.

Der Schmerz der Prinzessin war groß, dennoch bewahrte sie ihre Fassung und forderte mit ruhiger Würde nachdrücklich eine gerichtliche Untersuchung ihrer Angelegenheit. Dem Antrage zufolge setzte der König im Juni 1806 eine Untersuchungscommission, bestehend aus den Lords Erskine, Grenville, Spencer und Ellenborough, nieder.

Es würde ermüden und den beschränkten Raum dieser Blätter überschreiten, wollten wir alle die empörenden Anschuldigungen, welche die Verhörsacten enthalten, mittheilen und in

ihrer Richtigkeit darlegen. Wir bemerken nur, daß die Erziehung des Knaben William Billi Austin nach genauer Untersuchung weit entfernt, sich als die Folge verbrecherischer Liebe auszuweisen, als ein Werk der reinsten Menschenliebe erfunden wurde. Die Mutter des Kindes beschwur im Verhör folgende Aussage: „Ich kenne das Kind, welches jetzt bei der Prinzessin von Wales ist; ich bin seine Mutter. Am 11. Juli werden es vier Jahre, daß ich es im Spitale in der Brownlar-Street geboren habe. An der rechten Hand hat es ein Maal von rothem Weine. Mein Mann war ein Arbeiter im Hafen zu Deptford. Er erhielt aber, wie noch viele Andere, seine Entlassung, als der Friede geschlossen wurde. Eines Sonnabends überreichte ich der Prinzessin eine Bittschrift des Inhaltes, daß mein Mann doch wieder auf der Werft möchte angestellt werden. Herr Stikemann übergab dieselbe, indem er zugleich mein Kind der Prinzessin zeigte, und überbrachte mir eine halbe Guinee. Er sagte mir auch, daß, wenn das Kind jünger wäre, so glaube er, die Prinzessin würde es versorgt haben; indeß sollte ich wieder mit demselben herkommen. Ich kam darauf den nächsten Montag wieder und sah auch Herrn Stikemann. Er kam darauf einige Male zu mir und sagte mir, ich sollte mein Kind den 5. November nach Montague-House bringen; da es aber diesen ganzen Tag regnete, so ging ich nicht hin. Darauf kam Herr Stikemann am 6. November zu mir, und noch denselben Tag brachte ich mein Kind in das Palais der Prinzessin, die aber ausgegangen war. Ich wartete, bis sie zurückkam, wo sie dann mein Kind besah und mich fragte, wie ich heiße. Ich ging hierauf in den Speisesaal, wo man mir etwas zum Entwöhnen des Kindes, welches ich noch stillte, gab, mit dem Bedeuten: Wenn ich es entwöhnt hätte, sollte ich es wiederbringen und es der Prinzessin da lassen. Ich entwöhnte demnach mein Kind und brachte es am 15. November der Prinzessin, bei der es auch seit dieser Zeit geblieben ist. An den letzten Osterfeiertagen habe ich das Kind zum letzten Male gesehen und beschwöre, daß es mein Kind ist.“ Diese eidliche Aussage der Mutter wurde von verschiedenen Personen bestätigt und beschworen. Die Prinzessin that Nichts, irgend eine der in ihrer Sache zum Verhöre bestimmten Personen für sich zu gewinnen; ja sie entließ alle Diejenigen aus ihrem Dienste, welche über sie vernommen werden sollten, — ein Umstand, der schon ein günstiges Vorurtheil bei uns für sie erwecken muß. Dem nachmaligen Minister

Perceval gelang es, in einer gründlichen Vertheidigungsschrift alle Beschuldigungen von der Gekränkten abzuwälzen und folgende, am 25. Januar 1807 erschienene Entscheidung zu erwirken: „Wir sprechen hiemit die Prinzessin von Wales frei und würden der Meinung sein, daß ihre Ankläger mit der ganzen Strenge der Gesetze verdienten verfolgt zu werden, schiene es uns nicht, daß sie diese ganze eigene Untersuchung nur aus dem Grunde veranlaßt haben, um die Nachzeit über die Thronfolge und über andere der Nation am Herzen liegende Dinge — die einen Augenblick compromittirt zu sein scheinen — zu beruhigen."

Obgleich diesem Resultate zufolge der Prinzessin erlaubt werden mußte, wiederum am Hofe zu erscheinen, und der König mit den Prinzen des Hauses — den von Wales ausgenommen — ihr verschiedene Staatsvisiten machten, so hatte sie doch fortwährend gerechten Grund, sich über ihre Behandlung zu beklagen. Als einst König Georg III. die ganze Königliche Familie in den Palast von St. James eingeladen, den Geburtstag Carolina's feierlich zu begehen, erschien Niemand außer dem Könige selbst, mit welchem sie demnach den ganzen Tag allein zubringen mußte. Nicht weniger schmerzlich als derartige Geringschätzungen, empfand sie die Beschränkungen, welche ihr Umgang mit Charlotte erlitt; nur selten durfte letztere ihre Mutter besuchen. Caroline sprach sich in einem, am 14. Januar 1813 an ihren Gemahl, der damals bereits zum Prinz-Regenten ernannt war, geschriebenen Briefe über die in dieser Beziehung erlittenen Kränkungen u. a. folgendermaßen aus: „Ich erlaube mir, Ew. K. Hoh. vorzustellen, daß die sich mit jedem folgenden Monate erweiternde Trennung der Mutter von der Tochter meiner Ehre und ihrer Erziehung gleich nachtheilig ist, und daß, wenn ich von den tiefen Wunden schweige, die ein so grausames Verfahren meinen Gefühlen versetzt, ich dennoch überzeugt bin, daß es wenige Personen giebt, die leichtsinnig solcher nicht achten sollten. Mich von der einzigen Glückseligkeit — der Gesellschaft meines mir über Alles theuern Kindes — getrennt zu sehen, versetzt mich in einen Schmerz, den, ich bin es überzeugt, mir Eure K. Hoh. nicht bereitet haben würden, wenn Sie die Bitterkeit und Härte meiner Lage kannten. Unser Umgang ist nach und nach immer mehr beschränkt worden. Anfangs schien eine wöchentliche Zusammenkunft hart genug für das liebende Herz der Mutter; späterhin durften wir uns nur alle vierzehn Tage sehen, und jetzt höre ich,

daß dieses strenge Verbot mir noch länger die Gesellschaft meiner Tochter entziehen soll. — — Ferner gebe ich E. K. Hoheit ernstlich zu bedenken, wie unvermeidlich die Grundsätze meines Kindes zerstört werden müssen, wenn die Versuche gelingen, uns mit Gewalt von einander zu trennen. Der Plan, meine Tochter von dem Umgange der großen Welt so ganz auszuschließen, scheint meiner unmaßgeblichen Meinung nach, besonders sehr unglücklich zu sein. Sie, die dazu bestimmt ist, die Beherrscherin dieses großen Reiches zu sein, genießt keine der Vortheile, welche der gesellschaftliche Umgang gewährt, und welche man für nöthig erachtet, um solchen Personen eine Menschenkenntniß beizubringen, welche weniger Gelegenheit haben, eine so wichtige Kenntniß zu erlangen, und es mag sich durch einen Zufall so fügen, der, wie ich hoffe, noch weit entfernt ist, daß sie berufen werden sollte, die Gewalt der Krone mit einer beschränktern Kenntniß der Welt, als sie irgend einem Unterthanen des Landes eigen ist, auszuüben, wie dann?" u. s. w. Der Brief, welchem diese Mittheilungen entnommen sind, erschien am 10. Februar öffentlich in der „Morning-Chronicle," und die Folge dieser Veröffentlichung war, daß der Prinzessin, als sie am 11. Februar in den Wagen steigen wollte, zu ihrer Tochter zu fahren, der beabsichtigte Besuch verweigert wurde. Bei dem Volke aber erweckte ihr jener Brief die allgemeine Zuneigung und Theilnahme. Hiedurch und durch das Bewußtsein ihrer Unschuld ermuthigt, forderte sie eine öffentliche Untersuchung ihrer Sache durch das Parlament und wandte sich deshalb schriftlich an die Sprecher des Unterhauses. Hier vertrat mit hoher Begeisterung Whitbread die Interessen der Prinzessin. Er trug auf eine nochmalige Untersuchung der ganzen Angelegenheit zu ihrer Ehrenrettung so wie auch darauf an, daß die Familie Douglas wegen Meineids vorgefordert werden sollte. Die Annahme des ersteren Antrages vereitelte Lord Castlereagh, mit welchem deshalb Whitbread sofort zerfiel und fast handgemein wurde. Der zweite Antrag mußte zurückgewiesen werden, als dargethan wurde, daß die Familie Douglas ihre Aussagen vor einem nicht competenten Gerichtshofe niedergelegt hätte. Als Sir und Lady Douglas hiervon in Kenntniß gesetzt waren, erklärten sie sich zwar schriftlich bereit, ihre früheren Aussagen vor einem competenten Gerichte zu bestätigen; allein man beachtete diese Erklärung nicht und der Proceß schlief allmälig ein.

Die Kränkungen der unglücklichen Caroline nahmen immer noch zu. Am 23. Mai 1814 empfing sie von der Königin einen Brief, in welchem dieselbe offen aussprach, sie werde die Prinzessin nie wieder am Hofe empfangen, da der Prinz-Regent erklärt habe, niemals mit ihr öffentlich erscheinen zu wollen. Zwar genoß Caroline die volle Zuneigung ihrer Tochter; aber eben hierin lagen verschiedene Veranlassungen zu Zwistigkeiten mit deren Vater. Charlotte gerieth mit diesem einst wegen der Mutter, welche sie nicht fallen lassen wollte, in einen so heftigen Wortwechsel, daß sie sich kaum noch zu mäßigen vermochte. Sie glaubte, durch Flucht sich einem ärgerlichen Auftritte entziehen zu müssen, verließ demnach eilig das Zimmer, lief auf die Straße, bestieg die erste beste Miethskutsche und ließ sich nach der Wohnung ihrer Mutter fahren, der sie sich in der heftigsten Aufregung in die Arme warf. Nicht wenig wurde Carolina's Schmerz durch einen verunglückten Vermählungsplan, ihre Tochter betreffend, vermehrt. Der Prinz von Oranien, welcher letztere zur Gemahlin begehrte, hatte verlangt, sie solle mit ihm ihre Residenz im Haag halten. Dieses hatte Charlotte verweigert, um nicht die Mutter in der Umgebung und Gewalt ihrer Feinde zurückzulassen, und an ihrer Beharrlichkeit in diesem Entschlusse war das Heirathsproject gescheitert. Es ist erklärlich genug, wie schmerzlich es für Caroline sein mußte, ihre Tochter in ihrem Glücke zu hindern, und wie auch in dieser Beziehung der noch anderweit hinlänglich begründete Wunsch in ihr entstehen konnte, das unheilvolle England, wenigstens auf eine Zeit lang, zu verlassen. Sie entschloß sich dazu noch in demselben Sommer und zeigte dem Lord Liverpool in einem unterm 25. Juli geschriebenen Briefe mit folgenden Worten ihren Entschluß an: „Bewogen durch zwei wichtige Gründe, den nämlich, dem Prinz-Regenten seine Ruhe wieder zu geben, und den, sich selbst den Frieden und die Heiterkeit der Seele zu sichern, der sie so lange beraubt worden ist, hat die Prinzessin von Wales nach reiflichem Ueberlegen den Entschluß gefaßt, nach dem Continent zurückzukehren. Dieser Entschluß kann die Minister des Prinz Regenten um so weniger befremden, da ihnen die Beunruhigungen und die Widerwärtigkeiten, welche die Prinzessin seit so langer Zeit schon zu erdulden hatte, bekannt sind; da ihnen die Kränkungen bekannt sein müssen, die man ihr zufügte, indem man ihre nächsten Verwandten und die innigsten Freunde ihres erlauchten Vaters, des

Herzogs von Braunschweig, verhinderte, sie zu besuchen. Die Prinzessin von Wales würde ihren Plan, eine Reise zu unternehmen, eher ausgeführt haben, hätte nicht der Bruch der früher zwischen ihrer Tochter, der Prinzessin Charlotte, und dem Prinzen von Oranien beabsichtigten Verbindung sie abgehalten. Sie konnte sich nicht entschließen, in einem so wichtigen Augenblicke ihre Tochter ohne Schutz zu lassen. Der Prinz-Regent hatte bekanntlich die Absicht, das neue Ehepaar im Haag zu etabliren; dies war ein Hauptgrund, warum die Prinzessin sich weigerte, in diese Verbindung zu willigen. Da indessen die Prinzessin von Wales kein Hinderniß der zu Gunsten des zukünftigen Glücks ihrer Tochter zu machenden Einrichtungen abgeben will, so hat sie sich entschlossen, in ihr Geburtsland, Braunschweig, zurückzukehren; doch kann es sein, daß sie nachher eine Reise durch Italien und Griechenland macht, wo sie wahrscheinlich einen ihr zusagenden Ort auffinden wird, um vorläufig einige Jahre dort zu leben, und sie hofft, daß der Prinz-Regent ihr kein Hinderniß in dieser Hinsicht in den Weg legen wird.“ Am 29. Juni war der Prinzessin ein jährliches Einkommen von 50,000 Pfund bewilligt; sie hatte aber nur 35,000 Pfund angenommen und giebt den Grund in dem obigen Briefe folgendermaßen an: „Sie glaubt von den 50,000 Pfund nur 35,000 annehmen zu können, weil die erstgenannte Summe in der Absicht verwilligt war, ihr als Gemahlin des Prinz-Regenten die Mittel zu verschaffen, einen ihrer würdigen Hofstaat zu unterhalten, und sie hätte, wenn sie dieselbe angenommen, ihren Plan, zu reisen und auf einige Zeit England zu verlassen, aufgeben müssen“. Lord Liverpool erklärte in einem Antwortschreiben vom 28. Juli im Namen des Prinz-Regenten, daß der Ausführung ihres Entschlusses von Seiten des Hofes Nichts entgegenstehe, und schon am 9. August bestieg die Prinzessin eine Fregatte, um sich nach Hamburg einzuschiffen und von da nach Braunschweig zu reisen. Ihr Gefolge bildeten ihr Pflegesohn William Billi Austin, ihre Hofdamen Lady Lindsay und Lady Forbes, ihre Kammerherren Saint-Leger, Gell und Craven, ihr Stallmeister Capitain Hesse, ihr Arzt Dr. Holland, ihr Haushofmeister Sicard und ihr Courier Hieronymus.

In Braunschweig verweilte die Prinzessin nur kurze Zeit; doch lernte man sie auch hier in ihrer abenteuerlichen Unbesonnenheit kennen.

Was Herr G. P. von Bülow in seiner interessanten Schrift

„Rückblicke auf mein Leben" über Carolina's damalige Erscheinung in Braunschweig mittheilt, möge hier, im Auszuge, eine Stelle finden: „Sie stellte sich kaum, fast zu wenig, verändert dar; das schöne, strahlende Auge eben so unstät, wie vormals und mit dem früheren, wandelbaren Ausdrucke, die jugendliche Lebenslust ungealtert. Es schien, als gelte es einer Erholung vom Zwange der englischen Etiquette; denn das Leben am brüderlichen Hofe, obwohl ziemlich zwanglos und munter, stimmte sich jetzt zu einer Fröhlichkeit, die dem gewiß nicht steifen und toleranten Herzoge zu geräuschvoll und dauernd erschien, so daß er Abends sich früher zurückzuziehen nöthig fand. Außer den eigentlichen Hofbällen wurden kleinere Tanzpartien improvisirt uud dazu späte Einladungen, an besonders bezeichnete junge Damen, ohne deren Mütter, erlassen, denen dann nicht immer und nur ausnahmsweise Folge geleistet ward. Ja, einst sollte der althergebrachte Schlußtanz, der s. g. Kehraus, unter Vortretung der Musiker und Begleitung von Fackelträgern, über den offenen Schloßplatz geführt werden, und da dieses mit Mühe, nach der eingeholten Bestimmung des bereits im Bette liegenden Herzogs, abgewendet worden, leitete man dennoch den Zug durch die Zimmer des Schlosses, diejenigen nicht ausgeschlossen, welche dem Gefolge der Königin eingegeben waren, von denen denn Einer den Tanzenden sich anreihete, im vollen Schlafcostüme."

Die Prinzessin ward noch von ihrem ursprünglichen Gefolge geleitet, als sie die Stadt verließ; doch innerhalb zwei Monaten hatte sich dasselbe nach und nach unter verschiedenen Vorwänden von ihr getrennt, und sie mußte sich in Italien ein völlig neues, aus Italienern bestehendes Gefolge bilden, zu welchem u. A. Bartholomäo Bergami als Cabinetscourier gehörte. Ueberhaupt war ihre Reise wenig erfreulich. In Wien weigerte sich der Kaiser, ihren Besuch anzunehmen, der englische Gesandte aber verließ, als er von ihrer Ankunft hörte, die Stadt. In Bronio, einer kleinen Stadt bei Turin, wurden ihr sogar die Postpferde zur Weiterreise abgeschlagen, und als sie solche auf eine schriftliche Beschwerde bei dem Minister in Turin endlich erhielt, mußte sie auf ausdrücklichen Befehl einen Umweg auf gefährlichen Landstraßen machen, weil sie durch Turin nicht fahren durfte. Während ihres Aufenthaltes in Mailand bestach — so behauptet sie wenigstens selbst — der Hannoversche Gesandte Ompteda einen ihrer Bedienten, um ihn zu bewegen, seine Herrin zu ver-

lästern, und als einer von ihren Begleitern den Gesandten deshalb forderte, wurde jener von der österreichischen Regierung Landes verwiesen. Von Italien reis'te die Prinzessin nach Tunis, Griechenland und Jerusalem. Nirgends lebte sie nur ihren äußern Vergnügen, sondern überall hinterließ sie Proben ihrer Mildthätigkeit. In Tunis kaufte sie mehre Christensklaven los, u. a. zwei Damen, deren eine die Tochter des Gouverneurs von St. Peter war. In Athen befreiete sie verschiedene Personen aus dem Gefängniß durch Bezahlung ihrer Schulden; auch schenkte sie der dortigen Akademie 500 Piaster, und noch im Augenblick ihrer Abreise machte sie eine Familie, welche am Hafen darbte, durch ein Geschenk von 200 Piastern glücklich. In Konstantinopel errettete sie einen rechtlichen Kaufmann vom Banquerott, und ihre Spenden zu Jerusalem werden hoch gerühmt. Nach ihrer Rückkehr vom heiligen Grabe, woher sie dem Papste verschiedene Reliquien mitbrachte, kaufte sie eine romantisch gelegene Villa am Comersee; doch verweilte sie auch an andern Orten, namentlich in Rom und in Pesaro, wo sie ein Gut erstand und eine Oper einrichten ließ, welche einen jährlichen Kostenaufwand von 6 — 8000 Pfund verursachte. Caroline hätte glücklich leben können, wären ihre unschuldigen Genüsse ihr nicht durch ein fortwährend deutlich an den Tag gelegtes Mißtrauen von Seiten des englischen Hofes und durch die empfindlichsten Ehrenkränkungen verbittert. Schon im September 1815 wurden, einem geheimen Cabinetsbeschlusse zufolge, vier Juristen — genannt die Mailänder Commission — nach Italien gesandt, die Prinzessin genau zu beobachten und alles Nachtheilige, was an ihr erkundet wurde, zu berichten. Die Unglückliche wurde nun überall von Spionen umlauert, welche alle ihre Worte und Handlungen ungünstig auslegten und an den Mann brachten. Sämmtliche Entdeckungen wurden niedergeschrieben, und ein „grüner Beutel" barg die Proben der Falschheit.

Sie verstand einmal nicht, in ihrer Umgebung einen steifen Ton zu erwecken und durch eine abgemessene, kalte Etikette allen Verdacht abzuwehren. Es war besonders ihre freundschaftliche Vorliebe für den oben genannten Bergami, welche dem Mißtrauen und der Verleumdungssucht die reichlichste Nahrung gab. Sie war mit diesem Manne auf einem öffentlichen Salon in Italien dadurch bekannt geworden, daß er die gehemmte Schleppe ihres Kleides mit Geschicklichkeit und Anstand frei gemacht und

hatte ihn nach unmittelbarer Erkundigung bei einem anwesenden Generale als Courier in ihre Dienste genommen. Bergami hatte Geist und eine Bildung, die ihn, wenn auch nicht über seine Herkunft, die nicht niedrig war, aber über sein Amt weit erhob. Der Prinzessin blieben diese seine Vorzüge nicht verborgen, zumal, da sie mit der ungeheucheltsten, aufopferungsfähigsten Treue, welche die von lauter Bosheit umlauerte Frau in ihrer Umgebung so schmerzlich vermißte, gepaart waren. Sie schenkte dem Manne ihr unbedingtes Vertrauen und ehrte ihn durch mehrfache Auszeichnungen. Daß sie ihn zum Baron und zum Ritter vom goldenen Sporn ernannte, war Dasjenige was ihr und ihm von Seiten des Adels den bittersten Haß zuzog. Die Prinzessin galt bald als Bergami's Geliebte, und die Bildung der oben erwähnten Mailänder Commission war schon eine Wirkung des erlogenen Gerüchtes gewesen. Jeder Schritt Bergami's wurde bewacht, jeder böse Schein zur Darstellung von Verbrechen benutzt, und bei dem mangelnden Scheine durch bestochene Lügner Entehrendes erfunden. Selbst Briefe wurden erbrochen und mit Hülfe nachgemachter Schlüssel Papiere aus dem Cabinette der Prinzessin entwendet.

Während dieser für Caroline so traurigen Zeit gingen am britischen Hofe wichtige Veränderungen vor. Die Prinzessin Charlotte hatte am 2. Mai 1816 dem Prinzen Leopold von Coburg, welchen sie mit ganzer Seele liebte, ihre Hand gereicht; als sie aber am 5. November 1817 einen todten Knaben gebar, gab sie unter heftigen Krämpfen den Geist auf, und ganz England, das lange schon in der Edlen die einstige Thronfolgerin geehrt hatte, wurde durch diesen Vorfall in Erschütterung und Trauer versetzt. Die Prinzessin Caroline wurde nicht einmal einer officiellen Nachricht gewürdigt, und es läßt sich nicht beschreiben, was sie empfand, als sie erst ziemlich spät die schreckliche Kunde empfing. Das einzige blutsverwandte Leben, das an dem ihrigen mit Innigkeit gehangen, war nunmehr dahin und damit auch zugleich die einzige Vermittelung der Prinzessin mit dem Prinz-Regenten aufgehoben. Auch der Tod König Georg's III., in Folge dessen ihr Gemahl auf den Thron gelangte und sie sich als Königin ansah, wurde ihr nicht gemeldet; wohl aber erhielten alle Gesandten an auswärtigen Höfen den Befehl, sie nicht als solche zu betrachten, und in den Kirchengebeten durfte ihrer nicht gedacht werden. Da entschloß sie sich, nach England zurück-

zukehren und ihre Rechte persönlich geltend zu machen. Sie reiste durch die Schweiz und Frankreich, wo sie von St. Omer aus an den König und die Minister schrieb, um ihnen ihren Entschluß bekannt zu machen. Sofort erschienen in St. Omer Lord Hutchinson und Lord Brougham, welche ihr im Namen des Königs eine lebenslängliche Pension von 50,000 Pfund Sterling unter den Bedingungen vorschlugen, „daß die Königin fernerhin weder auf den Titel einer Königin von England, noch auf sonst einen der Königl. Familie angehörigen Charakter Anspruch macht; auch daß sie in Zukunft weder in irgend einem Theile des Königreichs residirt, noch überhaupt Englands Boden betritt.“ Hierauf einzugehen hielt die Königin für schimpflich, und wies daher jene Vorschläge voll Unwillens zurück. Uebrigens dienten jene eigenmächtigen, auf Kosten und ohne Wissen des Volks ihr gemachten Anerbietungen nur dazu, das Ministerium noch unbeliebter, die unglückliche Königin aber desto beliebter zu machen. Als sie in Dover ankam, wurde sie mit lautem Jubel empfangen, und sie mußte vor dem Andrange des entzückten Volkes in einen Wagen flüchten. Sie begab sich vor der Hand nach Montaguehouse auf Blackheath, von wo aus sie den Lord Liverpool brieflich um Anweisung eines Palais zu ihrer Wohnung ersuchte. Da sie keine Antwort erhielt, so nahm sie das Anerbieten des Alderman Wood an, in dessen Hause abzusteigen. Ihre Fahrt von Blackheath bis London glich einem Triumphzuge. „Gott segne die Unschuld!“ „Es lebe die Königin!“ erscholl von tausend Lippen, und von allen Bäumen rauschte das Hurrah. Caroline saß in einem offenen Wagen, Freudenthränen im Auge; ihr zur Linken, entblößten Hauptes, Alderman Wood.

Sechzig Jünglinge ritten vorauf und riefen dem Volke jubelnd zu: Die Königin kommt! Bei ihrer Einfahrt in die Stadt wollte das entzückte Volk sich vor den Wagen spannen; aber sie verbat es durch Wood. London hat nie herzlicher und lauter gejauchzt, als an diesem Tage; es jauchzte aber, wie die Wehmuth jauchzt, wenn sie ihre Thränen zurückdrängt; wie der Schmerz, der sich selbst vergessen und berauschen will in der Freude. Viele wußten selbst nicht, wie ihnen um's Herz war, und ob sie Freuden- oder Schmerzensthränen weinten; aber sie wollten sich freuen, darum schrieen sie laut.

Diese rührende Theilnahme war nicht Erzeugniß des augenblicklich erregten Gefühles, sondern tief und von Dauer. Ver-

schiedene Städte England's, unter denen London die erste war, überreichten der Königin Glückwünschungsadressen, welche sie mit Herzlichkeit und Würde erwiderte. Ihre Unschuld galt dem Volke als gewiß, und ihr fortdauerndes Unglück mehrte die allgemeine Liebe.

Lord Liverpool nahm den Proceß mit Lebendigkeit und Eifer wieder auf. Er klagte sie des Ehebruches vor dem Parlamente unverholen an und legte den grünen Beutel auf den Tisch, welcher indessen erst nach langem Widerstreben der Oppositionspartei eröffnet wurde. Hierauf wurden fast aus aller Herren Ländern Zeugen verschrieben, welche gegen die Unschuld der Königin auftreten sollten. Aber kaum hatten dieselben den englischen Boden betreten, als sie unter den Einflüssen der allgemeinen Stimmung ganz anders dachten oder wenigstens redeten, als ihre Anstifter erwartet hatten. Einer der Zeugen, welchen man für den gewichtigsten hielt, erwiderte fast auf alle Fragen, zum höchsten Verdrusse der Verhörer: „Non mi riccordo" (ich erinnere mich nicht). Kurz, die Beschuldigungen waren durchaus unerweisbar, und die Minister sahen sich genöthigt, die Klage ruhen zu lassen, was am 10. November 1820 beschlossen wurde. Der Proceß hat indessen hinlänglich erwiesen, daß die Königin, so weit sie auch von den ihr vorgeworfenen Verbrechen entfernt war, keineswegs von Handlungen des Leichtsinns und des verletzten Anstandes freigesprochen werden kann, und es dürfte zweifelhaft sein, ob der Ausgang des Processes für sie so günstig gewesen wäre, hätte sie nicht Brougham zu ihrem Advocaten gehabt.

Während der Verhandlungen hatte die Königin ihre Residenz in dem Palaste Brandenbourghouse zu Hammersmith genommen. Mehrere Stunden vor ihrer Hinreise war die Straße dermaßen mit Menschen, welche sie zu sehen wünschten, angefüllt, daß ein allgemeines Gedränge entstand. Das Jubelgeschrei der Menge empfing sie beim Einsteigen in ihren vierspännigen Wagen, in welchem Lady Hamilton, Alderman Wood und Doctor Lushington neben ihr Platz nahmen. Die Vorsteher des Kirchspieles von Hammersmith empfingen sie, mit Bändern geschmückt, vor dem Orte, und als sie durch Hammersmith fuhr, wurden die Glocken geläutet und die Kanonen abgefeuert. Alles jubelte um sie, und Abends fand allgemeine Erleuchtung Statt. Die Königin lebte in Brandenbourghouse in stiller Zurückgezogenheit, gänzlich vernachläſsigt von dem Hofe. Als Prinz Leopold von Sach-

sen-Coburg, ihr Schwiegersohn, sie endlich einmal besucht hatte, durfte er nicht wieder bei Hofe erscheinen. Sie war aber keineswegs gewillet, ihren Ansprüchen jemals zu entsagen, und als die Krönung Georg's IV. bevorstand, verlangte sie nicht allein, der Krönung beizuwohnen, sondern ließ auch dem Erzbischofe von Canterbury melden, daß sie einige Tage nach der Krönung des Königs gleichfalls gekrönt zu werden begehre. Beides wurde ihr zwar zufolge eines Geheimerathsbeschlusses in einem Schreiben des Lord Sidmouth abgeschlagen, allein sie versuchte am 19. Juli 1821, dem Krönungstage, sich in die Westminster-Abtei einzudringen. Da sie indessen keine Eintrittskarte vorzeigen konnte, so wurde sie zurückgewiesen. Sie erklärte in öffentlichen Blättern jenes Schreiben für nichtig, sich selbst aber für die Königin vou Großbritannien. Der König kümmerte sich wenig um ihre Beschwerden und reis'te einige Tage nach der Festlichkeit nach Irland. Es war zu bewundern, daß eine ununterbrochene, schmerzvolle Aufregung von fünf und zwanzig Jahren Carolina's körperliche Kraft und Frische dem Anscheine nach nicht angegriffen hatte. Allein ihre Abschwächung ward durch eben jene Spannung, durch welche sie hervorgebracht war, in ihren Aeußerungen gehemmt und war um so gefährlicher, je weniger sie der Königin selbst zum Bewußtsein kam. Endlich aber, und zwar nach den letzten, abspannendsten Thatsachen, brach die verhaltene Krankheit, äußerlich durch eine Erkältung geweckt, hervor; am 30. Juli 1821. Ihre Eingeweide entzündeten sich; sie selbst sah und sagte ihren Tod voraus, verzieh allen ihren Feinden, setzte in ihrem Testamente ihren Pflegesohn William Billi Austin zu ihrem Erben ein, verordnete, daß ihre Leiche im Erbbegräbnisse der Herzoge von Braunschweig, und zwar neben der ihres erlauchten Vaters, beigesetzt würde und starb voll Ergebung am 7. August, 54 Jahr alt. Das Volk klagte aufrichtig über ihren Tod; denn es hätte die geliebte Königin gern noch entschädigt gesehen auf Erden. Als man die Leiche einen Seitenweg führte, überfiel das Volk die Truppenbegleitung, um den Zug mitten durch die Stadt zu erzwingen, was ihm auch, wiewohl nicht ohne Blutvergießen, gelang. Am 25. August, Morgens 1 Uhr, langte der Sarg mit dem mit Wachs übergossenen Leichnam in Braunschweig an und wurde an dem von ihr bestimmten Orte beigesetzt. Ein englischer Wappenherold sprach in der Gruft in der Sprache seines Landes die feierliche Erklä-

rung aus, daß die Leiche echt sei. Die Inschrift der Grabespforte: „**Hier ist das Ende des Neides, der Verfolgung und der Klage**“ leidet unter Denen, die im Dome zu Braunschweig schlafen, auf Niemand eine bedeutungsvollere Anwendung, als auf die verfolgte zertretene Königin Carolina. W. Görges.

142. Die Hünenburg bei Altenhagen.

Eine Sage.

Am hohen Gebirge oberhalb des Dorfes Altenhagen (im Amte Springe) finden sich viele Felsen und einzelne, auf der Oberfläche der Erde umherliegende große Sandsteine. Die Landleute erzählen, daß daselbst in der Heidenzeit Riesen oder Hünen auf einer mächtigen Burg gewohnt hätten, die aus großen Felsstücken gebaut gewesen sei. So oft einer von ihnen gestorben sei, hätten ihn die Gefährten unter den noch befindlichen Hügeln begraben. Wie zuletzt nur noch einer übrig gewesen sei, habe der aus Mißmuth die Burg eingestürzt, die Steine weit umhergeschleudert und den größten über sich selbst gewälzt. — Der Platz wird noch jetzt die Hünenburg genannt. Herm. Harrys.

143. Die fünf Eichen bei Selxen im Amte Hameln.

Eine Sage.

Bei den fünf Eichen ist es zur Nachtzeit unheimlich, da treiben Gespenster Spuk. Die fünf Eichen standen nicht weit vom Dorfe Selxen auf einem grünen Platze, hart an der jetzigeu Chaussee, die nach Aerzen führt. Heutzutage stehen nur noch drei, aber daß einst fünf da standen, weiß das Volk gewiß; man spricht auch immer nur von fünf Eichen: bis an die fünf Eichen, unter den fünf Eichen, heißt es.

Vor vielen, vielen Jahren wurde einmal in Kriegszeiten unter den fünf Eichen unschuldiges Blut vergossen; zwei von ihnen wurden davon bespritzt und bald darauf waren sie welk und dürr. Man nahm sie weg und pflanzte junge Stämme an ihre Stelle; auch diese waren bald vertrocknet. So oft man auch frische Bäume pflanzte, sie gingen jedes Mal aus. Das ist noch immer die Wirkung des unschuldig vergossenen Blutes.

An schwülen Sommermittagen hält der Hirt und der Wan-

drer unter den fünf Eichen Ruhe, aber Nachts sind sie verrufen. Schwarze, große Hunde, mit feurigen, tellergroßen Augen, die erschrecklich leuchten, laufen da umher, lange rasselnde Ketten am Halse schleppend. Dreibeinige Hasen streifen über den Weg, und vom Todtenberge, welcher nicht gar fern liegt und auf dem manche Missethäter gerichtet wurden, kommen bleiche Gestalten, das blutige Haupt unter den Armen tragend, und die schwarzen Raben schnarren und schreien dann wild und toll in den Eichbäumen. Manchen Wandrer, der sich verspätete, hat dieser nächtliche Spuk sehr erschreckt.

Einem alten Juden aus Aerzen ist vor langen Jahren bei den fünf Eichen einmal eine seltsame Geschichte begegnet. Der kam eines Abends spät auf dem Heimwege an den fünf Eichen vorüber und sah eine weiße Gans auf dem Rasen sitzen, nahm sie, wiewol sie heftig zischte und mit den Flügeln schlug, und that sie in seine Kiepe. Bald wurde die Kiepe schwer und schwerer, daß der alte Isaak kaum fort konnte und keuchte, und ihm so heiß ward, als ob er das höllische Feuer angeblasen hätte. Auf einmal wird die Kiepe so schwer, daß er nicht mehr von der Stelle kann und sich nur eben noch an seinem weißen Stabe aufrecht hält. Da ruft eine Stimme: bring mich nach den fünf Eichen zurück, sonst bist Du des Todes! und wie Isaak, auf den Tod erschreckt, sich nach seiner Gans in der Kiepe umsieht, da ist's ein altes Weib, mit fahlgelbem Angesichte und rothen, widrigen Augen. Mit schlotternden Knieen, in unsäglicher Furcht ist der alte Jude nach den fünf Eichen zurückgekehrt und hat dort die Alte wieder abgesetzt, die dann gesagt hat: Nun sollst Du auch Deinen Lohn haben, und damit ihm einen Schlag ins Antlitz gegeben, daß er um und um getaumelt ist. Jetzt kann man zu Zeiten wieder die weiße Gans unter den Eichen sehen. Der Jude kam in jener Nacht todesmatt zu Hause an, und ist lange Zeit krank geblieben.

Dasselbe ist auch einem längst verstorbenen alten Chirurgus aus Aerzen mit einem weißen Kaninchen begegnet. Einem Andern, der am späten Abend von Hameln nach Aerzen ging, ist der Weg durch eine plötzlich quer über den Weg sich ziehende Mauer versperrt worden, daß er nicht eher weiter gekonnt hat, als bis er laut ein Vaterunser betete.

Zweien Burschen, die aus der Arbeit von Großen-Berkel spät nach Hause kamen, ist einmal bei den fünf Eichen ein seltsames

Ding in den Weg getreten. Es hat weder Kopf, noch Füße, noch Arme gehabt und hat sich doch von der Stelle bringen können, und wie der eine Bursche beherzt drauf losgegangen ist, hat es sogar einen Ton, wie ein Stöhnen, von sich gegeben. Zum Glücke hat ihn der Andre schnell beim Arme auf die Seite gezogen, sonst wäre ihm sicher ein Unheil widerfahren.

Bei den fünf Eichen tanzen zur Nachtzeit auch nackte Jungfrauen.

Herm. Harrys.

---

144. Hülfersberg bei Sarstedt.

Eine Sage.

Dotemalen, as dei drüttigjährige Krieg maket weren solle, güngen dei katholischen Zoldaten tauirst na Hilmeßen un wollen dat ganze Nest in Klumpen scheiten, wenn se nich uphören wollen luthersch tau wieren. Doch dei Hilmschen Börgers würen sau klauk, as en Minsche, und dachten, bange maken gelt nich, wenn ok dei Dübel sülvst kumt. Sau dachte dei General Pappenheim, holt, dachte hei, hier gift et wat up de Lappen, most maken, dat du füdder kumst, denn dei Hilmschen Börgers, dachte hei, fackelt nich. Sau was et nu gut, hei harre hürt, dat ok in Sasti (Sarstedt) dei Lüde alle luthersch würen un sau dachte hei denn, teuf, dei schült nu mal hotte hüren. — Nu tog hei mit sienen Zoldaten up Sastie los un eine vertel Stunne darvorre, boben up einen Barge, make hei Halt. Sau schicke hei nu sienen Adjutanten in dei Stadt un leit den Sasti'schen Borgemester seggen, dat hei da würe, un entweder schöllen se seck ergieben un katholsch wieren oder se schöllen starben. Dat is starken Toback, dachte dei Borgemester, un würe balle vor Angst int Muselock kropen. Düt was gerade am 12. März.

Doch fate dei Borgemester en Harte, wu hei keint harre, gaf seck in siener Angst up de Strümpe un leit den ganzen Urt tehope blasen. Wat is hier tau maken, segt hei, wenn wie üsch widersettet, sau drücket üsch dei Zoldaten in eine Wost. Sau is denn dei Pastor ok da, un as dei dat hürt, segt hei, wie müget den Dübel verloren sin, Quackelsputzen sind Quackelsputzen, wenn de Noth an größten, is de Hülpe am nächsten. Et fallt mek wat in; hüte, am 12. März, is de Gregorsdag, ik will mek en lang witt Hemd ober smieten un da schült luter Mützenbänder anbunnen weren, in der rechten Hand hole ek einen blanken Degen un

da stäke ek 'ne Citrone up, denn seie eck ut, as de Papst Gregor ut sein hett. Dei ganzen Schaulkinder sült seck ok en witt Hemd ober tein un jeder en bunte Fahne in der Hand holen, sau willt wi denn nahn General trecken. Dei Slag gift Dellig, segget se alle, un in Tiet von tein Minuten was Alles klipp un klar. Dei Pastor tog mit den ganzen Kinnern los un sungen den lutherschen Gesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott" — un die Klocken moßten datau lut weren. As dei General den Zug von Wieen kumen sagg, make hei en langen Hals un dachte, Dübel, dachte hei, watt schall denn dat. Se tügen nu na den General, dei up einen hogen Kippel stund un süngen ühme den ganzen Gesang vor. De Pastor segt nu den General, hei schöll doch de Sastie'schen gewiehren laten, dei härren ühne ja noch nichts dahn, un wat was te daune, dei General kummandire sienen ganzen Zoldaten, se schöllen man wier na Hus gahn. Jetzt tog dei Zug wier nah Sastie un süngen den Gesang: „Nun danket alle Gott." As se wier kumet, fregt dei Vorgemester, no wü süht et ut? Dei Pastor vertellt nu dei ganze Geschichte. As hei damit fertig is, segt dei Pastor: Hört mal, dei Barg, wu üsch hulpen is, schall nu Hülpersbarg hetten, und den twölften März willt wie taun Fierdage maken. Damie was Alles inverstahn. Noch hüte werd de twölfte März fiert, denn tüt de Schaulmester mit den Kinnern in allen Stratens um; ein Junge hett en witt Hemd anne, mit Mützenbändern besettet, un helt den Degen, wu 'ne Citrone up steckt, in der Hand, dei andern Jungens hebbet alle bunte Fahnen un singet dei Gesänge: „Ein' feste Burg" un „Nun danket alle Gott." Davor lett de Schaulmester Speck un Eier sammeln. Jetzunder teiet se ok hen nah Giften un Barnten, weil dei nar Sastie'schen Karken hört, un sammelt sek ok Speck un Eire. Dei Kippel up den Hülpersberge aber, wu Pappenheim stahn hett, werd dei Kipphaut nennt, un da is taun Andenken en Bohm upplantet, dei hütigen Dag noch da steit. Karl Seifart.

---

145. Die Eroberung der Stadt Gronau im Jahre 1522.

Gronau, eine der sieben Landstädte des Fürstenthums Hildesheim unweit der Siebenberge, drei Meilen von Hannover und zwei Meilen von Hildesheim gelegen, ward um das Jahr 1300 unter der Regierung des Bischofs Siegfried II. gegründet. „Am Fuße des Dorfes Lehdi" — sprach Siegfried — „in einem lieb-

lichen, fruchtbaren Thale liegt eine grüne Aue rings von der Leine umströmt. Dort, ihr Bewohner von Empen, Lehdi und Bekum*), siedelt euch an, bauet eine Stadt, verwahrt sie wohl mit Wall und Mauern, und ich will sie ob der grünen Owe (Aue) Grünau (Gronau) nennen."

Wie andere Städte unseres Vaterlandes; ward auch Gronau von mancherlei Schicksalsstürmen umrauscht. Der gewaltigste Sturm aber braus'te im Jahre 1522 daher. Es war zur Zeit der sogenannten Hildesheim'schen Stiftsfehde, deren Verlauf wir hier kurz andeuten müssen.

Mancherlei Mißhelligkeiten zwischen dem Bischofe Johann IV. von Hildesheim und den Braunschweigschen Fürsten, zunächst aber ein Zwiespalt des Bischofs mit den Gebrüdern Burchard und Hildebrand von Saldern, welche die Burg Lauenstein pfandweise besaßen, entflammten diesen Krieg, welcher seine Blutgeißel trotz kaiserlicher und päpstlicher Untersagungen vier Jahre lang (von 1519 — 1523) zum Verderben des Landes schwang. Bischof Johann suchte nämlich, um des Landes Flor zu heben, die von seinen Vorgängern verpfändeten Landestheile wieder einzulösen. Zwar hatte Johann selbst den Edlen von Saldern in einem Vertrage von 1509 versprochen, so lange er Bischof sein werde, den Pfandschilling für Lauenstein nicht abzulösen, und nur unter dieser Bedingung hatten die gedachten Edlen denselben erhöhet; allein Johann brach sein Wort, kündigte Lauenstein und nahm es zurück. Vergebens suchten die Hildesheim'schen Landstände, besonders der damalige Domprobst von Veltheim, den Streit schiedsrichterlich beizulegen. Die Fehde brach aus. Lauenstein und Gronau gingen in Flammen auf. Ueberall wurden auf Geheiß der erbitterten von Saldern Gewaltthätigkeiten verübt. Diese Edlen selbst nahmen ihre Zuflucht zum Bischofe Franz von Minden, welcher nebst den Herzögen von Calenberg und Wolfenbüttel sie in Schutz nahm. Doch an dem Herzoge Heinrich von Lüneburg fand Johann einen Bundesgenossen. Die Schaaren der Letztern drangen bald ins Minden'sche, vertrieben dort den Bischof Franz und belagerten darauf das damals stark befestigte Schloß Calenberg.

Umsonst ward von vielen Seiten eine Vermittelung versucht, um den Kriegsgräueln Einhalt zu thun; umsonst gebot der da-

*) Diese sämmtlichen Dörfer sind gegenwärtig nicht mehr vorhanden.

malige Reichsverweser, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen auf's Ernstlichste Frieden: Bischof Johann verheerte nach wie vor das Calenbergsche auf's Schrecklichste.

Da glühte furchtbare Rache in den Braunschweigschen Herzögen Erich, Heinrich und Wilhelm empor. Verstärkt durch den Bischof Franz von Minden, verbündeten sie sich mit Georg von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen und ein wohlgerüstetes Kriegsheer rückte in's Feld. Neben mehreren Schlössern und Burgen wurden bald die Städte Dassel, Moringen und Peine von ihnen erobert und zerstört.

Dies beugte den Muth des Bischofs Johann. Frieden entbietend besiegelte er seine glatten Worte durch Aufhebung der Belagerung Calenberg's. Doch dem Ränkevollen war nicht zu trauen. Bald rüstete er sich insgeheim auf's Neue. Kaum aber empfingen die Herzöge von Braunschweig hiervon Kunde, so suchten sie vor Allem die Vereinigung des Bischofs mit seinem Bundesgenossen Heinrich von Lüneburg zu verhindern und rückten mit ihren Schaaren ins Lüneburg'sche, wo es am 29. Juni 1519 auf der Haide vor Soltau zu einer blutigen Schlacht kam. Bischof Johann von Hildesheim und seine Bundesgenossen, ausgerüstet mit 1200 Reitern und 8000 Fußgängern, harrten hier bereits der Ankunft der Braunschweigschen Herzöge, welche nachdem sie die hessischen Hülfstruppen entlassen hatten, nur 700 Reiter und 6000 Fußgänger stark waren. Noch waren sie nicht völlig gesammelt, indem Herzog Heinrich der Jüngere und sein Bruder, Bischof Franz von Minden, mit 300 Pferden die Nachhut des Zuges bildeten. Da begann schon der blutige Kampf und wie tapfer auch die Braunschweigschen Löwen, ihren alten Ruhm bewährend, fochten, wie wacker auch die Calenbergsche und Braunschweigsche Ritterschaft half: das Glück war ihnen nicht günstig. Herzog Erich, gleich anfangs verwundet, wurde nebst Wilhelm gefangen genommen und nachdem das Heer in die Flucht geschlagen war, wurde jener nach Celle, dieser nach Hildesheim abgeführt.

Von Rache glühend, sammelten die Brüder Franz von Minden und Heinrich von Wolfenbüttel neue Kriegerschaaren. Doch der Erzbischof, Kurfürst Albrecht von Mainz, der Kurfürst Friedrich von Sachsen und der Markgraf Joachim von Brandenburg schlugen sich ins Mittel, und als es diesen nicht gelang, die Streitigkeiten beizulegen, gebot 1521 auf dem denkwürdigen

Reichstage zu Worms, wo die Parteien gegenwärtig waren, Kaiser Carl V. bei des Reichs Acht und Aberacht Frieden.

Aber auch des Kaisers Befehl achtete der Hildesheim'sche Bischof nicht. Ja, er ließ sich über die angedrohte Strafe sogar mit schmählichem Spotte aus. „Was Acht und Aberacht!" — sprach er — „Acht und aber acht sind sechszehn." Allein für diesen Spott mußte er und mit ihm leider auch sein unschuldiges Land hart büßen. Denn als er bald darauf die Herzöge von Calenberg und Wolfenbüttel auf's Neue angriff, ward die Achtserklärung am 24. Juli 1521 wirklich über ihn ausgesprochen und die Vollstreckung derselben den Herzögen Erich und Heinrich dem Jüngern aufgetragen.

Des Krieges Blutgeißel ward nun abermals über das Land geschwungen. Unterstützt von Dänischen Hülfstruppen stürmten und eroberten die Herzöge von Calenberg und Wolfenbüttel eine Festung nach der andern und Angst und Schrecken verbreiteten sich in dem durch Plünderung, Feuer und Schwert gräßlich verheerten Lande. Zwar zog auch der Bischof Johann, welcher schnell ein Heer von 800 wohlgerüsteten Reitern in Westphalen zusammen gebracht hatte, neue Kriegerschaaren an sich; allein von seinen Verbündeten verlassen, mußte der Geächtete bald der Menge feindlicher Streitkräfte erliegen. Jeglicher Hülfsmittel entblößt, dankte er bald ab und hinterließ seinem Nachfolger von dem vor Kurzem noch so blühend gewesenen Hochstifte nichts als die Domprobstei nebst den Aemtern Steuerwald, Marienburg und Peine.

Die Braunschweigschen Fürsten Erich und Heinrich von Calenberg und Wolfenbüttel theilten die eroberten Länder unter sich und diese Theilung ward auf dem Friedenscongresse zu Quedlinburg im Jahre 1523 bestätigt.

Nach dieser kurzen Schilderung der Hauptereignisse der sogenannten Hildesheim'schen Stiftsfehde gehen wir zur Erzählung des verhängnißvollen Ereignisses über, welches im Jahre 1522 in Folge jener Fehde über die Stadt Gronau hereinbrach. Es war am 11. Mai des genannten Jahres, am Sonntage Jubilate, als die Herzöge Erich der Aeltere und Heinrich der Jüngere auszogen, um ihr Lager vor den Wällen Gronau's aufzuschlagen. Wenige Jahre waren erst seit dem zu Anfange der Stiftsfehde erlittenen Brandunglücke verflossen. Die Stadt war so eben neu gebaut und wieder befestigt worden. Freund-

lich blinkten die rothen Ziegeldächer der neuen Häuser im goldenen Glanze der Abendsonne. Da verkündete die schauerliche Sturmglocke den herannahenden Feind und nur zu bald dröhnte der Donner seines Geschützes, welches sich an den Festungswerken der Stadt versuchte, und der Bewohner Herzen mit Angst und Schrecken erfüllte. Unter allen Donnerbüchsen ragte „der grimmige Löwe“ hervor, dessen ungeheure Last kaum 18 Rosse fortzuschaffen vermochten.

Die Stadt, von der Leine umströmt, und damals mit Wall und Mauern rings umher wohl verwahrt, setzte der Belagerung bedeutende Schwierigkeiten entgegen und ritterlich wehrte sich die Besatzung der bedrängten Stadt. Unter dieser zeichnete sich besonders ein Mohr des Domherrn Diedrich Friese, damaligen Inhabers des Hauses (Amtes) Gronau, durch seine unerschrockene Kühnheit aus. Ein tüchtiger Schütze fügte er, im Burgthurme postirt, den belagernden Feinden großen Schaden zu, während er durch schneidenden Spott sie noch mehr reizte. Er zeigte nämlich denselben einen Flederwisch, mit welchem er, wenn sie zu ihm einschossen, den Rauch und Staub vom alternden Thurme possirlich genug abfegte. Doch endlich ward er das Opfer seiner allzu großen Kühnheit.

Der Feind erkannte bald, daß die Einnahme der Stadt nicht leicht sei. Deshalb versuchte er's, den Thurm über dem Steinthore umzustürzen, in der Hoffnung, daß derselbe in die Leine fallen und gleichsam eine Brücke bilden solle, über welche sodann die Stürmenden in die Stadt dringen könnten. Aber die Besatzung durchschaute diesen Plan und befestigte Taue am Thurme. Als dieser nun endlich, durch das fortwährende Beschießen der Belagerer unterminirt, zusammenstürzte, zogen die Gronauer ihn mit den daran befestigten Seilen zu sich in die Stadt und vereitelten so jene Hoffnung der Feinde.

Drei Wochen lang versuchten es so die Belagerer, Gronau zu erobern; allein ihre Anstrengungen blieben fruchtlos. Sicherlich wäre die Stadt auch nicht erobert worden, wenn die Bürger ferner in derselben verblieben wären und die so glücklich begonnene Vertheidigung derselben tapfer fortgesetzt hätten. Doch die Bürgerschaft sowohl als die Edelleute, eigentlich schon länger den Braunschweigschen Fürsten zugethan, hatten Neigung sich diesen gütlich zu unterwerfen. Auch war die Capitulation bereits eingeleitet, als der Drost wie der Magistrat und die Bürgerschaft

durch Bischof Johann und dessen Geistlichkeit wieder umgestimmt, auf's Neue die Partei ihres bisherigen Landesherrn ergriffen.

Hierüber geriethen indessen die Herzöge von Braunschweig in noch größeren Zorn und drohten nun, nach Einnahme der Stadt Alles über die Klinge springen zu lassen. Wie ein Donnerschlag erschreckte diese Drohung der Herzöge den Bürgermeister der Stadt, Hans Huges. Nicht wie gewöhnlich, durch einen Glockenschlag auf's Rathhaus, sondern auf die Burg ließ er sofort die gesammte Bürgerschaft rufen und überredete sie, am nächst folgenden Morgen die Stadt zu verlassen und sich nach Alfeld zur Verstärkung der dortigen Besatzung zu begeben. Diese Verabredung ward am 1. Juni, am Abende des Sonntages Exaudi 1522, mithin drei Wochen nach dem Beginne der Belagerung, getroffen. Unter dem Schutze der Nacht machte man heimlich in der Gegend des Steinthors eine enge Bresche in die Stadtmauer. In der Frühe des Morgens ward sodann den armen Frauen und Kindern bekannt gemacht, was geschehen solle und die traurige Wahl gelassen, entweder mit aus der geliebten Vaterstadt zu flüchten oder in derselben zu verbleiben und sich der Großmuth des Feindes anzuvertrauen. Ersteres wählten die Geängsteten und der unselige Beschluß ward nun in Vollziehung gebracht.

Noch ehe die Morgensonne ihre belebenden Strahlen über die Gefilde hingoß, zogen die bethörten Bürger Gronau's unter Anführung ihres verblendeten Bürgermeisters Hans Huges heimlich und still aus der Stadt, gelangten von den allmählig schwindenden Schatten der Nacht begünstigt glücklich durch das feindliche Lager und schlugen den Weg nach dem Dorfe Dehnsen ein.

Aber nur zu bald wurden die Herzöge von Braunschweig, welche auf beiden Seiten der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hatten, die verhängnißvolle Flucht der Gronauer gewahr. Den Fliehenden sofort nachzusetzen, ließen sie eiligst die Trommel rühren und Allarm blasen. Wehe, Wehe den armen Gronauern! — Unweit Dehnsen ereilte sie der ergrimmte Feind.

Da dämmerte im Osten so eben der Morgen, ach ein blutiger Morgen, wie wohl noch keiner über ihnen aufgegangen war! Alle Flüchtlinge wurden umzingelt und bis auf Wenige, welche durch die nahe Leine schwammen und das jenseitige Ufer glücklich erreichten, von den Feinden niedergehauen. Der Bürgermeister Hans Huges, jener verblendete Urheber der vereitelten Flucht, ward gefangen genommen. Jammernd und händeringend

standen die beklagenswerthen Frauen und Kinder von fern, welche die Heimath verlassend, treulich den Ihrigen nachgefolgt waren und nun Wittwen und Waisen wurden. Ihr Wehklagen über ihre im Blute schwimmenden Lieben erfüllten rings umher schauerlich die Morgenlüfte.

Jetzt rückten die Herzöge von Calenberg und Wolfenbüttel in die von den Bürgern verlassene Stadt und gaben sie ihren Schaaren zur Plünderung preis. Von hier beabsichtigten sie gen Alfeld zu ziehen, um auch diese Stadt zu belagern.

Da erscholl plötzlich das Gerücht, der Bischof Johann rücke mit einem mächtigen Heere heran, um Gronau wieder zu besetzen. Um dies zu verhindern, ward die Stadt abermals angezündet und in einen Schutthaufen verwandelt.

Das war das Ende des 2. Juni 1522, jenes schmerzensreichen Tages für die unglückliche Stadt Gronau. Der unzeitigen Verzagtheit ihres Bürgermeisters Hans Huges hatte die Stadt all dies Unglück zu verdanken. Fast wäre der Galgen der Lohn seiner Feigheit gewesen; denn der rauhe Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig wollte ihn durchaus aufhängen lassen. Nur die Fürsprache eines mitleidigen Obersten im Heere des Herzogs rettete dem Unglücklichen das Leben.

Eduard Crusius.

---

146. Wallfahrt nach den Schweckhäuserbergen.

Eine Sage.

Es ist alte Sitte, daß die Einwohner aus den Dörfern Waake, Landolfshausen und Mackenrode am ersten Ostertage nach den Schweckhäuserbergen bei Göttingen ausziehen. Sie wissen darüber folgende Sage. Die ersten Herren auf den Schweckhäuserbergen hatten ihre eignen Pfaffen und Tempel. Es ist aber damals noch im Heidenthume, ihr Gottesdienst also ein Götzendienst gewesen. Im Tempel hat ein großes Bild gestanden wie ein riesiger Mann, das ist inwendig hohl gewesen. Durch einen verborgenen Gang unter der Erde hat der Pfaffe in dieses Bild steigen können und daraus geredet. Er hat auch in dem Bilde machen können, daß es mit der Zunge, auch mit dem Munde und den Händen sich bewegt hat, so daß die Leute geglaubt haben, das Bild bewege sich von selber und thäte auch das Reden. Da sind denn immer am ersten Tage in Ostern viel Menschen von der Umgegend nach den Schweckhäuserbergen gepilgert, um den

Abgott zu hören. Und aus alter Gewohnheit wallt das Volk noch immer am ersten Ostertage nach den Schweckhäuserbergen.

Herm. Harrys.

147. Zwerge in den Schweckhäuserbergen.

Eine Sage.

In den Schweckhäuserbergen hat es auch Zwerge gegeben, die darin in sonderbaren Höhlen gewohnt haben. Die Höhlen sind noch in den Bergen, sie sollen voll wundervollen Edelgesteins, Goldes und Silbers sein. Da sich aber die Zwerge nicht mehr sehen lassen, — ob sie ganz verschwunden sind, weiß man nicht, — so sind auch die Höhlen nicht mehr aufzufinden. Vor langer Zeit ist auf den Schweckhäuserbergen bei dem Herrn auf Schweckhausen ein Hirt im Dienste gewesen, auch ein Schäfer. Der Hirt hat eine Tochter gehabt, der Schäfer einen Sohn, die sich sehr gut gewesen sind. Es ist aber zu der Hirtentochter immer ein Zwerg gekommen, ungestaltet und häßlich, der hat sie zur Frau haben wollen, hat daher immer viel schöne Sachen von Gold und Silber mitgebracht. Das Mädchen aber, dem doch ihr Schäfer weit lieber war, hat sich sehr betrübt, daß der Zwerg um sie geworben hat, weil der eben so mächtig wie häßlich war. Die Mutter hat auch nicht gewollt, daß ihre Tochter einen Zwerg heirathen sollte, und wie der Zwerg wieder eines Tages gekommen ist mit noch schönern Sachen, hat sie ganz ärgerlich gesagt: Ihr braucht nur gar nicht wieder zu kommen, meine Tochter kriegt Ihr doch nicht zur Frau. Da hat der Zwerg ganz gelassen gesagt: Wenn ich wieder komme und Ihr wißt wie man mich nennt, so will ich dann nie wieder kommen und Eure Tochter auch nicht heirathen. Wenn Ihr aber meinen Namen nicht wißt, so werde ich wieder kommen und Eure Tochter mit Gewalt zur Frau nehmen. Damit ist er fortgegangen. Die Hirtenfrau aber hatte dem jungen Schäfer schon öfter gesagt, er solle genau Acht geben, woher der Zwerg komme und wohin er ginge. Das hatte der Schäfer auch schon öfter gethan, aber immer war der Zwerg zuletzt plötzlich weg gewesen. Also hütete der Schäfer an eben dem Abende, wo der Zwerg mit seinem Bescheide weggegangen war, an den Bergen seine Schafe, — die Sonne war schon am Untergehen, — da kommt plötzlich der Zwerg wieder daher. Der Schäfer giebt genau Acht und schleicht ihm auch langsam nach. So tritt der Zwerg an einen Steinfelsen und ist auf einmal ver-

schwunden. Nun geht aber der Schäfer ganz nahe an den Felsen, da sieht er eine purpurrothe Blume, die duftet ganz herrlich und leuchtet wie ein Stern. Aber nirgend sieht er einen Eingang in den Felsen. Auf einmal hört er in dem Berge ein Klingen wie von Gold und Silber und dazu ganz vernehmlich den Zwerg singen:

Hier sitz ich, Gold schnitz ich,
Ich heiße Holzrührlein, Bonneführlein.
Wenn das die Mutter wüßt,
So behielt' sie ihr Mägdlein.

Das merkt sich der Bursche, läuft nach Hause und erzählt's noch denselben Abend der Mutter seiner Liebsten. Wie nun nach ein paar Tagen der Zwerg wieder kommt und mit recht hämischem Lachen die Hirtenfrau fragt: ob sie denn nun seinen Namen wüßte, da sagt die Frau ganz kurz: Wie mögt Ihr wohl heißen? Ihr heißt Holzrührlein, Bonneführlein. Wie die Frau das gesagt hat, ist der Zwerg verschwunden und ist auch nie wiedergekommen. Die rothe Blume auf dem Steinfelsen hat der Schäfer auch nie wieder gesehen, aber er hat die Hirtentochter geheirathet und ist lange glücklich mit ihr gewesen.

Es hat sich auch noch Folgendes mit einem Zwerge zugetragen. Einmal haben zwei Drescher in der Scheune Erbsen gedroschen. Wie sie nun die Erbsen auf den Wurfhaufen gebracht haben und mit Werfen bald fertig gewesen sind, haben sie doch noch immer keine Erbsen auf der Scheune gehabt. Nein, sagt der Eine, das geht nicht mit rechten Dingen zu, und wirft ganz verdrießlich seine Wurfschaufel auf die Scheune hinauf. In demselben Augenblicke sieht er da auch einen Zwerg stehen, der hat einen Sack neben sich und sammelt alle Erbsen darein. Das war aber davon gekommen, daß der Drescher dem Zwerg seine Nebelkappe abgeworfen hatte; also war er sichtbar geworden; denn die Zwerge können nur so lange von den Menschen nicht gesehen werden, wie sie ihre Nebelkappe auf haben. Das hat der Knecht gewußt, ist deshalb schnell hingelaufen und hat die Nebelkappe aufgenommen. Da hat sich der Zwerg geschwind davon machen müssen und hat den Sack und die Erbsen müssen stehen lassen. Der Knecht aber hat die Nebelkappe dem Herrn auf Schweckhausen gebracht, wo sie gut aufbewahrt wird. Herm. Harrys.

148. Das ewige Licht und die Spindel in Clausthal.

Eine Sage.

Ein Bergmann in Clausthal, Vater einer zahlreichen Familie, war durch mancherlei Unglücksfälle in bittere Armuth gerathen; deshalb nahm er aus Sparsamkeit nur ein Licht mit, wenn er an die Arbeit ging, denn seine Frau verkaufte, was er von Geleuchte irgend entbehren konnte. — In einer finstern und stürmischen Nacht verirrte er sich im Walde, stand plötzlich vor einem breiten und tiefen Graben, konnte aber den Steg nicht finden. Da sah er fern ein Licht. In der Meinung, daß dieses einem Bergmannne angehöre, rief er: „Kamerad, leuchte mir doch mal, daß ich den Steg finde!" Der Gerufene kommt näher mit seinem Licht — da war's der Bergmönch, der ihn fragt, warum er bei solcher Finsterniß ohne Licht gehe. Er erklärt ihm den Grund seiner Sparsamkeit und erzählt ganz offen von den vielen Widerwärtigkeiten, durch welche er heruntergekommen war. Der Bergmönch schenkte ihm darauf ein Stück Unschlitt von seinem Geleuchte mit dem ausdrücklichen Befehl, Niemandem zu sagen, woher er das habe. Des Bergmanns Licht brannte nun immer, ohne daß er wieder nöthig hatte, Oel oder Unschlitt hinzuzuthun. In derselben Nacht noch trat der Bergmönch zu der Frau des Bergmanns in die Stube, in der diese noch beim Spinnrade saß und sehr erschrack über den ungewöhnlichen Besuch. Freundlich doch grüßt sie Jener und schenkt ihr eine neue schöne Spindel, deutet ihr aber an, nicht zu verlautbaren, wer der Geber sei.

Von nun an gerieth die bisher so blutarme Familie in großen Wohlstand und lebte beglückt und zufrieden. Dem Manne thaten die Zwerge die Arbeit und die Frau spann unvergleichliches Garn, darüber alle Welt erstaunte, ohne daß ihr Flachs sich verringerte.

Um diese Zeit bewarb sich ein junger Rathsherr in Goslar um eine reiche Kaufmannstochter, die demselben auch durchaus nicht abgeneigt war, jedoch ihm nur unter der Bedingung angehören wollte, daß er erkunde, auf welche Weise die Bergmannsfrau so schönes Garn bereite. „Das wollen wir bald erfahren!" dachte der Rathsherr und machte sich eines Abends nach Clausthal auf. Da er die Frau allein zu Hause traf, so ging er ohne Umschweif auf die Sache los. „Gesteht nur offen, daß das nicht mit rechten Dingen zugeht. Man weiß es wohl, daß Ihr eine Hexe seid und es wird Euch das Leben kosten, wenn Ihr nicht frei bekennt."—

So sprach der Inquirent und jagte damit der armen Frau eine solche Furcht ein, daß sie die Wahrheit nicht verschwieg und dem Manne die Spindel hinreichte. In dem Augenblicke aber entstand in der Stube ein entsetzlich Brausen und Dampfen und Alles darin stürzte drunter und drüber, daß Beide vor Furcht hinaus flüchteten und der Rathsherr sich eilig aus dem Staube machte. Da war es wieder ruhig. Die Frau wagte sich endlich wieder hinein, die Spindel aber war und blieb weg und die Frau spann wieder nur gewöhnliches Garn wie ehemals, mußte auch immer neuen Flachs dazu kaufen. Jener aber ward unterwegs von unsichtbaren Händen so unbarmherzig mit Schlägen tractirt, daß er ohnmächtig niederfiel und nach einigen Tagen starb.

Der Bergmann wurde seiner Brauchbarkeit wegen bald Untersteiger; doch über sein ewiges Licht munkelte man Allerlei, Keiner aber wagte es, ihn deshalb zu befragen. Endlich that dies ein anderer Steiger, der sein guter Freund war. Lange freilich wollte er von Nichts wissen; als Jener ihm aber derb zusetzte und äußerte, die Leute behaupteten, er stände mit dem Bösen im Einvernehmen, da bekannte er. Plötzlich aber hörten Beide hinter sich gehen; sie sahen sich um — da stand der Bergmönch vor ihnen, mit Augen wie ein Paar Feuerräder, und in der Hand ein großes silbernes Grubenlicht, dessen Flamme bis an die Firste reichte — gab dem Steiger, der den Freund zum Geständniß beredet hatte, eine herzhafte Ohrfeige und ging in's Feste. Dem Andern that es einen tüchtigen Ruck im Arme und sein Licht erlosch: es lag ein großes Stück Schwerspath auf demselben. — Dem Andern stand von der Zeit stets der Kopf schief.

J. H. Frauenstein.

149. Die Entstehung von Andreasberg.

Unter Otto I. (936—973) wurden die Bergwerke des Harzes entdeckt, und zwar zuerst im Rammelsberge bei Goslar. Sie waren Anfangs so ergiebig, daß man sagte, es sei damals das goldne Zeitalter für Deutschland erschienen; und die Nation ward dadurch so eifrig in der Bearbeitung der Metalle, daß selbst Bischöfe darauf sannen, was sie Schönes an auswärtigen Gefäßen sahen, mit deutscher Kunst nachzubilden. Dadurch ward auch das alte Sachsen, welches noch vor kurzem ein spottender Grieche aus Konstantinopel das pelzigte wegen der armseligen Kleidung seiner Einwohner genannt hatte, so reich, und aller

Orten blühte Fleiß und Thätigkeit so sehr, daß man es bald ein blumiges Paradies der Sicherheit und des Ueberflusses nennen konnte.

Erst 1296 erhielten einige Privatpersonen Erlaubniß, bei dem jetzigen Andreasberg nach Erz zu forschen. Aber eine Pest verwüstete wieder die allmälig entstandenen Bergörtlein des Oberharzes. In den lange nachher wieder aufgenommenen Gruben fand man ganze Haufen von Menschengebeinen. 1500 wurden die Eisengruben bei Grund betrieben. 1520 kamen von Joachimsthal Bergleute nach dem Oberharz und zwar Anfangs in die Grafschaft Hohnstein, zu welcher damals Lauterberg und Scharzfeld gehörten. Die Grafen Heinrich und Hans Ernst hatten in ihrer Bergfreiheit oder Bergordnung über die Grafschaft Klettenberg gestattet, daß Jedermann Erze suchen und Bergwerke anlegen könne. In der Gegend des jetzigen Andreasberg begannen die Bergleute, nach Erz zu schärfen. Die erste Zeche, welche sie fündig machten, wurde Sanct Andreaskreuz genannt, weil die Schärfer daselbst zwei über einander setzende Gänge antrafen. Bei den Quellen am nunmehrigen Markte der genannten Stadt fing man an, Wohnungen zu bauen und man nannte den Ort Andreasberg von jenem Kreuze. 1535—37 nahm derselbe besonders zu, 1537 erhielt er eine hölzerne, 1568 statt ihrer eine steinerne Kirche. Die Hohnsteinschen Grafen thaten Alles, was das Gedeihen der Bergwerke befördern konnte und daher standen diese bald in der herrlichsten Blüthe. Eine Pest nach 1577 brachte Andreasberg wieder sehr herunter.

Nach 1593, wo es sammt Lauterberg und Scharzfeld an den Herzog Wolfgang von Grubenhagen fiel, that dieser viel für die Bergwerke. Er starb 1595 zu Herzberg. Auf Wolfgang folgte Philipp, welcher ihn nur ein Jahr überlebte. Julius bemächtigte sich nun des ganzen Harzes, mußte aber 1616 die Grubenhagenschen Landestheile an die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg abtreten, so daß Christian von Celle Besitzer wurde. W. Görges.

---

150. Der schlaue Pater Küchenmeister zu Marienrode.

Eine Anekdote.

Die Frau des Küsters zu Söhre im Hildesheimischen kam eines Tages weinend nach dem nahe gelegenen Kloster Marienrode und klagte den geistlichen Vätern, daß ihr die fürstlichen Soldaten eben auf Befehl des Amtsschreibers von Marienburg eine

Kuh gepfändet und fortgetrieben hätten. Da wurden die Väter, die in Zwist und Fehde mit den Fürstlichen lebten und sich deshalb unter den Schutz des Kurfürsten von Hannover gestellt hatten, fuchswild über die neuen Eingriffe in ihre Rechte, denn durch die Pfändung hatte das Amt Marienburg mit anmaßender Gewalt seine Jurisdiction bis unter die Mauern des Klosters ausgedehnt. — Der Pater Küchenmeister, ein derber und anschlägiger Mann, forderte zur Rache auf und überredete drei handfeste Confratres, sich mit ihm als Heedenträger zu verkleiden und den mit der Kuh über die Haide ziehenden Fürstlichen aufzulauern. Mit derben Knotenstöcken bewaffnet erwarteten sie die fürstlichen Soldaten in einem Hohlwege. Diese (es waren ihrer nur drei) trieben die gepfändete Kuh, welche sie mit ihren Gewehren und Tornistern beladen hatten, sorglos vor sich her, prallten aber erschrocken nach allen Seiten auseinander, als die Heedenkerle plötzlich über sie herfielen und sie windelweich abdroschen. Sie ließen Kuh und Gewehre im Stich und entzogen sich durch eilige Flucht den hageldicht fallenden Schlägen. — Hocherfreut über den gelungenen Streich, trieben die Patres die gewonnene Beute zum Kloster und die Soldaten hatten das Nachsehen, merkten nun aber auch, daß ihre siegreichen Feinde keine Heedenkerle, sondern Mönche von Marienrode gewesen waren.

Kaum war dem Amtsschreiber von Marienburg diese wichtige Nachricht überbracht, als er sofort eine ganze Compagnie Soldaten aufbot und ingrimmig mit dem Kriegsvolk über die Haide zog, um das Kloster zu belagern. Als nun die Mönche den grimmigen Zug näher und näher anrücken sahen, fiel ihnen der Muth, und sie beschlossen allen Widerstand aufzugeben und sich vor dem weit überlegenen Feinde in den Hildesheimer Wald zurückzuziehen. Dem widersetzte sich der tapfere Pater Küchenmeister auf's Heftigste, allein vergebens. Alles nahm Reißaus und nur der Pater Küchenmeister blieb zurück und sann auf Mittel zur Rettung des Klosters. Wie er nun so hin und hersann, kam ihm die gute Küstersfrau aus Söhre, welche noch innerhalb der Klostermauern weilte, sehr gelegen in den Weg, und das Rettungsmittel war gefunden. Nachdem er mit der Frau klugen Rath gehalten, sah man diese bald mit einem leeren Tragkorbe beladen hastig über die Haide eilen. — Halt! riefen die fürstlichen Soldaten, verfolgten das jämmerlich schreiende Weib, holten es bald ein und brachten es vor den Amtsschreiber ins Kriegsverhör. An-

fangs wollte die Frau vor Weinen nicht zu Worte kommen, als man sie fragte, mit welcher Botschaft sie im feindlichen Kloster beauftragt sei, nach fürchterlichen Drohungen aber gestand sie, daß sie in Söhre und Dickholzen alle Eier aufkaufen solle, denn das ganze Kloster stecke voller kurhannöverscher Rothröcke, und dies wilde Kriegsvolk wolle nur immer und immer wieder Eier fressen. — Erschrocken und mit langen Gesichtern vernimmt der Kriegsrath die unwillkommene Kunde und schaut besorgt nach dem Kloster, welches so gefährliche Gäste barg, und siehe! da zeigte sich schon einer der Rothröcke auf der Mauer; es war ein Trommelschläger, der grimmig das Kalbfell bearbeitete, um seine Kameraden zu einem Ausfall zu sammeln! — Der Amtsschreiber hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als zum Rückmarsch im Lauftritt blasen zu lassen, und Niemand jubelte lauter darüber, als der Trommelschläger auf der Klostermauer, denn das war kein Anderer als der Pater Küchenmeister, im rothen Rock eines Chorknaben.

Karl Seifart.

---

151. Der heilige Vitus in Hildesheim.

Eine Sage.

Ein armer Taglöhner, der oft den „lieben Gott beim Umgange gemacht“, d. h. bei Processionen und geistlichen Schauspielen den Christus vorgestellt hatte, und überhaupt ein sehr frommer Mann war, starb und hinterließ seinem Sohne, außer einem alten Schubkarrn und ein paar wacklichten Stühlen und Tischen, Nichts als ein hölzern Bild vom heiligen Vit. — Den heiligen Vit, der nicht von seinem Christenglauben lassen wollte, hatten, wie aller Welt bekannt, die grausamen Heiden dazu verdammt, sich lebendig in einen Kessel voll siedenden Oels zu stellen. So war denn der „Sünte (Sanct) Vit“, den der Taglöhner seinem Sohne hinterließ, auch in Holz abgebildet und standen seine Füße in einem großen Klotz, der wie ein Kessel gestaltet war. — Wie nun die Jugend keine Tugend hat und alle Tage schlimmer wird, so war auch der Erbe nicht so fromm, wie sein verstorbener Vater. Der Sohn warf den heiligen Vit auf den Sägebock und setzte die Säge an, um ihm zuerst den Klotz von den Füßen zu sägen. Das sah eine arme Frau, welche mit in dem Hause wohnte und schrie den gottlosen Menschen an: Ob er sich denn nicht der Sünde fürchte, er solle einhalten, sie habe zwar nichts übrig, aber sie wolle ihm

doch vier Mariengroschen für den Sünte Vit geben. Das ging der Mann ein und verkaufte den Heiligen. Die Frau trug den Gemißhandelten in die Stube und sah zu ihrer Betrübniß, daß das eine Bein bereits durchgesägt war. Sie holte nun Leim herbei, um den Schaden wieder gut zu machen; aber als sie an dem Beine drückte und bog, — knacks, da brach der ganze Klotz ab, rollte mit heftigem Gepolter durch die Stube und — o Wunder, hunderte von Goldstücken rollten aus seiner Höhlung hervor. Nun wurde die Frau steinreich. Den heiligen Vit aber ließ sie vergolden und ihm statt des hölzernen Kessels einen ganz silbernen machen.

Karl Seifart.

152. Der Lateiner.

Eine Anekdote.

Auf dem Concil zu Basel befand sich auch ein stattlicher Hildesheimischer Prälat, der sich mehr um die öconomischen Interessen seines Klosters bekümmert hatte, als um gelehrte theologische Streitigkeiten. Uebel empfand aber der Herr zu Basel seinen Mangel an Gelehrsamkeit, und als ein päpstlicher Legat ihn auf verbindliche Weise in zierlichem Latein anredete, fühlte er zu seinem Verdruß, daß hier sein Hildesheimisches Latein nicht ausreiche; verlegen suchte er seine wenigen Brocken zu einer Gegenrede zusammen und nahm, als dies übel gelang, in Verzweiflung den Rath an, den ein ihn begleitender, gelehrter Hildesheimischer Capellan ihm zuflüsterte: „Nennt schnell alle dem Kloster zehntpflichtigen Dörfer hinter einander her, die um Hildesheim liegen.“ Da fühlte sich der Prälat auf seinem Grund und Boden und hub mit einer Stentorstimme an: „Söhre, Itzum, Heinde, Lechstedt, Achten, Asel, Babenstedt, Drispenstedt, Maxen, Gießen, Borsum und Sorsum!“ Verwundert hörte der Italiener auf die seinem Ohr so seltsam klingenden Laute, begriff aber vollkommen, als der Capellan nun weiter das Wort nahm und erklärte, der Herr Prälat sei so sprachgelehrt, daß seine Rede sich immer unwillkürlich zu einem Gemisch aus den verschiedensten Zungen gestalte. Respectvoll verneigte sich der Legat und hatte nicht Lust, den gelehrten Herrn ferner zum Reden herauszufordern.

Karl Seifart.

153. Peter „Füerlock" in Lutter bei Hermannsburg.

Im Jahre 1540, zur Zeit Herzog Erich's des Bekenners, lebte in Lutter ein Hauswirth, Peter Luttermann; weiter ist sein Name nicht bekannt. Dieser hatte in den Kriegen gedient und aus denselben eine Standbüchse mitgebracht, die so schwer war, daß sie nicht mit den Armen konnte gehalten werden. Deshalb hatte man eine Gabel dabei von Holz oder Eisen, welche aufgerichtet wurde und darauf ward dann die Büchse gelegt und mit einer Lunte abgeschossen. Als er eines Abends schon seine Abendandacht gehalten und zu Bette gegangen ist, klopft es an seine Thür. Ein Mann bittet, ob er nicht die Nacht bei ihm bleiben könne? Gern! Die Frau setzt ihm zu essen vor. Unterdessen sieht der Wirth sich den Mann an. Beim Essen bemerkt er, daß der Fremde nicht das Zeichen des Kreuzes über dem Essen macht, sondern betet: Aller Augen warten u. s. w., wie es hinter Luther's Katechismus steht. Daran siehet er, daß er ein Lutheraner ist und hat nun doppelte Freude, daß er einen Glaubensbruder beherbergt. Der Fremde erzählt ihm dann, er sei ein lutherischer Prediger, vom Herzoge Ernst nach dem Kloster Ebstorf geschickt, um den Nonnen das Evangelium zu predigen. Als er dort gepredigt habe, sei das Murren so groß geworden, daß er vom Hausvoigt aus dem Hause geworfen sei. Als er sich an die Nonnen gewandt, ob sie sein Wort hören wollten, haben sie ihm kurz mit „Nein" geantwortet. So sei er von dort geflüchtet. So der Prediger. — Nach einiger Zeit hört Luttermann des Abends Pferdegetrappel. Es sind Reiter des Klostervoigts von Ebstorf, welche Einlaß begehren und pochend fragen, ob dort ein Mann gewesen sei? — Ja! — Ob er ihn aufgenommen habe? — Ja! — Ob er ihn behalten wolle? — Ja! — Da wollen sie ihn mit Gewalt nehmen. Der Bauer aber schiebt sie aus dem Hause hinaus und schließt die Thür zu. Er hört, wie die Reiter draußen absteigen, Stangen auf dem Hofe suchen, um die Thür einzurennen. Luttermann weckt keinen seiner Leute, sondern weckt nur seine alte Luntenflinte, nimmt die Gabel zur Hand, setzt die Flinte darauf in die Thür. Die Thür wird eingebrochen Als sie ihn da stehen sehen, erschrecken sie und laufen davon. Er hält die Lunte auf seine Flinte und schießt mit furchtbarem Knall ihnen nach, da machen sie noch schnellere Beine und rufen „Füerlock! Füerlock!" schwingen sich auf die Pferde und jagen davon. Darauf legt Lutter-

mann sich zu Bette und schläft ganz ruhig. — In dem Hermannsburger Kirchenbuche findet sich der Eintrag: Es sei gestorben Peter Luttermann, genannt „Füerlock", und zur Erklärung dieses Wortes, welches den Meisten unverständlich sein wird, füge ich hinzu, daß eine solche Flinte oder Büchse in alten Zeiten bei uns Füerlock hieß. Noch jetzt kommt das Wort im Englischen vor und heißt **Firelock**, d. i. Flinte. L. Harms.

154. Der Blitzstein bei Woltersdorf im Wendlande.

Eine Sage.

Unweit der Stadt Lüchow liegt ein kleines Pfarrdorf Namens Woltersdorf, dessen Kirche nicht im Orte selbst, sondern einen Büchsenschuß von demselben entfernt mitten im Felde steht. Vor vielen Jahren nun geschah es, daß eines Nachmittags ein lustiges Hochzeitsgeleite von einem der eingepfarrten kleinen Dörfer nach dieser Kirche fuhr. Die Hochzeitsgäste, welche auf den mit grünen Zweigen geschmückten Wagen saßen oder auf flinken Pferden nebenher ritten, zechten und sangen und lachten und jubilirten um die Wette, und Keiner kümmerte sich darum, daß ein Gewitter am Himmel heraufzog — dies schien im Gegentheil nur die heitere Stimmung der Fahrenden und Reitenden zu erhöhen. Und als ein alter Mann endlich seine Stimme erhob und die Tollen ermahnte, sich nicht einer frevelhaften Lustigkeit hinzugeben, während der Allmächtige sich im Blitz und Donner vernehmen lasse, verlachten und verhöhnten sie ihn, zechten und schrieen nur noch ärger, und einer der Wildesten rief lästernd in das Donnergekrach hinein: „Nur vorwärts! Die gelben Scheine da oben können uns nichts thun und das laute Kanoniren noch viel weniger!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein züngelnder Blitz aus der schwarzen Wetterwolke herniederfuhr und ihn nebst dem ganzen Hochzeitsgeleite zu Boden schmetterte. Die Bewohner des Dorfes, dem die Erschlagenen angehörten, errichteten darauf Anderen zur Warnung einen großen Stein auf der Stelle, wo das Strafgericht des Himmels die Lästerer getroffen hatte.

A. Holm.

155. Das Jammerholz bei Dannenberg.

Eine Sage.

Zwei Stunden von Dannenberg liegt das Dorf Jamel, zu dem Gräflich Grote'schen Gute Breese gehörig, das seinen Namen

von dem Walde erhalten hat, der dort in grauer Vorzeit gelegen, und das Jammerholz genannt ward. — In diesem Walde haben, einer alten Volkssage nach, die Wenden ihre bejahrten, zur Arbeit nicht mehr fähigen Eltern erschlagen. Eines Tages, als diese grausame That an einem schneeweißen Greise, der gebunden und jammernd an der Erde lag, vollführt werden sollte, kam eine Herzogin von Celle des Weges gezogen, und hörte den Klageruf. Sie drang in das Gebüsch und sah den Alten und neben ihm etliche junge, kräftige Männer, mit rauhen Fellen bedeckt. Sie sprachen, als die Herzogin fragte, weshalb der Greis so kläglich jammere: das sei ihr alter Vater, der nicht mehr zum Leben tauge; deshalb auch wollten sie ihn zu Tode schlagen. Die Herzogin vermahnte die Männer, von ihrem grausamen, unnatürlichen Vorhaben abzustehen; die aber sprachen wieder: Was soll ein Mensch auf der Welt, der sich und allen Andern nur Last und Schaden bringt? Seht Ihr den Rost an dieser Axt? Das ist von seines Vaters Blute, den er selbst auch einst erschlagen. Und so werden unsere Söhne, wofern wir zu hohen Jahren kommen, dermaleinst uns wieder tödten. Die Herzogin ließ den Söhnen Geld geben, davon sie ihren Vater erhalten sollten. Sie nahmen's und sagten: so lange das Geld ausreichte, so lange könne der Alte noch leben.

Herm. Harrys.

156. Bremervörde.

Der im Jahre 1852 zu einer Stadt erhobene Flecken Bremervörde kommt schon in Ansgar's Leben des heiligen Willehadus um's Jahr 800 als ein privilegirtes Weichbild vor, unter dem Namen **Midlistanfadervurt** (Mittelstewasserfurth). Eine Furth über die Oste in der Mitte des Herzogthums Bremen, zwischen Bremen und Stade, war hier nämlich durch die Natur selbst gegeben; und um dieses Vörde von anderen (z. B. Verden) zu unterscheiden, wurde es speciell Bremervörde genannt.

Ebenfalls natürlich war es, daß man an diesem Puncte ein festes Schloß anlegte, welches, Anfangs von Holz, zuerst 1035 vom Erzbischof Bezelin besser befestigt wurde. Noch mehr geschah dieses aber durch den Herzog Lothar von Sachsen während seiner Fehden mit den Grafen von Stade 1122, und durch den Erzbischof Hartwig I. um 1145, welcher es aber dann an Heinrich den Löwen abgetreten zu haben scheint. In der Fehde des Erzbischofs Gerhard I. mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig

über den Besitz der Grafschaft Stade, 1218, wurde das Schloß durch die Stadt Bremen und die Bremischen Ritter für den Erzbischof erobert, indem man eine Procession zu einem berühmten Wunderdoctor und falschen Heiligen, Namens Otbert, aus dem Alten Lande, welcher bei Bevern und Bremervörde sein Wesen trieb, benutzte, um den Herzoglichen Voigt Ostinkhusen zu überfallen. Von dieser Zeit an verblieb das Schloß den Erzbischöfen und wurde eine gewöhnliche Residenz derselben. Aber unter dem Erzbischof Jonas von Lund in Schweden setzte sich der bekannte Raufbold Hinrich von der Borch (Heinrich der Eiserne) 1308 darin fest und wurde erst 1310 wieder vertrieben. Er und sein Freund, Otto Schack, fügten darauf den Erzbischöfen fortwährend großen Schaden zu und brannten Bremervörde ab, so daß erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Erzbischöfe wieder in den ruhigen Besitz des Schlosses traten. Im 15. Jahrhundert war dasselbe, durch die Geldnoth der Krieg führenden Erzbischöfe, in tiefen Verfall gerathen.

Nach der Einführung der neuen Schießwaffen mit Pulver und Blei hatte Bremervörde in den Religionskriegen viel zu leiden. 1547 wurde es von den Bremern, als Schmalkaldischen Bundesgenossen, belagert und eingenommen, 1627 von den Kaiserlichen und 1647 durch den Schwedischen Obersten von Bülow erobert. Es war bisher unter den protestantischen Erzbischöfen Sitz der Provinzial-Regierung und des Erzbischöflichen geistlichen Officialats gewesen, wozu es sich als Mittelpunct des Landes sehr gut eignete. Als es aber durch den Westphälischen Frieden an Schweden überging, wurden die Behörden nach Stade verlegt und die Festungswerke sammt dem Schlosse abgebrochen. Auf der Stelle desselben steht gegenwärtig das Amthaus. J. Lunecke.

---

157. Der bezauberte Bienendieb im Amte Osterholz.

Eine Sage.

Einem Manne in W. sind einmal Bienen gestohlen, weswegen er einen alten Zauberer bittet, ihm zur Bestrafung des Diebes zu verhelfen. — Zwar will der alte Zaubermeister es Anfangs nicht, weil es sündhaft sei und er sich vorgenommen habe, es nie wieder zu thun, läßt sich aber doch für dieses Eine Mal noch bereden. Darauf macht der Bestohlene dem Diebe, den er wohl gekannt hat, ohne ihm etwas beweisen zu können, bekannt,

daß er ihm die Bienen binnen drei Tagen wieder bringen solle, wenn er nicht in großes Elend gerathen wolle. Der Dieb leugnet aber Alles frech ab, bringt auch die Bienen nicht wieder. Hierauf wird folgendermaßen die Execution vorgenommen. Der Zauberer nimmt eine Fußspur des Diebes vor dem Bienenschauer auf, die er in einen leinenen Beutel thut. Sodann wird der Müller einer benachbarten Mühle gebeten, es so einzurichten, daß er am folgenden Tage von Mittag an vierundzwanzig Stunden mahlen könne, ohne einen Augenblick still zu halten. Um Mitternacht aber solle er sich nur aus der Mühle entfernen und dieselbe einige Zeit allein gehen lassen. Er verspricht es auch so. Vor Mitternacht gehen nun der Zauberer und der Bestohlene nach der Mühle zu. Auf der Hälfte des Weges kommt ein schwarzer Hund mit feuersprühenden Augen aus dem Moore zu ihnen und begleitet sie. Dem Bestohlenen wird bange, er fragt den Zauberer, was das für ein Hund sei; dieser aber bedeutet ihm strenge still zu sein und sich nicht um etwas zu bekümmern, was ihn nicht angehe. Als sie bei der Mühle ankommen, ist der Verabredung gemäß Niemand darin, die Mühle aber inwendig hell erleuchtet. Der Zauberer geht hinein, der Hund folgt ihm und der Bestohlene bleibt draußen in einiger Entfernung stehen. Was nun in der Mühle vorgegangen, weiß man nicht; denn die Thür ist zugemacht, so daß auch der Bestohlene nichts hat sehen können. So viel ist gewiß, daß der Zauberer die Fußspur an das herumgehende Mühlenrad genagelt hat. Als es fertig gewesen, kommen der Zauberer und der Hund aus der Mühle zurück und alle Drei treten den Rückweg wieder an. Der Hund verläuft sich wieder in das Moor, der Zauberer aber erklärt feierlichst nach dessen Entfernung, daß er von nun an sich durchaus nicht wieder mit solchen Dingen abgeben wolle, denn es sei etwas ganz Gräuliches. Der Dieb wird nun in seinem Bette elend krank, so daß er sich vor Angst und Qual nicht zu lassen weiß. Er wälzt sich immer herum und kann nicht leben und nicht sterben. Die Angehörigen flehen den Bestohlenen an, den Zauber aufzuheben und versprechen ihm dafür Alles, was sie können. Dieser redet auch mit dem Zauberer, aber der sagt, es sei jetzt zu spät, es lasse sich nichts mehr dabei machen; der Dieb sei vorher dringend genug gewarnt, habe sich also sein Elend selbst beizumessen. Der Dieb quält sich bis um Mittag, und stirbt dann gerade als die Mühle wieder still steht.

Goldbeck.

---

158. Die weiße Jungfrau zu Nienburg.

Eine Sage.

Auch die gute Stadt Nienburg hat ihre weiße Jungfrau, — sie geht um auf dem früher von Cramm'schen Hofe, wo sie einen Schatz zu behüten hat, und man sagt, daß sie dann erlös't sei, wenn der Schatz in einer Johannisnacht mit ihrer Hülfe von Jemand gehoben worden. Hat nun auf dem Hofe vor langen Jahren auch einmal ein Soldat im Quartier gelegen, der hat gerade in einer Johannisnacht nicht gut schlafen können, ist deshalb wieder vom Bett aufgestanden und im Garten hinterm Hofe spazieren gegangen, bei schönem Wetter und sternklarem Himmel. Wie er nun so auf und ab geht, sieht er eine weiße Gestalt auf sich zu kommen, welche nichts anders als die schatzbehütende Jungfrau gewesen. Die redet ihn darauf als guter Freund an und spricht zu ihm, daß wenn er Muth habe und schweigen könne, sie ihn zum reichen Manne machen wolle; er solle ihr dann nur getrost folgen, aber ja kein Wort reden. Der Soldat denkt, warum nicht? gelobt Stillschweigen und geht auch ruhig mit. Erst kommen sie nun in den Hausflur, dann geht's durch die Küche und mehrere Kammern, wo sie in der letzten Kammer an den Keller gelangen. Sie steigen darauf die Kellerstufen hinab und finden denn auch unten richtig den Schatz, einen großen Kessel voll lauterem Gold, und ein großer, schwarzer Pudel mit glühenden Augen liegt auf demselben. Die Jungfrau hebt den Pudel herunter, winkt dem Soldaten anzufassen und Beide tragen nun den schweren Kessel die Kellerstufen hinauf. Oben angelangt, mag's dem Soldaten wohl ein Bischen heiß geworden sein, er wischt sich den Schweiß von der Stirne und bricht dabei unwillkürlich in die Worte aus: „Donner ......, is dat Dings awer swör!" — Im Nu ist Jungfrau und Schatz verschwunden, er selbst erhält von unsichtbarer Hand ein paar wuchtige Ohrfeigen, und als er wieder zu sich kommt, steht er hinter der Hausthür wieder im Garten, derweil es vom Kirchthurm gerade zwölf schlägt. —

Herm. Weichelt.

---

159. Geschichte der Grafen von Wunstorf.

Die Grafschaft Wunstorf führt ihren Namen von der Stadt gleichen Namens, welche bekanntlich 3 Meilen im Westen von Hannover im Fürstenthum Calenberg liegt. Der Umfang dieser

Grafschaft läßt sich nicht genau angeben; sie umfaßte einen bedeutenden Strich Landes an der Leine, zählte zu ihren Hauptörtern Stadt und Stift Wunstorf, Burg und späteren Amtssitz Blumenau, Kirchdorf Seelze, Kloster Marienwerder, und ward stets unter die vornehmsten Grafschaften des Sachsenlandes gerechnet.

Die Wunstorfer Grafen werden schon in sehr alter Zeit erwähnt, und es ist bekannt, daß sie zu den wählbaren Geschlechtern gehörten, wenn es die Wahl eines Heerführers in Kriegszeiten galt. Ihr Ursprung scheint deutsch zu sein, doch läßt sich in dieser Beziehung nichts Gewisses angeben. Der erste bekannte Graf von Wunstorf hieß Diedrich. Er lebte um 930, und nahm Theil an der Schlacht bei Merseburg wider die wilden Ungarn. Friedrich, Graf von Wunstorf, welcher 935 an dem Turniere zu Magdeburg Theil nahm, war wahrscheinlich ein Sohn Diedrichs.

Die Grafen von Wunstorf theilten sich in drei Linien, die Lauenrode'sche, die Limmer'sche und die Wunstorf'sche. Von der Lauenrode'schen Linie ist zunächst Conrad, Graf zu Rhoden und Wunstorf, als Stifter von Marienwerder bekannt; er lebte zu Anfang des zwölften Jahrhunderts. Er nannte sich von dem Orte, wo er seinen Hofsitz hatte — nämlich Lauenrode bei Hannover — Graf von Rhoden oder Lauenrode. Einer seiner Söhne, gleichfalls Conrad genannt, war es ohne Zweifel, der zur Zeit Heinrichs des Löwen lebte, und 1160 in einem Diplome über die Stiftung des Bisthums Schwerin oder vielmehr über die Renovation desselben erscheint. Auch kommt er noch 1199 in einem Diplome des Kaisers Otto IV. vor. Die Burg Lauenrode muß schon in sehr alten Zeiten gestanden haben; denn bereits 933 soll ein Wilhelm von Lauenrode bei Merseburg mitgefochten und am Turniere zu Magdeburg 935 Theil genommen haben. Nach dem Tode des Grafen Hildebold nahm Heinrich der Löwe die Burg Lauenrode in Besitz.

Die Limmer'sche Linie der Grafen von Wunstorf hat ihren Namen von Limmer (jetzt einem Dorfe bei Hannover), einst Limbere genannt, wo sie eine Burg hatten. Als Kaiser Friedrich Barbarossa wider den Herzog Heinrich den Löwen Krieg führte, forderte er das Schloß Limmer zur Uebergabe auf; allein umsonst. Um 1201 lebten von der Limmer'schen Linie zwei Schwestern und zwei Brüder, nämlich Cunigundis und Gerburgis und Hildeboldus und Conradus. Letzterer schenkte dem Kloster Ma-

rienthal bei Helmstedt sechzehn Acker Landes bei dem Dorfe Eisleven. Conrad hinterließ von seiner Gemahlin Heilwigis im Jahre 1216, wo er starb, folgende Kinder: Hildebold, Heinrich und Conrad. Letzterer schenkte dem Kloster Marienwerder 1223 einige Güter. Zweige derselben Dynastenfamilie wohnten zu Linden und wahrscheinlich auch auf der Burg bei Hainholz. Ein Hoyer, Graf von derselben Familie, baute sich einen Sitz bei der Burg, und so entstand Herrenhausen.

Die Wunstorf'sche Linie überlebte die übrigen. Ein Graf Hildebold von Wunstorf war zuerst Domherr zu Bremen und dann Probst in Rüstringen, und lebte im 13. Jahrhundert. Sein Bruder Ludolph residirte zu Wunstorf. Er verkaufte die Hälfte von Wunstorf um die Mitte des 13. Jahrhunderts an den Bischof Johann von Minden, und verband sich 1261 mit den Herzogen von Braunschweig. Graf Ludolph von Wunstorf hatte einen Sohn und eine Tochter. Die Tochter hieß Salome und vermählte sich mit dem Grafen Heinrich von Hoya. Der Sohn hieß Johann I.; er nannte sich Graf zu Rhoden und Wunstorf, bereicherte das Kloster Marienthal mit Schenkungen und starb 1291. Sein Sohn Johann II. hatte von seiner Gemahlin vier Söhne: Hildebold, Ludwig, Johann III. und Ludolph. Hildebold starb schon 1335, Ludwig 1367, Johann III. war Canonicus zu Hildesheim und Ludolph war daher der Einzige, welcher das Geschlecht fortpflanzte. Seine Gemahlin, welche 1397 mit Tode abging, hieß Ridza. Ludolph war schon 1358 vor ihr gestorben. Ludolph's Söhne waren Johann IV., Heinrich und Julius. Der erstere starb sehr früh, Heinrich ward Canonicus in Hildesheim und nur Julius kam wieder zur Regierung. Seine Gemahlin, eine geborne Gräfin von Diepholz, gab ihm drei Söhne: Heinrich, der wieder früh starb, dann einen anderen Heinrich, der in den geistlichen Stand trat und Consenior in Hildesheim wurde, und endlich Ludolph. Dieser folgte in der Regierung. Noch mit seinem Vater Julius verkaufte er 1446 die Grafschaft Wunstorf dem Bischofe Magnus von Hildesheim, welcher sie für 10,850 Gulden dem Herzog Wilhelm dem Siegreichen von Braunschweig überließ. Das Geld brachten die Calenberg'schen Stände auf. Doch hatte Bischof Magnus einen Theil des Kaufgeldes nicht bezahlt, und den Grafen dafür die Winzenburg eingeräumt. — Graf Ludolph von Wunstorf hatte mit seiner Gemahlin Anna, einer geborenen Gräfin von Hohnstein, welche bis 1513 im Witt-

wenstande lebte, drei Kinder: Margarethe, Heinrich und Georg. Erstere vermählte sich mit einem Freiherrn von Warberg und war die Mutter Anton's von Warberg; sie starb 1536. Um 1451, als schon die Grafschaft Wunstorf verkauft war, geriethen die Herzöge von Braunschweig mit den Grafen von Wunstorf in Streit und Herzog Wilhelm der Jüngere gerieth in die Gefangenschaft derselben, die ihn nach Winzenburg brachten, wo sie Hof hielten. Im Jahre 1486 verband sich Graf Heinrich von Wunstorf mit dem Grafen von Hohnstein, und verwüstete die Gegend von Helmstedt. Dagegen verheerte der Herzog ihre Besitzungen wieder. — Der letzte Graf von Wunstorf war Georg. Er nahm auf Herzogs Erich I. Seite an der Schlacht bei Soltau während der Stiftsfehde Theil, ward dort verwundet und gerieth in Gefangenschaft. Er war um diese Zeit Statthalter zu Wolfenbüttel. Später hielt er sich bei seiner Schwester zu Warberg auf, wo er 1533 starb. Seine Gebeine ruhen in der Klosterkirche zu Königslutter.

Die Grafen von Wunstorf führten in ihrem Wappen einen rothen Löwen auf einem silbernen Schilde, welches mit rothen Balken durchstrichen war. Das Wappen der Grafen von Lauenrode war diesem ähnlich, außer daß der rothe Löwe im silbernen Felde mit Gold gekrönt war. W. Görges.

---

160. Glockendiebstähle in Ostfriesland.

Ein Sagencyclus.

Als vor Zeiten in Ostfriesland erst wenige Thurmglocken vorhanden waren, und es ein schweres Geld kostete, neue Glocken gießen zu lassen, soll es häufig vorgekommen sein, daß Gemeinden, die nicht beglockt waren und es doch gern auf leichte Weise geworden wären, den beglockten Gemeinden ihre Glocken abzustehlen versuchten. Nun ist aber sothanes Unternehmen, welches gemeiniglich bei Nacht und Nebel ausgeführt werden mußte, nur selten gelungen: das eine Mal den Esensern, welche den Thunumern eine Glocke, das andere Mal den Tettensern, welche den Eggelingern beide Glocken stahlen, und im Triumph auf ihre Thürme brachten. Alle anderen Glockendiebstähle sind so gut wie total verunglückt. Da waren es einmal die Caroliner (Carolinensieler), welche sich aufmachten, dem Esenser Thurm eine Stimme aus seinem Geläut zu rauben. Weil ihnen aber die Esenser auf

die Spur kamen, konnten sie den Raub nicht in Sicherheit bringen, nnd versenkten die Glocke nahe vor Carolinensiel in einen Kolk, Waal genannt, wo sie noch zuweilen unter dem Wasser gehört wird. Bei dem Besuch der Visquarder in Uttum kamen die Ersteren nicht einmal zum Glockenausheben, da eine Anzahl wachsamer Burggänse durch ihr Geschnatter die Einwohner weckten, welche dann die Eindringlinge mit blutigen Köpfen heimschickten. Uebrigens wurden die Uttumer durch diese Erfahrung gewitzigt, und vermauerten ihre herrlichen spitzbogigen Schalllöcher derart, daß der Glockenton nicht über ihre Feldflurgrenze hinausdringen konnte. So gab man freilich den Nachbardörfern keinen Anlaß zu Neid und bösen Gelüsten, beraubte sich selbst aber des Ruhms, das schönste Geläute des Landes zu besitzen. — Ein ander Mal wollten die Hatshuser den Ayenwoldmern zur Nachtzeit die beiden Glocken aus dem Thurme nehmen. Das Wagestück gelang: die Glocken wurden, ohne daß sie geläutet hätten, auf die bereit stehenden Schlittenkufen gesetzt und davon gings im Trabe, mit Hurrah und Peitschengeknall lustig dem Heimathdorfe zu. Es war im Winter und das zwischen beiden Dörfern liegende Sandmeer, ein kleiner Landsee, mit einer starken Eisdecke belegt. Schon war man bis zur Mitte des See's gekommen, da hörte man hinter sich die durch den Triumphlärm wach gewordenen Bestohlenen, die in hellen Haufen den Dieben nachsetzten, ihnen die Beute abzujagen. Mit erneutem Eifer trieben die Hatshuser ihre Gäule an, als sie an eine Stelle kamen, die der Last nicht gewachsen war. Ein Ruck, ein Schlag, und plötzlich sah man Schlitten, Glocken und Hebebäume in die Tiefe hinabfahren. Kaum war Zeit, die Stränge zu durchschneiden, um wenigstens die Pferde zu retten. Da standen nun die Hatshuser an der einen, die Ayenwoldmer an der andern Seite des gähnenden Loches — zu beiden Seiten überzeugt von der Unfruchtbarkeit eines Rettungsversuchs. Noch oft hörte man darnach die Glocken im Grunde klingen. Als endlich das Meer zugeschlammt und verwachsen war, versuchte man mit Spaten und Haken die verloren gegangenen Glocken aufzugraben, doch war alles Mühen umsonst. — Ganz so lautet die Sage von den Riepster Glocken, die von den Uphusern geraubt und im Uphuser Meer zu stummen Fischen wurden. Ein wenig abweichend jedoch klingt es aus Harrlingerland zu uns herüber. Da stahlen die Bleerssumer den Funnixern die Glocken in einer stürmischen Nacht. Sie brachten sie glücklich

halbwegs fort, ehe der Raub in Funnix entdeckt wurde, und waren bis nahe an ihren Ort herangekommen, als ihnen eine sich hoch über den Weg erhebende hölzerne Brücke ein nicht zu überwindendes Hinderniß entgegenstellte. Vergebens wurden alle Kräfte aufgeboten, vergebens spannte man endlich die Pferde aus und die ganze zugfähige Ortsmannschaft vor, vergebens zog und arbeitete diese sich halb zu Tode, die Glocken wollten kaum von der Stelle weichen. Auch waren die nachsetzenden Funnixer so nahe, daß an einen glanz- und siegreichen Einzug in's Dorf nicht mehr zu denken war. Endlich! — sie rücken von der Stelle! sind oben auf der Brücke! nun noch ein Ruck, dann geht es bergab und der Raub ist in Sicherheit. Aber, wie die Fracht oben auf den Brettern ruht, da kracht das Gebäude und stürzt zusammen, hinab, hinunter in das wassergefüllte Bett der Harrl, die hier gerade einen tiefen, schlammigen Kessel füllt, und hoch auf spritzen die Schaumflocken theils nach der einen Seite auf die staunenden Funnixer, theils nach der andern Seite auf die überraschten Gemüther der Bleerssumer. Und die Glocken ruhen unten, tief drunten im Frieden, nur je zuweilen hört man sie sagenhaft nachklingen.

Von dieser Art Sage, welche sich an vielen Orten Norddeutschlands findet, giebt Simrock eine mythologische Deutung. Wir glauben jedoch für Ostfriesland einen historischen Grund geltend machen zu müssen. Dieser Grund aber ist folgender: Als im dreißigjährigen Kriege Graf Mannsfeld übel in Ostfriesland hauste, erklärte er die Thurmglocken als gute Prisen, um sie zu Kanonen umgießen zu lassen. Manch eine Glocke wurde vom Stuhl gehoben und mitgeschleppt, bis ein panischer Schrecken in die wilde Horde fuhr, und bei dem eiligen Abzuge an das Kanonenmetall nicht mehr gedacht wurde. So blieben die Glocken dort stehen, bis wohin man sie mitgeschleppt hatte. Weil aber im Lande selbst ebenfalls eine grenzenlose Verwirrung herrschte, kamen die Eigenthümer nicht immer zu ihrem Gut. So konnte es kommen, daß Glocken mit der Inschrift anderer Ortschaften fern von denselben zu der Ehre kamen, daselbst höchsteigen zum Läuten verwendet zu werden. So auch hieß es von den Glocken, die gar nicht mehr zum Vorschein gebracht wurden: daß sie in Flüssen, Sümpfen und Seen ihr Ende gefunden.

Fügen wir noch hinzu, wie sich der Sage zufolge die Einwohner von Neermoor ihre prächtige Glocke erhielten. Bei dem Bau

ihres Thurmes waren die Neermoorer darauf bedacht gewesen, Schalllöcher von angemessenen Dimensionen herzustellen, in Folge dessen der Glockenschall viele Meilen in die Runde hinausklang. Als nun Mannsfeld ein heißes Gelüste nach jenen Kunstgebilden bezeigte, schickten die Neermoorer ihre Maurer auf den Thurm, die Schalllöcher möglichst zu verkleinern, damit der Schall bis auf sein Minimum gebracht und nur für das Dorf hörbar werde. Dies Kunststück gelang und Neermoor behielt sein Eigenthum. Nach einer andern Lesart soll nicht Mannsfeld Ursache der verengten Schalllöcher sein, sondern eine in Aurich residirende ostfriesische Fürstin. Diese Fürstin konnte die Glocke zu Neermoor läuten hören, und war so entzückt von dem herrlichen Klange, daß sie die Aeußerung gethan haben soll: „Wenn ich noch länger jenen Ton hören muß, so soll die Glocke nach Aurich gebracht werden!" Dies kam zu Ohren des Dorfs, und für die Glocke bangend, ließ man sofort die Löcher vermauern. Leider ist diese Schalllochsverengerung seitdem permanent geworden, denn noch heutigen Tages leidet der Kirchthurm zu Neermoor an Schallverhaltung.

Noch mag hier angeknüpft werden, daß einigen Gemeinden an der Ems der Schildbürgerstreich der Glockenversenkung im Fluß nachgesagt wird. Vor dem Raube sich sichern wollend, nahm man die Glocken vom Stuhl, that sie in ein Boot, fuhr damit auf die Tiefe und schnitt an der Stelle, wo man nun die Glocken hinabließ, einen derben Kerb als Merk in den Rand des Bootes. Als die Gefahr vorüber war, suchte man am Kerb die Stelle wieder, fand die Glocken nicht, und beschuldigte nun andere Nachbargemeinden des Diebstahls.

Fr. Sundermann.

Hannoversche
Geschichten und Sagen.

Neuntes Buch.

161. Bederkesa.

Im Amte Lehe liegt etwa $2^3/_4$ Meilen von Geestemünde und etwa $3^1/_2$ Meilen von Bremervörde entfernt der Flecken Bederkesa. Denkt man sich zwischen den genannten drei Orten die directen Entfernungslinien gezogen, so erhält man ein ungleichseitiges Dreieck. Die kürzeste Seite bildet die Linie von Geestemünde nach Bederkesa ($2^3/_4$ M.), die mittlere die von Bremervörde nach Bederkesa ($3^1/_2$ M.) und die längste die von Geestemünde nach Bremervörde (5 M.). Die letztere Linie bildet die Grundlinie des Dreiecks, Bederkesa aber die nach Norden gelegene Spitze desselben. Hier wendet sich der dritte und mächtigste Zweig der großen Bremischen Moore, die von Lesum ab die ganze Landdrostei Stade durchkreuzen und bei Bremervörde sich in drei breite Arme spalten, als das „Lange Moor“ nach Westen zu, das ehedem mit seinen Wasserfluthen den Bewohnern des Hadeler Sietlandes Angst und Schrecken einjagte, nun aber durch den großen Neuhaus-Bülkauer Kanal gebändigt ist. Von einer weiteren Beschreibung des Ortes und seiner Umgebung soll hier abgesehen und nur im Allgemeinen bemerkt werden, daß Bederkesa in dem an imposanten Naturschönheiten keineswegs reichen Herzogthume Bremen mit seinem See und mit seinem „Holz zur Burg“ rühmlichst genannt wird neben dem Schwarzen Berge bei Stade, dem Hedendorfer Holze zwischen Horneburg und Stade, den Thalgründen bei Scharmbeck und dem Dobrocker Holze. Wir wollen vielmehr auf die Geschichte des Fleckens mit seinem Schlosse unsere Aufmerksamkeit richten, die des Interessanten eine reiche Fülle darbietet.

Wenn wir die Geschichte von Bederkesa überblicken und für die erste Orientirung uns nach Periodenabschnitten umsehen, so erscheint es sofort als das einfachste, daß wir den jedesmaligen Zeitraum, welchen Bederkesa unter der Herrschaft seiner verschie-

denen Herrscher verlebt hat, als eine Periode festsetzen. Zwar wird sich zeigen, daß diese Perioden rücksichtlich der von ihnen umschlossenen Zeiträume sehr ungleich sind, allein wir werden sehen, daß unsere Eintheilung als eine sachgemäße erscheint.

Die ersten Besitzer von Bederkesa waren die seit mehr als vier Jahrhunderten ausgestorbenen Herren (Freiherren, Ritter) von Bederkesa, und da diese im Jahre 1111 zuerst genannt werden, so haben wir dies Jahr als den Anfang der Geschichte zu betrachten. Nach reichlich 250 Jahren ging Bederkesa in den Besitz Bremens über, und nach fast 300 Jahren mußte es den Schweden abgetreten werden, aus deren Händen es nach weiteren 60 Jahren an das Welfenhaus fiel, in dessen Besitz es sich 150 Jahre lang befunden hat.

Hieraus ergiebt sich ungesucht folgende Periodeneintheilung: I. Bederkesa unter den Freiherren von Bederkesa, 1111 bis etwa 1375. II. Bederkesa unter der Herrschaft Bremens, von 1375 bis 1654. III. Bederkesa unter der Herrschaft Schwedens, von 1654 bis 1715. IV. Bederkesa unter der Herrschaft des Hauses Hannover, 1715 bis 1866.

I. Bederkesa unter den Freiherren von Bederkesa. (1111 bis etwa 1375.) Eine der größten und berühmtesten Nationen im nördlichen Deutschland waren in den ältesten Zeiten die Chauken. Sie wohnten zwischen der Ems und Elbe, und wenn es sich auch nicht bestimmen läßt, wie weit ihr Gebiet nach Süden sich erstreckt hat, so ist doch zweifellos, daß die Länder des nachmaligen Erzstifts Bremen und des Stifts Verden zu ihren Besitzungen gehört haben. Im vierten Jahrhunderte jedoch wohnten in diesen Gebieten schon Sachsen, und der Name Chauken ging nach und nach verloren und seit Karl des Großen Zeiten heißt der Theil des Sachsenlandes, welcher das jetzige Herzogthum Bremen bildet, Wicmodi oder Wigmodia. (J. H. Pratje, Rel.-Gesch. S. 1. 2. 17.) Im Lande Wicmodi und zwar im Gau der Woltsaten*) (**Pagus Woltsatorum**) lag also Be-

*) Nach H. Krause (Archiv des Vereins für Geschichte und Alterhum zu Stade, Band 5, 1875, S. 436) gehörte Bederkesa in alten Zeiten wahrscheinlich zum Gau Hadaloha. Dabei wird aber Seite 437 bemerkt: „Ob Hadaloha ein Gau war, ist nicht zu bestimmen, vielleicht ist es nur Bezeichnung des wildesten Waldlandes der Wigmodia“; zum Hostingabi aber, wie v. Hodenberg meinte, gehörte das Gebiet nie, und noch weniger war es mit dem Hostingabi identisch.“

derkesa. — „An den Grenzen des Landes Hadeln," schreibt Mushard (Brem. u. Verd. Rittersaal, 1720, S. 59), „liegt die vormals berühmte Herrlichkeit oder Freiherrschaft Biderkesa oder Bederkesa, welche mächtige Herren gehabt hat, deren Geschlecht aber nun vorlängst verstorben und untergegangen. Ihre Herrschaft hat sich über drei Meilen in die Länge und zwei Meilen in die Breite erstreckt; und hat gegen Norden gehabt das Land Hadeln, gegen Westen das Land Wursten, gegen Süden den Geestefluß und gegen Osten die Börde Lamstedt. Die freiherrliche Residenz ist gewesen auf dem sehr lustig ligenden Schlosse Bederkesa, welches zwischen Geest und Marsch in einem schönen Thalgelände vortheilhaftig am Fluß,' (Medem, die Au, welche bei Otterndorf Medem heißt und hier in die Elbe fließt), auf welchem das ganze Land Hadeln durchfahren wird, situiret ist, daß es an allen Lebensmitteln einen Ueberfluß mag haben."

Ueber den Ursprung des Namens Bederkesa, der sonst auch Bederikesa, Bederixa, Bedericossa geschrieben, später im Munde des Volkes Bergst oder Berkste ausgesprochen ist, hat man viel gestritten. Die erste Ableitung ist die von den Worten beter (besser) und kesen (wählen.) Man erzählt, zwei Brüder hätten um den väterlichen Nachlaß gelost und der eine die Gegend um Flögelingen (Flögeln), der andere aber die um Bederkesa erhalten. Dieser nun habe den ihn zugefallenen Strich Landes zur Bezeugung seiner Zufriedenheit über sein Loos Beterkesa (Bederkesa) genannt. Eine ähnliche Sage erzählt, es hätten sie einige Sachsen in der Nähe des jetzigen Steinau angesiedelt. Da sie hier aber sowohl durch Seeräuber als auch von dem Ungestüm des Meeres zu sehr beunruhigt worden wären, so wären sie weiter in's Land gezogen, hätten einen besseren, ruhigeren Wohnplatz gefunden und ihn Bederkesa genannt. Wenn schon der Umstand, daß zwei Sagen allerdings ähnlichen Inhalts sich um den Ursprung Bederkesas legen, gegen die Annehmbarkeit dieser Etymologie sprechen, so soll doch auch darauf noch hingewiesen werden, daß die von den Besitzungen als die beste bezeichnete bewohnt wurde von s. g. **paludicolae**, d. h. Sumpfbewohner, Moorleute. Wie mag dann aber der dem andern Bruder zugefallene Landstrich beschaffen gewesen sein? — Mushard leitet den Namen ab von Berserkur, Bersecks, Bersercker, d. h. **viri fomosi, facinerosi, robore plus quam humano, semigigantes** und meint, die ältesten Bewohner möchten wohl gottlose Menschen und halbe Riesen ge-

wesen sein. „Zu der Zeit Karls des Großen waren sie noch so frech, daß sie diesem siegreichen Helden als **paludicolae**, Moorleute, wenig zu willen wußten.“ *) Zur Erhärtung seiner Meinung läßt Mushard die Erbauung der Pipinsburg, deren Spuren noch heute bei Debstedt im Amte Lehe zu finden, mit jenen Verhältnissen zusammenhängen, indem der Kaiser geglaubt hätte, sie nun besser im Zaume halten zu können, ja Pratje meint sogar, daß sie ihren Namen und Ursprung von Pipin dem Kurzen selbst habe, der schon vor Karls Zügen mit Martell zusammen hier gewesen und die Sachsen ihres Uebermuths und ihrer Frechheit halber gezüchtigt habe. **) Die Unwahrscheinlichkeit dieser Thatsachen sucht Köster dadurch zu erweisen, daß die aus zwei concentrischen Erdwällen bestehende kleine Verschanzung einen zu geringen Umfang hat, und daß der Name sich auch anderwärts (z. B. bei Osterode am Harz) findet. ***)

Indeß folgt Pratje den Ausführungen Mushards nicht in Bezug auf den Ursprung des Namens Bederkesa, den er vielmehr von Bedericossa, entstanden aus **Bedevici cosa** herleitet. Er weist darauf hin, daß der Name Bederich ehemals nicht ungewöhnlich gewesen ist, wie z. B. ein Bederich Graf zu Beltitz oder Belzig, dem Marienkloster vor Stade um's Jahr 1243 eine große Reihe sehr werthvoller Reliquien geschenkt hat. Es sei leicht möglich, daß ein Bederich als Erbauer des Schlosses zu Bederkesa diesem den Namen gegeben habe. **Cosa** hieß bei den lateinischen Schriftstellern der mittleren Zeiten ein jedes Gebäude, nicht nur dasjenige, was von Armen und Geringen, sondern auch das, was von Edlen, Grafen, Fürsten und Königen bewohnt wurde. (Pratje, A. u. N. Bd. 10, S. 4, 5.) Lassen wir die Richtigkeit dieser Ableitung dahin gestellt sein, denn die Entscheidung ist kaum zu geben, weil von dem Ursprung der Herren von Bederkesa keinerlei Kunde vorhanden ist. Aber mit Sicherheit läßt sich das hohe Alter dieses Geschlechtes nachweisen. Schon

---

*) Allerdings muß Karl der Große hier großen Widerstand gefunden haben, denn drei Jahre nach einander überzog er die Sachsen mit Krieg und ist auch persönlich an der Spitze seines Heeres im Bremischen gewesen. (Mushard a. a. O. S. 60.)

**) Pratje, Kurzgefaßte Religionsgeschichte der Herzogthümer Bremen und Verden S. 13 u. Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden Bd. 8, S. 337 ff.

***) Köster, Alterthümer, Geschichten und Sagen der Herzogthümer Bremen und Verden 1856, S. 40.

im Anfang des 12. Jahrhunderts waren die Herren von Bederkesa sehr berühmt und standen in gleichem Ansehen wie die Grafen zu Oldenburg und Stotel. Ihr Ansehen schlägt Kobbe nicht all zu sehr an, dem hohen Adel rechnet er sie nicht zu, weil sie in Urkunden immer nur als Ritter genannt werden, obwohl spätere Chroniken sie als Freiherren bezeichnen. Indeß außer ihrer Gleichstellung mit den Grafen von Oldenburg lassen sich noch viele Beweise dafür anführen, daß sie lange Zeit eine bedeutende Rollegespielt haben. — Als der zweite Kreuzzug vorbereitet wurde, haben sie mit dem Erzbischof von Bremen und dem Grafen von Oldenburg sich an diesem Unternehmen betheiligt, und seit dieser Zeit muß ihr Ansehen und Einfluß sehr bedeutend gewesen sein. Zunächst ist zu beachten, daß bei allen wichtigen Verhandlungen und Verträgen sowohl zwischen den Erzbischöfen von Bremen und der Stadt als auch zwischen dem Kaiser und den Erzbischöfen stets ein Herr von Bederkesa als Zeuge aufgeführt ist. So finden wir in dem Vertrage des Erzbischofs Hartwig I. und der Stadt Bremen, die Bürgerweide betreffend, (1159) einen Marquard von Bederkesa aufgeführt, und als zwischen dem Kaiser Philipp von Schwaben und dem Erzbischof Hartwig II. wegen des Besitzes von Stade und Ditmarschen verhandelt wurde, mußte ein Herr von Bederkesa sich ebenfalls betheiligen. Wir könnten diese Beispiele noch vermehren, indem Mushard elf solcher Fälle anführt. Allein wir haben noch andere Beweise für das Ansehen dieser Familie. Im Jahre 1255 unternahmen sie einen Kriegszug gegen die benachbarten Wurster, zwar wurden sie geschlagen und von den Wurstern zurückgetrieben, allein man sieht doch, daß sie in jener Zeit über eine nicht unbedeutende Streitmacht geboten („sie zogen mit großem Volke," Mushard a. a. O. S. 61). Im Jahre 1197 wurde Rudolf von Bederkesa, ein Domdechant in Bremen, von einem Schmidt zu Diekhausen in Ostringen erstochen. Dieser Mordthat wegen wurden die Ostringer in den Bann gethan, bis endlich die Grafen von Oldenburg einen Vergleich vermittelten, dessen Bestimmungen den Ostringern eine Geldbuße von 30 Mark Silber auferlegten, welche zur Erbauung eines Altars im Dom zu Bremen zum ewigen Andenken an den ermordeten Dechanten verwandt werden sollte. *)

*) Die Urkunde findet sich bei Mushard, a. a. O. S. 60 ff.

Etwa hundert Jahre nach der Ermordung jenes Bremer Domdechanten war wiederum ein Herr von Bederkesa, Marquard, Domherr in Bremen. Da um die Zeit (im Jahre 1295) zum ersten Mal der Kirche in Bederkesa gedacht wird, so ist die Anregung zu dem Bau, wenn dieser nicht schon früher vorgenommen ist, vielleicht von Marquard ausgegangen, daß sie aber den Herren ihre Entstehung verdankt, ist wohl daraus abzunehmen, daß letztere in einer Urkunde vom Jahre 1312 Patrone der Kirche genannt werden, daß sie die Kirche noch lange nachher „unsere Kirche" genannt und gegen sie sowohl wie gegen die Prediger, eine außerordentliche Freigebigkeit gezeigt haben. — Pratje meint, daß die Kirche nach ihrer Erbauung als bloße Hofkirche noch lange ein Filial der Kirche zu Ringstedt gewesen, wo Bederkesa früher eingepfarrt gewesen ist. Allein in einer Schenkungsurkunde von 1295 wird ein Priester Bernardus als Plebanus in Bederkesa erwähnt, ebenso Conradus 1312, Meinardus als Rector 1325 und 1335, Friedericus 1340 als Rector, und Johannes 1372. Auch werden in verschiedenen Urkunden aus den Jahren 1313 und 1340 Kapläne und Vicare erwähnt. Wir sehen also, daß in der Kirche zu Bederkesa sich schon frühzeitig Zustände herausgebildet hatten, wie wir sie sonst in den katholischen Zeiten bei den Stadtkirchen finden*). Der erste Geistliche einer Stadtkirche hieß Rector, Plebanus oder Kirchenherr. Er allein hatte eine Dienstwohnung, welche oft sehr schön war, Wedeme genannt. Neben sich hatte er zwei Kapläne, welche die kirchlichen Geschäfte in seinem Namen verwalteten und dafür kärglich besoldet wurden. Die Vicare hatten mit der Amtsführung gar keinen Zusammenhang. Die Einrichtung, daß durch Fürbitten und Seelenmessen Erlösung von den Martern des Fegefeuers ermöglicht wurde, rief eine große Menge von testamentarischen Verfügungen hervor, nach denen für eine bestimmte Person oder Familie wöchentlich, monatlich oder jährlich Seelenmessen gelesen werden mußten. **) Dies geschah nie am Hauptaltar, sondern in Kapellen oder an Nebenaltären. Solch eine Stiftung hieß eine Vicarie und der dabei angestellte Priester ein Vicarius. Durch diese Einrichtung entstand die bisweilen erstaunlich große Anzahl von Geistlichen an einer Kirche.(Wiedemann, S. 31. 32.)

---

*) Wiedemann, Gesch. des Herzogthms Bremen, II, S. 31.

**) cf. Zwei solche Urkunden für die Kirche zu Bederkesa aus den Jahren 1313 und 1340 bei Pratje, A. u. N., X., S. 80 ff. und S. 84 ff.

Von den Herren von Bederkesa, welche im 14. Jahrhundert lebten, sind uns weitere bemerkenswerthe Nachrichten nicht aufbewahrt. Der ungetheilte Besitz der Herrschaft Bederkesa ging für die Familie nach und nach verloren, verschiedene adelige Familien (die Kuhlen Lappen und Lunenberge, die Elmen und Flögelinge), ja sogar die Herzöge von Lauenburg erlangten Burglehen *) zu Bederkesa, und als die Familie von der Lieth durch die Verheirathung des Johann von der Lieth mit einer Baronin von Bederkesa, durch Erbschaft einen Theil der Herrschaft erhielt, bahnte sich der Uebergang des ganzen Besitzes in die Hände der Stadt Bremen an. Johann von der Lieth überließ nämlich seinen Antheil im Jahre 1375 lehnsweise auf 3 Jahre dem Erzbischof Albert, und 8 Jahre später verkauften seine drei Söhne fernere ihnen gehörige Antheile der Herrschaft an Erzbischof Albert. Hiermit beginnt nun eine Reihe bedeutender Verwickelungen, denn die vorhin genannten eigenthumsberechtigten Familien wollten ihre Ansprüche nicht fahren lassen. Blutige Fehden entstanden aber, als die Herzöge von Lauenburg ihre Ansprüche geltend machten. Die Hartnäckigkeit und große Schwierigkeit des Streites geht daraus hervor, daß von 1375 an gerechnet fast zweihundert Jahre verstrichen, ehe Bremens Eigenthumsrecht gesichert war, indem es erst 1567 zu einem abschließenden Vertrage kam. — Mit dem Beginn dieser Streitigkeiten wird der Verfall der Familie Bederkesa anzunehmen sein, denn zu der Zeit ihrer Blüthe würde sie die Einrichtung so vieler Burglehren sich nicht haben gefallen lassen. Seit 1356 treten sie in hervorragender Weise nicht mehr hervor, ihr Besitz ist verloren gegangen, ihr Name wird lange Zeit nicht mehr genannt, — erst 1454 finden wir noch einmal einen Arend von Bederkesa erwähnt in einem Vertrage zwischen der Bremischen Ritterschaft und Bürgermeister und Rath der Stadt Bremen „umb sonderlicher Eintracht und Verständniß willen.“ (Mushard, S. 63.) Seit dieser Zeit ist der Name der freiherrlichen Familie verschwunden.

Eine Beschreibung des Schlosses giebt Wiedemann in seiner Geschichte, Band I, S. 276 ff., die wir hier aufnehmen: „Das Schloß zu Bederkesa war nebst dem zu Bremervörde die ausgebildetste Burg in der Provinz. Es hatte eine Vorburg, d. h.

*) d. h. gewisse Ländereien wurden anderen Rittern gegen die Verpflichtung eingeräumt, die Burg im Fall der Noth vertheidigen zu helfen. (Wiedemann I. S. 277.)

einen befestigten Brückenkopf von solcher Größe, daß zuweilen Familien darin wohnen konnten. Es war mit einem Bergfried versehen, d. h. mit einem mächtigen Thurme, welcher zu ebener Erde keinen Eingang hatte, sondern nur im ersten Stock durch eine außen angebrachte und leicht zu entfernende Treppe betreten wurde. Dieser Thurm wurde später in seinem oberen Theile abgetragen und mit dem jetzigen Wohnhause unter ein Dach gebracht, aber die ursprüngliche Anlage ist noch in ihren erstaunlich dicken Mauern erkennbar. Rings um den Hof, aber ganz von dem alleinstehenden Bergfried getrennt, waren neun Curien, d. h. einzelne Wohnungen derjenigen Ritter, welche zu Burglehen berechtigt waren. Diese Besitzungen mit daran hängenden Rechten gingen durch Erbschaft und Kauf in die verschiedensten Hände über und bildeten die Schwäche der Burg. Zur Vertheidigung derselben waren freilich alle Besitzer gleichmäßig verpflichtet, aber sie hatten nicht gleichmäßig das nöthige Interesse dafür. Daher war die Burg ungeachtet ihrer ursprünglichen großen Stärke gegen einen Feind nie auf die Dauer zu halten. Das Schloß bestand damals aus einem oberen und unteren Hause. Im letzteren wohnte die freiherrliche Familie von Bederkesa, in dem ersteren die Familie von der Lieth."

Das Wappen der Freiherren von Bederkesa ist bei Mushard auf S. 59 abgebildet. Der silberweiße Schild bildet ein ausgeschweiftes und abgerundetes aufrecht stehendes Viereck, auf dessen oberer Hälfte drei aus gemeinschaftlicher Basis hervorwachsende Spitzen oder Pyramiden als Schildzeichen oder Ehrenzeichen (**figurae honorabiles**) *) angebracht sind. Der auf dem oberen Schildrande ruhende Helm ist vergoldet und ist der s. g. offene Helm (Turnierhelm.) Ueber dem Helm ragen als die s. g. Kleinodien zwei gewaltige auswärts gekrümmte, aber oben nicht geöffnete, vielmehr spitz zulaufende Büffelhörner hervor, die aber nicht unmittelbar auf dem Helme selbst, sondern auf einem

*) Die Zeichen dürfen hergeleitet werden von den altdeutschen Handgemalen, den Zeichen, wodurch der Mann sein Eigenthumsrecht und zugleich seine Abkunft nachwies. Diesem gleich war die Haus- oder Handmarke, welche zur Bezeichnung seines Eigenthums gewöhnlich über der Hausthür stand und vorkommenden Falls zugleich als Schildzeichen diente. Je einfacher diese Marken, um so höher ihr Alter! cf. E. A. Hintze, Wappen- und Siegelwesen der Herzogthümer Bremen und Verden, 1857, S. 23. — Solche Hausmarken sind abgebildet auf Tafel VI des Stader Archivs, Band I, 1862, cf. daselbst S. 164 ff.

Polster ruhen, Krone oder auch Kranz genannt. Die zum Schutze des Helmes dienende Helmdecke ist in Knoten gebunden. Schildhalter oder Wappenknechte finden sich nicht, wie das bei den deutschen Wappen überhaupt weniger der Fall ist. Die Farbe des Wappens ist roth: *) roth ist der untere Theil des Schildes und die untere Hälfte der beiden Büffelhörner, deren obere silberweiß ist. Der auf dem Helm ruhende Kranz ist aus Binden von weißer und rother Farbe wechselweis geflochten, und ebenso zeigt die Helmdecke die Farben weiß und roth. Die Farben der beiden letzteren richten sich nämlich meistens nach denen des Schildes und seiner Figuren.

II. Bederkesa unter der Herrschaft Bremens. (1375—1654). Der Uebergang eines Besitzantheils an der Herrschaft Bederkesa in die Hand Bremens knüpft sich also an den Namen Johann von der Lieth, der durch Heirath mit einer Baronin von Bederkesa ein Burglehen auf dem Schlosse erhalten hatte. Im Einverständniß mit seinen drei Söhnen Carsten, Claus und Martin übergab er am Valentinstage 1375 dem Erzbischof Albert auf seine Bitte die Güter, „die sie hatten auff dem Schlosse, in dem Dorffe und auff dem Felde zu Bederkesa, drey Jahre lang zu Lehn." Der Erzbischof verpflichtete sich, Schloß und Güter „nach Verlauff der nächstfolgenden dreyen Jahren zu St. Petri Tag, als er auff dem Stuhl kam, ihnen ebenso gut als sie geliehen waren, wiederumb zuzustellen" (Mushard, a. a. O., S. 354 ff.) Von der Rückgabe ist aber nirgends die Rede, im Gegentheil heißt es schon nach einigen Jahren (1377 oder 1383), „daß Ertz-Bischoff Albrecht ein Theil des Schlosses und Güter zu Bederkesa von Christian von der Lieth und seinem Vatter kauffte." Dies hängt damit zusammen, daß die andere Hälfte des Schlosses in dieser Zeit (1381) in den Besitz der Stadt Bremen kam. Nach einer Urkunde „wunnen (gewannen) de Bremer dat halve Slot mit der halven Heerschup van den van der Lieth" und zwar während einer Fehde zwischen Erzstift und Stadt Bremen mit Herzog Albert von Lüneburg, 1381. (Mushard, a. a.

*) Die rothe Farbe, welche auch im Bremischen Wappen sich findet und überhaupt in den Wappen des Bremischen Adels vorherrschend ist, wurde im Mittelalter als ein gottergebenes Herz bezeichnend gedeutet und galt überdies als die erste unter den Farben: „maßen sie einen Vergleich mit der Feuerglut, diesem vortrefflichen Elemente, aushalte." Hintze, a. a. O., S. 10.

D. S. 355.) Während der Regierung des Erzbischofs Albert, eines Sohnes des Herzogs Magnus von Braunschweig, der nach vielen Weitläufigkeiten den erzbischöflichen Stuhl eingenommen und in der ersten Zeit seiner Amtsführung viele Widerwärtigkeiten zu bestehen hatte, kamen die Fehden und Raubzüge des Adels zu neuer Blüthe. Albert war ein leichtfertiger, sinnlicher Mann, dem aller Ernst und das Bewußtsein amtlicher Pflichten fehlte. Seine Nachlässigkeit und Schwelgerei brachten die Finanzen des Landes in große Unordnung, er verpfändete fast alle seine Burgen und ganze Gebiete des Erzstifts. Dazu kam die große Schwäche seiner Regierung, — Grund genug für die Ritter, das alte Unwesen der Raubzüge wieder aufleben zu lassen. *) Die Herren von Mandelsloh, von Behr, von Klencke, Landsberg u. s. w. unternahmen von Drakenburg aus einen Streifzug nach Langwedel. Zwar mußten sie vor den Mannen, welche von Bremen gesandt wurden, fliehen, aber bei dem Dorfe Blendern im (frühern) Amte (Westen-) Thedinghausen wandten sie sich gegen ihre Verfolger und nahmen die vornehmsten gefangen. Solche Schmach wollte die Stadt Bremen nicht ungerächt lassen. Zuerst wurden den Herren von Mandelsloh die sämmtlichen im Erzstift ihnen gehörenden Schlösser genommen. Da erschien der Herzog Albert von Lüneburg, um den bedrängten Rittern Hülfe zu bringen. Zwar that er im Amte Achim einigen Schaden, mußte aber seinen Zug unterbrechen, weil die Bremer inzwischen in sein Gebiet eingefallen waren und Walsrode zerstört hatten. Bald darauf zerstörten sie Drakenburg, verjagten die Herren von Behr aus ihrer Burg Schwitschen im Kirchspiel Visselhövede, und als nach neun Monaten Friede geschlossen wurde, gewann Bremen die andere Hälfte des Schlosses und der Herrschaft Bederkesa. So berichtet Wiedemann, Bd. I, S. 266—276. Nach Kriegsrecht hatten die Bremer dem Besitzer des anderen Theils sein Eigenthum genommen, weil er sich auf der Seite ihrer Feinde befunden hatte. Damit scheint die Frage gelöst zu sein, welche Pratje mit Gewißheit nicht beantworten kann: nämlich wann und wie die Stadt Bremen zu allererst einiges Recht an dem Schlosse zu Bederkesa erhalten habe (A. u. N. X, S. 8). Es war also im Jahre 1381. Mit diesem Antheil belehnte der Rath der Stadt Bremen nach einer bei Pratje (A. u. N., X, S. 29) abgedruckten Urkunde den Bernhard von Schaumburg, Domprobst in Ham-

*) cf. Wiedemann I, S. 27, der auch solch einen Raubzug beschreibt.

burg und Amtmann des Erzstifts („Bernd van Schowenborch, Domprovest tho Hamburg, Amptmann des Stiftes tho Bremen.“) „Diese Urkunde ist am Sonntag vor Pfingsten 1382 vollzogen. Diese Nachbarschaft war aber den drei Söhnen des Johann von der Lieth so unleidlich, daß sie auch den Rest ihres dortigen Besitzes an den Erzbischof verkauften. So entstand dies wunderliche Verhältniß, daß die eine Hälfte des Schlosses dem Erzbischof, die andere der Stadt Bremen gehörte.“ — Einige Jahre später (1388) finden wir eine andere Familie mit der dem Rathe der Stadt Bremen zugehörigen Hälfte belehnt: es ist die Familie der Ritter Lappe oder Lappen, welche Burgmänner zu Ritzebüttel und Dienstmänner des Erzstifts Bremen waren. In einer Fehde mit der Stadt Hamburg, die von den Wurstern mit achthundert wehrhaften Männern unterstützt wurde, verloren sie alle ihre liegenden Güter und zuletzt auch ihren Erbsitz (1393). Im folgenden Jahre schloß der eine der beiden damaligen Lehnsmänner von Bederkesa, Wolderich oder Wolter von Lappe, mit dem Rathe zu Hamburg einen Vertrag, in welchem sie gegen eine Summe Geldes ihren Ansprüchen auf Ritzebüttel entsagten (Mushard, S. 343), und bald gaben sie ihr Lehen zu Bederkesa ebenfalls freiwillig oder unfreiwillig auf, denn schon im Jahre 1396 erhielt es Erzbischof Otto unter der Bedingung, daß er es in 8 Jahren gegen 7000 Mark zurückgeben sollte (Pratje, A. u. N., X, S. 9), nachdem kurze Zeit Cord von Aumund es inne gehabt hatte. Erzbischof Otto (von Braunschweig) war ein Neffe des vorigen Erzbischofs und vor seiner Inthronisation Bischof in Verden. Er bemühte sich, die durch seinen Vorgänger hervorgerufenen verwirrten Zustände zu ordnen, indeß er starb zu früh, als daß er auf die weitere Entwicklung der Zukunft nachhaltig hätte einwirken können. Eine Krankheit, welche ihn schon seit längerer Zeit schwächlich gemacht hatte, raffte ihn am 30. Juni 1406 im 41. Lebensjahre dahin. Pratje meint, daß die Intriguen des damaligen Probstes von Hadeln und Wursten, Johann von Slamstorf, welche dieser wegen Rückgabe des Schlosses Bederkesa an den Rath mit diesem einfädelte, Otto's Tod beschleunigt hätten. Dieser Slamstorf, vielleicht derselbe, welcher in der früher erwähnten Fehde in Blendern mit gefangen genommen (Wiedem. I, S. 276), war ein theologisch wenig gebildeter Mann, dagegen ausgerüstet mit einem administrativen Talent ohne Gleichen. J. Slamstorf hatte nämlich dem Rath zu Bremen empfohlen, dem

dem Erzbischof das halbe Schloß zu Bederkesa zu kündigen, denn es gäbe zu allerhand Uneinigkeiten Anlaß, daß das Haus Bederkesa nicht einen Herrn hätte. Sie möchten ihm eine ansehnliche Summe Geld bieten, und der Erzbischof würde ihnen die ihm gehörige Hälfte ebenfalls überlassen. Was trieb den Probst zu diesem Rath? Die Burg lag unmittelbar an der Grenze seiner Probstei, und ihr Besitz mochte ihm äußerst wünschenswerth erscheinen. Der Rath ging auf den Vorschlag ein, aber ehe die Kündigungsfrist verstrichen war, starb Otto. Vor der Neuwahl ersuchte der Rath das mit der Verwaltung des Schlosses betraute Domkapitel um Rückgabe desselben, aber Johann hielt die Angelegenheit mit der Ausrede hin, daß das Domkapitel in der Erledigungszeit ungern wichtige Sachen vornehme. Nun wurde Johann selbst gewählt, und wenn ihm als Probst von Hadeln viel daran gelegen hatte, Bederkesa zu erhalten, so mußte er als Erzbischof alles daran setzen, es nicht herauszugeben. Wie wenig er an eine Herausgabe dachte, zeigte er dadurch, daß er die Befestigungswerke ansehnlich vermehrte. Indeß der Rath beruhigte sich bei den glatten Worten und Ausflüchten des neuen Erzbischofs nicht. Drei bei J. P. Cassel (**Bremensia**, S. 314, Nro. 5. 6.) aufgeführte Urkunden aus den Jahren 1408, 1411 und 1412 beweisen, daß der Rath sowohl den Schiedsspruch der Herren von Bordesloh und von Wersebe, als auch der Bürgermeister von Stade und Buxtehude sich erbat. Endlich kam am Tage vor der Himmelfahrt Mariä 1412 ein Vergleich zu Stande. „Der Erzbischof sollte, so lange er lebte, im Besitz seines Theils von Bederkesa bleiben und der neue Amtmann Martin von der Lesmene, ihm und dem Rath zugleich huldigen. Bei dem etwaigen Abgang des Amtmannes wollte der Rath drei befähigte Männer dem Erzbischof zur Auswahl vorschlagen. Der Rath sollte ihm zugleich die Hälfte der letzten Baukosten ersetzen," (Wiedemann, I, S. 249.) und wenn Bederkesa von jemandem eingenommen werden sollte, so wollten sie ihre Kraft zu seiner Wiedereroberung vereinigen. (Cassel, S. 314, N. 8.) Im Jahre 1421 starb der Erzbischof Johann, und sofort gab der damalige Amtmann Otto von Borch dem Rath zu Bremen das Schloß heraus. Gewiß ist dies noch kurz vor dem Tode Johanns geschehen, der am 20. December starb, denn nach einer bei Cassel (**Bremensia** S. 315, N. 10.) angeführten Urkunde hat Otto von Borch am Dinstag nach Epiphaniä 1421 das Schloß zurückgegeben, hat es aber so-

gleich mit der Verpflichtung wieder empfangen, „nach geschehener Löse das ganze Schloß deger und all ohne Verzugk und Wiedersproch wiederumb einzuantworten.“ Wenn hier gesagt wird „das ganze Schloß,“ so geht daraus hervor, daß die Stadt Bremen um diese Zeit auch die andere Hälfte schon besessen hat, und Pratje vermuthet*), daß Slamstorf wirklich dasjenige gethan, was Erzbischof Otto nicht wollte, und daß der Bremer Rath den von Slamstorf ihnen einst gegebenen Rathschlag bei dem Rathgeber selbst zur Ausführung gebracht habe. — Indeß wir werden gleich sehen, daß der Besitz keineswegs ein ungestörter war. Schon einige Jahre vor dieser Zeit ist der Keim zu neuen und schweren Verwickelungen gelegt, die sogar hin und wieder Blutvergießen mit sich brachten, und noch 150 Jahre vergehen, ehe Bremen die Herrschaft Bederkesa unbestrittenes Eigenthum nennen kann.

Schon früher ist uns der Name eines Herzogs von Lauenburg begegnet. Mit dem Beginn des Verfalls der Familie Bederkesa hatten die Lauenburger Herzöge ein Burglehen auf dem Schlosse erworben, und seit dieser Zeit hatten sie Anspruch an den Besitz. Inzwischen war aber ein Theil der Herrschaft an Bremen gekommen, und während Johann Slamstorf diesen seinem Vorgänger verliehenen und von ihm selbst mit Hartnäckigkeit festgehaltenen Antheil inne hielt, suchten die Herzöge von Lauenburg ihre Ansprüche geltend zu machen. Drohungen aller Art wurden ausgesprochen, und als diese nichts halfen, veranlaßten die Herzöge, daß von Seiten verschiedener Grafen und Fürsten Briefe mit auf Abtretung zielenden Vorstellungen und Ermahnungen in Bremen einliefen. Indeß waren alle Bemühungen vergeblich, und im Jahre 1435 sah der Herzog sich zu energischen Maßregeln veranlaßt. Als der Herzog sich zur Fehde rüstete, traf auch Bremen seine Vorbereitungen und ernannte Günther XXXIX., Grafen von Schwarzburg, zum Kriegsobersten. (Cassel, **Bremensia** 1, S. 56.) Nach einigen Jahren schien die Sache beendigt, indem Herzog Bernhard 1443 das Land Hadeln und die Ansprüche an Bederkesa um 3000 Goldgulden an die Stadt Hamburg verpfändete. Er hatte sich verpflichtet, erst nach 30 Jahren die verpfändeten Güter wieder einlösen zu wollen, und in der That geschah die Einlösung erst 1480 von seinem Nachfolger Johann IV. (Pratje, 10, S. 11.)

*) Pratje, A. u. N. X, S. 11. v. Kobbe, S. 108.

Dieser machte seine Ansprüche sofort wieder geltend und erneuerte die Fehde, bis endlich im Jahre 1486 durch die Bemühung des Markgrafen Johann von Brandenburg und des Heinrich von Schwarzburg, des späteren Erzbischofs Heinrich II., zwischen den beiden Parteien ein Vergleich geschlossen wurde, dem zufolge man die Waffen niederlegen und die Angelegenheit in den Rechtsweg verweisen wollte. Gewiß ist dieser rasche Abschluß durch den unglücklichen Ausgang eines Kriegszuges mit herbeigeführt, den Herzog Johann im Jahre 1484 gegen das Land der Wurster unternommen hatte. „Er behauptete nämlich, der Kaiser Sigismund habe diesen Bezirk seiner Familie geschenkt. (Das ist sehr möglich; solche Schenkungen waren gegen hohe Kanzleigebühren leicht zu erhalten, aber völlig nutzlos, wenn sie nicht mit eigener Macht schließlich errungen wurden). Da die Umstände günstig schienen, rückte er in das Land Wursten ein. Er wurde aber gänzlich geschlagen, seine Kriegsleute fast alle getödtet, und mühevoll rettete er sich mit einer kleinen Schaar nach dem Schlosse Bederkesa. Die Wurster belagerten ihn hier und brachten ihn in große Bedrängniß. Da sie aber die völlige Einschließung der Burg nicht hatten bewerkstelligen können, so gelang es den Einwohnern des nahegelegenen Ihlienworth, Nachts mit ihren Kähnen heranzukommen und ihren Herzog in Sicherheit zu bringen. Als die Wurster das leere Nest fanden, zogen sie ab. Zwar erneuerte der Herzog im folgenden Jahre seine Versuche in Wursten, da er aber die Feindseligkeiten der Bremer fürchtete und das Mißliche seiner Lage einsah, so stand er von seinen Plänen gegen die Wurster ab und bequemte sich zu dem vorhin erwähnten Vertrage mit Bremen, dessen Vermittlung namentlich durch Johann von Brandenburg in die Hand genommen war.“ (Wied., I, S. 314, 315.) — Schon nach einigen Jahren brachen die Unruhen wieder aus. Auf Herzog Johann IV. war Herzog Magnus gefolgt. Er richtete sofort wieder sein begehrliches Auge auf Wursten, um es dem Erzbischof Johann III. Rode (1497—1511) zu entreißen, wie er das Stedingerland ihm bereits genommen und dem Grafen von Oldenburg als ein vom Erzstift abhängiges Lehen übergeben hatte. Dabei schien ihm der Besitz der Burg Bederkesa von Wichtigkeit. Hier fungirte um diese Zeit der Bremische Amtmann Nicolaus von Horn. Herzog Magnus überrumpelte das Schloß, vertrieb den Amtmann, und kam durch diesen Gewaltstreich natürlich auch mit

der Stadt Bremen in Conflict. Der Erzbischof suchte Hülfe bei Bremen und Hamburg und brachte 1300 Mann zusammen. Bei Otterndorf kam es zum Treffen. Magnus wurde geschlagen und floh. Freilich nahm er die s. g. „schwarze Garde" (Siehe Näheres darüber bei Wied, I, S. 322 ff.) in seinen Dienst, welche sich um diese Zeit unbeschäftigt in Brabant und Flandern umhertrieb, und wagte mit diesen 4—6000 Mann einen neuen Einfall, allein der Erzbischof schickte den Wurstern in Eile 700 Mann. Mit Hülfe dieser gingen sie dem Feinde muthig bei Weddewarden entgegen und besiegten sie. Als endlich die „schwarze Garde" das Land verlassen hatte, stand Magnus allein und schloß am 20. Jan. 1500 Frieden mit dem Erzbischof.*) Nun wurde auch der Conflict mit Bremen wegen Bederkesa zum Austrag gebracht. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, bei welchem Herzog Magnus nach der ersten Niederlage (bei Otterndorf) vergeblich Beistand gesucht hatte, und der nach dem Treffen bei Weddewarden durch Aufstellung eines Heeres den Abzug der schwarzen Garde erzwungen hatte, brachte mit Erich eine Vermittelung zu Stande, so daß der Streit nicht durch Gewalt sondern im Wege Rechtens entschieden werden sollte. Bei Strafe von 4000 rhein. Gulden ward alle Anwendung von Waffen untersagt. (Wied., I, S. 326.) „Es wurde festgesetzt, daß in zwei Monathen, nach vorhergegangenen zwölf Wochen die Einrede und Widerrede aller Irrungen bey Strafe 4000 rhein. Gulden von der widerstrebenden Parthey bei der Kaiserlichen Cammer geschehen solle." (Pratje, A. u. N., X, S. 13.) Es war unter den damaligen Verhältnissen kein seltener Fall, daß ein Prozeß sich durch Jahrzehende hindurchzog. Bis zur Ermüdung der Parteien wurde auch dieser Handel fortgeführt. Als aber reichlich sechzig Jahre verstrichen waren, wurde ein Vergleich geschlossen, in welchem Herzog Franz von Lauenburg auf den Besitz Bederkesas verzichtete. Dagegen erhielt er die Zusicherung, daß sein Sohn Heinrich zum Erzbischof ernannt werden sollte (Wiedem. II, S. 164), da der erzbischöfliche Stuhl durch den Tod Georgs (von Braunschweig) ein Jahr vorher erledigt worden war. Dieser Vergleich wurde Donnerstag nach Invocavit 1567 abgeschlossen und am 4. Juni vom Kaiser Maximilian II. bestätigt. (Cassel, I, S. 57) Somit sehen wir die Stadt Bremen im vollen Besitze der Herrschaft Bederkesa.

*) Die Urkunde welche bei dieser Gelegenheit vollzogen ist, findet sich im Stader Archiv, Bd. II. 1864, S. 91 ff.

Wenn wir den langen Streit um die Herrschaft überblicken, so sehen wir, daß zuerst die eine Hälfte in die Hände des Erzbischofs überging (1375) und gleich nachher die andere Hälfte in die der Stadt Bremen (1381). Mit dieser Hälfte wurde bald der Erzbischof Otto belehnt, und so kam es in die Hände des Erzbischofs Johann (Slamstorf), bis nach dessen Tode das Ganze an die Stadt Bremen kam (1421). Nun beginnt der Streit mit den Herzögen von Lauenburg (Bernhard, Johann IV., Magnus, Franz), und obwohl blutige Fehden daraus entstanden, obwohl der ganze Handel erst mit dem Jahre 1567 sein Ende fand, so hat doch während der ganzen Zeit die Stadt Bremen zu der Herausgabe des vielumworbenen Schlosses nicht gezwungen werden können. Obwohl vielfach beunruhigt, hat die Stadt doch schon lange vor Beendigung des Prozesses die Burg stets als ihr Eigenthum betrachtet und dem gemäß hier geschaltet und gewaltet. Hierauf wollen wir noch einen Augenblick unseren Blick richten.

Zunächst hat die Stadt im Jahre 1460 das Haus zu Bederkesa neu erbaut. Damals hatte Bremen vor dem Herzoge Bernhard von Lauenburg gerade Ruhe, da dieser mit dem Lande Hadeln zugleich seine Ansprüche an Bederkesa an Hamburg verpfändet hatte. Daß der Neubau im Jahre 1460 geschehen, dies bezeugt ein über der Thür des alten Schlosses noch befindlicher Stein mit folgender Inschrift, unter welcher das Bremer Wappen eingefügt ist:

Anno M.C.C.C.L & X. centum superadde
Qui Bremam regunt, hanc domum sic paraverunt
Ad laudem domini pax ut sit communitati,

auf deutsch: „Im Jahre 1360, hundert zähle dazu, haben die welche Bremen regieren, dies Haus zur Ehre des Herrn so gebaut, daß der Staat (die Gemeinde) Frieden habe.“ In diesem Jahre wurde der mitten auf dem Burgplatze von Quadersteinen aufgemauerte Brunnen mit einem herrlichen Schmucke versehen. Vier dorische Säulen trugen eine Kuppel, auf jeder Säule stand ein Löwe mit einem Schilde, und auf die Kuppel wurde ein 6′ hoher Roland gesetzt. Eine Beschreibung des Schlosses findet sich in einem durch Herrn Pastor Visbeck in Bederkesa mir gütigst mitgetheilten Manuscripte, dem wir zur Ergänzung des von Wiedemann oben Mitgetheilten einiges entnehmen. Der Verfasser dieser weiteren Mittheilungen soll das Bild des alten Schlosses von Dilichius, welches sich auf der Bremer Bibliothek

befindet, zur Ansicht gehabt haben. Demnach ist die Lage des alten Schlosses ganz dieselbe gewesen wie die jetzige, nämlich an ein schmales Hauptgebäude haben sich zwei gleich lange Flügel angelehnt. Am Ende der beiden Flügel hat ein Haus gestanden für den Pförtner, welcher die Zugbrücken auf- und niederzulassen hatte, die über den das ganze Schloß umgebenden etwa 60′ breiten Burggraben führten. Die eine dieser Zugbrücken führte nach der Amtsstraße zu, die andere nach Nordosten, und von letzterer sollen noch die eichenen Pfähle zu sehen sein. Neben jeder Zugbrücke war eine Bastion und rund herum ein acht Fuß hoher Wall. Der Graben und der Wall mußten von verpflichteten Hofdiensten in Ordnung gehalten werden. — Die Wirthschaftsgebäude lagen nicht innerhalb des Burggrabens, sondern zwischen dem östlichen Theile desselben und dem See. Da nun Burggraben und See ebenfalls durch zwei Gräben verbunden waren, so lagen die Wirthschaftsgebäude ebenfalls auf einer Insel. Die Besatzung des Schlosses bestand nach dem erwähnten Manuscript in Friedenszeiten aus 19 Mann Militair, nämlich aus einem Commandanten, einem Anführer, zwölf Landsknechten, einem Pfeifer, einem Trommler, einem Büchsenschützen und zwei Thorwächtern. Von den Landsknechten war täglich einer vom Dienste befreit, neun hatten die Tag- und zwei die Nachtwache auf den Wällen. Außerdem war eine Ersatzmannschaft vorhanden. Sie bestand aus zwei Holzvögten, einem Koch, einem Schließer, einem Pförtner, einem Jäger, einem Fischer und einem Schreiber, so daß auf der Burg fortwährend eine Besatzung von 27 Mann lag. Der Hirte befand sich gewissermaßen fortwährend auf Vorposten. Der Burg gegenüber im Holze zur Burg (dem jetzigen Holzurburg) lag nämlich ein runder Thurm mit einem spitzen Schieferdache, der mit Wällen umgeben war. Wenn nun der Hirte, der im Walde die Heerden weidete, einen Ueberfall besorgte, so trieb er sofort seine Heerde in den Thurm, schloß sie ein und gab von oben mit seinem Horne Nothsignale.

Die Burg mit ihren Gräben und Zugbrücken, mit ihren Thürmen und Bastionen und mit ihrer etwas seltsam zusammengesetzten Besatzung mußte doch wohl den Eigenthümern eine genügende Sicherheit zu gewähren scheinen, denn zur Zeit der Unruhen in Bremen (1531) nahm sogar der Rath der Stadt seinen Aufenthalt auf dem Schlosse. Diese Unruhen hingen mit der Reformation zusammen. Von 1511—1558 regierte Erzbischof

Christoph (Herzog von Braunschweig-Lüneburg), ein Mann, „von dem nicht eine einzige gute That erzählt wird.“ Als die Reformation in's Land kam, widmete er ihr anfänglich gar keine Aufmerksamkeit. Erst als die Dinge ihm über den Kopf zu wachsen drohten, begann er den Kampf gegen die neue Lehre, er allein gegen sein ganzes Land, unermüdlich, mit immer neuen Mitteln, aber immer erfolglos. Das Licht des Evangeliums verbreitete sich weiter und weiter, ohne daß viel auffallendes dabei geschah. Schon 1522 predigte Heinrich (Müller) von Zütphen in Bremen das lautere Gotteswort, und wenn auch für alle einzelnen Oerter ein bestimmtes Jahr des Sieges des Evangeliums mit Sicherheit nicht angegeben werden kann, so steht doch soviel fest, daß um das Jahr 1535 im Erzstift keine Gemeinde und kein Pfarrer mehr katholisch war. (Wiedem., II, S. 35.) Da fast alle Gemeinden von der Stadt Bremen lutherische Prediger erhielten (Pratje, A. u. N. X, S. 25.), so wird Bederkesa hiebei nicht zuletzt berücksichtigt worden sein, und daher nimmt man an, daß diese Gemeinde fast zu gleicher Zeit mit Bremen ihren Cultus verändert hat. (Wiedem., II, S. 34. Pratje, A. u. N. X, S. 25. Pratje, Kurzgef. Relgesch. II, 2. S. 21. Köster, S. 22.) Die Namen der ersten lutherischen Prediger sind verloren gegangen. Der erste, dessen Namen uns genannt wird, war Hermann Crösenius († 1596). *)

Als nun aber nach Luthers Tode der Schmalkaldische Krieg ausbrach und der Kaiser auch in Niederdeutschland gegen die großen Burgen des Protestantismus im sächsischen Kreise ein Heer aufstellen wollte, wurde der Statthalter von Westfalen, Jobst von Cruningen und seine Obersten Eberstein und Wrisberg, mit dieser Angelegenheit betraut. Der erste Zug ging gegen Bremen. Allein die Belageruug der großen und kriegsmuthigen Stadt durch das kleine kaiserliche Heer mißlang. Ein erfolgreicher Ausfall der Bremer, bei welchem der feindliche Oberfeldherr tödtlich verwundet und eine sehr große Beute an Geschütz, Munition und Lebensmitteln gemacht wurde, hatte zur Folge, daß Oberst Wrisberg nach Norden abzog (1. April 1547). Schon im Februar war Bederkesa mit einigen Rotten Landsknechten verstärkt und wurde nun aus der gewonnenen Beute reichlicher mit Lebensmitteln versorgt (Wiedem., II, S. 54, 55, 70, 72.), indeß von einer weiteren Betheiligung des festen Schlosses an den krie-

*) Die übrigen siehe bei Pratje, A. u. N., X, S. 64 ff.

gerischen Ereignissen dieser Zeit, die 1549 ihr Ende fanden, verlautet nichts. Als die unruhigen Zeiten unter dem Erzbischof Christoph (1511—1558) vorüber waren, kamen unter dem Bruder und Nachfolger desselben, Georg (1558—1566) friedliche und segensreiche Jahre für das Erzstift, die auch unter seinem Nachfolger Heinrich III. (Herzog von Sachsen-Lauenburg 1567—1585) Jahre des Glücks und des Friedens wurden. Mit auswärtigen Angelegenheiten sich zu beschäftigen, fand Heinrich keine Veranlassung; desto mehr beschäftigte er sich mit den inneren Verhältnissen der Provinz. Aus gleichem Grunde bekümmerte sich auch der Rath der Stadt Bremen um die größten Kleinigkeiten, und aus Mangel an wichtigen Ereignissen werden uns Unruhen aus geringfügigen Ursachen erzählt, die kaum erzählenswerth sind. „Im Jahre 1575 entstand eine Uneinigkeit zwischen dem Rathe zu Bremen und den Wurstern, weil diese auf Bederkesischem Grunde und Boden eigenmächtig Torf gestochen hatten. Da jener sie deswegen hatte pfänden lassen, so fielen sie in das Bederkesische Gebiet und trieben viel Unfug. Die Bremer strengten deswegen bei dem Erzbischof eine Klage an und erhielten Genugthuung.“ (Pratje, A. u. N. X, S. 14.) Während einer langen Reihe von Jahren ist die Geschichte Bederkesas in Dunkel gehüllt. Entweder sind die Nachrichten verloren gegangen, oder was wahrscheinlicher, während der Ruhezeit vor dem dreißigjährigen Kriege fiel Bemerkenswerthes nicht vor. Nur ein Ereigniß in der Stadt Bremen muß hier erwähnt werden, welches für die Weiterentwicklung der Reformation insofern bedeutsam wird, als es das Eindringen der reformirten Lehre und ihre Verbreitung neben der lutherischen bewirkte: das sind die s. g. Hardenberg'schen Unruhen. (Pratje, Kurzgef. Religionsgesch. III, 1, §. 1. 2, 6.) Der Domprediger Hardenberg war in der Lehre vom heiligen Abendmahl nach und nach in einen Gegensatz zu dem lutherischen Bekenntnisse gerathen, und 1561 aus der Stadt Bremen verwiesen. (Pratje, Kurzgef. Religionsgesch. III, S. 7.) Während seiner Abwesenheit bildeten sich Parteien, von denen schließlich die Hardenbergsche die Oberhand gewann. Sieben Prediger, die sich unter Hardenbergs Gegner befunden hatten, verließen die Stadt, und ihre Stellen wurden mit Melanchthonianern wieder besetzt. Als mittlerweile die Concordienformel zu Stande gekommen und zur Unterschrift auch nach Bremen gesandt war, weigerten sich die Prediger, der Aufforderung Folge

zu leisten, und auswärts gewöhnte man sich, die Bremer Prediger für Calvinisten zu halten. Zwar war diese Meinung zunächst noch unbegründet, indem die Prediger in den Lehren von der Person Christi und vom heil. Abendmahl zwischen den Calvinisten und den strengen Lutheranern die Mitte zu halten suchten, aber die Annäherung an die reformirte Kirche schritt stetig weiter, und 1618 erklärte die Stadt sich für ein Mitglied derselben. (Pratje, ebendaselbst S. 16—21.) Für die Gemeinden im Amte Bederkesa und Lehe, über welche dem Rath zu Bremen das Patronatrecht zustand, konnten diese Veränderungen nicht ohne Folgen bleiben. Sie erhielten alle nach und nach reformirte Prediger, und zwar geschah dies mit so wenig Aufsehen, daß die meisten Gemeinden glaubten, sie hätten nach wie vor lutherische Prediger, und der größte Theil der Eingepfarrten blieb dem lutherischen Lehrbegriff treu. (Pratje, ebendaselbst III, 2, S. 22 u. 23.) — Diese Ereignisse vollzogen sich, während in Deutschland der dreißigjährige Krieg wüthete, mit dessen Ende in der Geschichte Bederkesa's abermals ein Wendepunkt bezeichnet wird. —

III. Bederkesa unter der Herrschaft Schwedens. (1654—1715.) Als im Jahr 1648 der furchtbare 30jährige Krieg beendigt war, wurde das Erzstift Bremen der Krone Schweden überlassen. Sofort wurde die Säcularisation vorgenommen, und dabei machte Schweden der Stadt Bremen die Reichsunmittelbarkeit streitig. Bremen wollte natürlich nicht sofort nachgeben, und der Streit artete bald in Feindseligkeiten aus (1654). (Pratje, X, S. 15. v. Kobbe, S. 111. Pratje, Relg. III, 2, S. 22 f.) Der damalige Gouverneur der Herzogthümer, Johann Christoph Graf Königsmark, zog vor Bederkesa und verlangte, daß die Stadt Bremen ihre Besatzung aus dem Schlosse wegnehmen sollte. *) Da dies nicht geschah, so belagerte er es, und erzwang durch ein zwei Tage währendes starkes Bombardement mit sechs Geschützen die Uebergabe. Am 5. Sept. wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und am 28. Nov. kam es in Stade zu einem Friedensschluß, in welchem (8. Artikel) das Haus und Amt Bederkesa auf ewig an die Krone Schweden abgetreten wurde **), wo damals die Königin Christine herrschte. Gleich

---

*) Das bezügliche Schreiben, gegeben Stade den 12. Mai 1654, findet sich bei Pratje, Bd. X, S. 42—45.

**) Auch Gericht und Flecken Lehe wurden abgetreten.

mit dem Beginn der schwedischen Herrschaft wurde die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten im Amte Bederkesa in die Hand genommen. Da nämlich, wie vorhin schon erwähnt, trotz der Anstellung reformirter Prediger der größte Theil der Gemeindemitglieder der lutherischen Lehre treu geblieben war, so beschloß die Regierung diesen Gemeinden nach und nach wieder lutherische Prediger zu geben. Kaum war diese Absicht bekannt geworden, als die Prediger zu Debstedt, Lehe, Ringstedt, Flögeln, Holßel und Bederkesa am 5. März 1655 von Lehe aus eine Bittschrift*) an den König richteten, er möge geruhen „uns arme und der reformirten Religion zugethane Kirchendiener — bei unseren Diensten und Kirchen-Ceremonien und christlichen Religion verbleiben zu lassen u. s. w.“ Als aber die Predigerstellen zu Debstedt dennoch mit lutherischen Predigern wieder besetzt wurden, suchten sie mit Hülfe des Raths zu Bremen die Verwendung des Landgrafen Wilhelm von Hessen. Dieser richtete am 3. Mai 1660 ein Schreiben **) an den König Karl Gustav, konnte aber die Zurücknahme des Entschlusses nicht erreichen, vielmehr erhielt auch Lehe im folgenden Jahre einen lutherischen Prediger, durfte aber nach langem Bitten neben diesem auch den reformirten behalten (1689). Im Jahre 1675 erhielt Bederkesa einen lutherischen Prediger, und 1698 wurde durch König Karl XII. in Ringstedt, welches 1695 einen lutherischen Prediger erhalten hatte, dasselbe Verhältniß hergestellt, wie es in Lehe war. So ist es gekommen, daß Bederkesa, Flögeln, Elmlohe jetzt einen lutherischen, Holßel einen reformirten, und Ringstedt und Lehe einen lutherischen und reformirten Prediger haben. (Pratje, A. u. N. X. S. 25, 26. Pratje, Rel.-Gesch. III, 2, S. 23. v. Kobbe, S. 111.)

Zu dieser Zeit befand sich Haus und Amt Bederkesa bereits in den Händen des schon bekannten Gouverneurs Grafen Königsmark. Es ist bekannt, daß die Königin Christine mit den neuerworbenen Provinzen verschwenderisch umging und Klöster und Güter an Staatsdiener und Feldherren, Leibärzte und Hofbediente austheilte. So erhielt General Wrangel Bremervörde, Reichsrath Salvius Harsefeld, General Douglas das Kloster Zeven und Graf Königsmark die Aemter Rotenburg und Neuhaus.

**) Abgedruckt bei Pratje, A. u. N., X, S. 57 ff.

**) In latein. Sprache, bei Pratje, A. u. N., X, S. 59 ff. abgedruckt.

Letzterem wurde außerdem Bederkesa für 40,000 Thaler 1661, 4. Dec. verpfändet. Vierzehn Jahre später 1675 wurde Bederkesa wiederum von Kriegsunruhen bedroht, als der kühne und allezeit kriegslustige Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen (1650—1678), dessen Voltaire in seinem „Jahrhundert Ludwig XIV.“ als eines berüchtigten Brigands erwähnt, mit seinen Schaaren siegreich bis in das Herzogthum Bremen vordrang. Karl XI. von Schweden war zum Feind des deutschen Reichs erklärt und die Execution in dessen Reichslanden Bremen und Verden verhängt worden, deren Ausführung Christian V. von Dänemark, Georg Wilhelm Herzog von Celle, Rudolf August Herzog von Wolfenbüttel und Bernhard von Galen übernahmen. (cf. über diese Reichsexecution, Stader Archiv, V, 1875, S. 380 ff.) Zeitweise hielt er das Herzogthum ganz besetzt (cf. W. H. Jobelmann, die Reichsexecution gegen Karl XI. ꝛc. Stader Archiv, 1875, Bd. V, S. 380—396.) und seine Schaaren hielten in diesen Gegenden übel Haus. *)

Nach einigen Jahren (1681) nahm die schwedische Regierung die bekannte Reduction der verschenkten Güter in den Privatbesitz der nicht mehr regierenden Königin Christine vor, zu deren Unterhalt dieselben dienen sollten, und bei dieser Gelegenheit sollte die Königsmarksche Familie auch Bederkesa wieder zurückgeben. Allein die Regierung vermochte die 40,000 Thaler, für welche Bederkesa verpfändet worden war, nicht aufzutreiben, und außerdem machten die Verhandlungen über den Ersatz des von den münsterschen Schaaren angerichteten Schadens so große Schwierigkeiten, daß die Familie noch fortwährend im Besitze des Hauses und Amtes Bederkesa blieb. Einzelne Glieder der Familie wohnten hier zu Zeiten, wie z. B. eine Gräfin Löwenhaupt, geb. Königsmark (Roth, Geogr. Beschreibung der Herzogthümer Bremen und Verden, 1718.) und nach ihr die bekannte Gräfin Aurora, (Pratje, A. u. N. X, S. 16.) Enkelin des Gouverneurs, welche die Mutter des Marschalls von Sachsen wurde.

Gegen Ende des nordischen Krieges waren die Herzogthümer von dänischen Truppen besetzt, und als am 19. Nov. 1719 zu

*) Pratje, 10, S. 16. cf. Kottmeier, das Kloster Zeven, S. 17. cf. Zeidler, Börde Lamstedt, im Stader Archiv, Bd. IV, 1871, S. 333, welcher erzählt, daß aus Lamstedter Kirchenbüchern zu ersehen, wie auch dort Münstersche Soldaten eine große Rolle spielen und Geschichten machen, welche der Anstand zu erzählen verbietet. Das „üble Haushalten“ war überall der Fall.

Stockholm der Friede mit England-Hannover zu Stande kam, erhielt Hannover den Besitz von Bremen und Verden, den es bereits durch eine an Dänemark bezahlte Kaufsumme (1 Million Thaler) erworben hatte (1715), dauernd bestätigt.

IV. Bederkesa unter der Herrschaft des Hauses Hannover. (1715—1866). Obwohl also das Haus Hannover bereits im Jahre 1715 die Herzogthümer Bremen und Verden und damit das Amt Bederkesa erworben hatte, so stellte sich der Besitzergreifung doch eine rechtliche Schwierigkeit entgegen. Seit 1661 war Haus und Amt Bederkesa an die Familie Königsmark verpfändet, und Schweden hatte die Wiedereinlösung nicht möglich machen können. Nach der Occupirung durch die dänischen Truppen hatte Dänemark die Herzogthümer als sein Eigenthum angesehen und seine Ansprüche erst an Hannover abgetreten, als dieses eine bestimmte Kaufsumme gezahlt hatte. Damit sollten die Verpflichtungen gegen die Königmark'sche Familie auf Hannover übergegangen sein. Sei es, daß Kurfürst Georg, welcher 1714 als Georg I. Englands Thron bestiegen hatte, die Schwedische Regierung zur Einlösung Bederkesas anhielt, oder daß er die an die Familie Königsmark zu zahlende Summe von 40,000 Thlrn. nicht sofort disponibel hatte, — jedenfalls zogen die Verhandlungen sich sehr in die Länge, denn erst 1735 wurde Bederkesa eingelöst. Die Verhandlungen wurden geführt zwischen dem damaligen Königsmark'schen Amtmann Wynecken, einem ehemaligen Hauptmanne in schwedischen Diensten, und Amtsschreiber Ulrich einerseits und dem Amtmann Klug und Amtsschreiber Heider andererseits. Wynecken wurde in den Dienst der neuen Herrschaft herübergenommen und war der erste Amtmann des neu gebildeten kurfürstlichen Amtes, welches aus den Börden Ringstedt und Debstedt bestand. Zu ersterer gehörten die Kirchspiele Bederkesa, Ringstedt, Flögeln und Elmlohe, zu letzterer aber die Kirchspiele Debstedt und Holßel. Neben Wynecken wurde Heider als Amtsschreiber angestellt. Im Jahre 1741 starb der Amtmann, und Freiherr Wilhelm Heinrich Grote, bis dahin Auditor bei der Justizkanzlei in Hannover, wurde sein Nachfolger mit dem Titel eines Drosten. Im Jahre 1748 erhielt er den Charakter eines Oberhauptmanns und 1770 den eines Landdrosten mit dem Range eines Generalmajors. Eins der segensreichsten Werke dieses Mannes war die Einrichtung einer Armenkasse im Jahre 1756, wie sie nach Pratjes Versicherung damals in

keinem Amte des Herzogthums Bremen zu finden war. Zur Ansammlung eines Kapitals wurde von den wohlhabenden Einwohnern des Amtes eine freiwillige Beisteuer erbeten, und die erste Collecte betrug 137 Thlr. 24 Schillinge. Dies Kapital wurde vergrößert durch eine Steuer, welche bei allen gerichtlich abgeschlossenen Vergleichen und Contracten gezahlt werden mußte und durch die in die Armenbüchsen auf der Amtsstube eingelegten Gaben. Die Mitglieder des Armenvereins hatten sich außerdem verpflichtet, daß sie von demjenigen ihrer Hausgenossen, „der fluchet und schwöret, den Nahmen Gottes unnütz im Munde führet, in unanständigen Reden oder Bezüchtigungen sich vergehet, jedesmahl 4 gute Pfennige in die Amts-Armen-Büchse ohnweigerlich“ zahlen lassen wollten. Alle Vierteljahre wurden die Armenbüchsen geöffnet, die eine Hälfte der eingegangenen Gaben wurden an die Armen vertheilt, die andere Hälfte zum Kapital geschlagen. Das rege Interesse für die Sache wie die umsichtige und vortreffliche Verwaltung der Gelder hatten es möglich gemacht, daß bald alljährlich 50—60, ja auch 70 Thaler vertheilt wurden und das Vermögen sich auf 1220 Thaler belief. *)

Nach einer langen Wirksamkeit in Bederkesa starb der Freiherr Grote im Jahre 1799. Sieben Beamte standen ihm in der langen Reihe von Jahren nach und nach zur Seite: Johann Christian Heider (1741—1743), Carl Fr. Meiners (1743—1756), Dr. Nicolaus Johann Mittag (1756—1760), Just Hinrich Nanne (1760—1769), Johann Christian Bremer (1769—1771), Joh. Daniel Gerhard Kitzow (1771—1776) und Johann Conrad Friedrich Wiering seit 1776. — Der Nachfolger des Freiherrn Grote wurde im Jahre 1800 der Oberhauptmann v. d. Decken, welcher nach 18 Jahren an das Amt Osterholz versetzt wurde; nach ihm kam Oberamtmann Meyer (1818—1849), Oberamtmann Struecker, 1849, und als der letzte Amtmann v. d. Decken, 1852. Als zweite Beamte fungirten während dieser Zeit Isenbart, Hotzen, Hintze, Jaeger, Scharf, v. Reiche, Reinbold, Chappuzeau und Wehner.

Die Namen der Prediger, welche im Laufe der Jahrhunderte in Bederkesa gewirkt, sind zwar nicht sämmtlich bekannt, namentlich gilt dies von denen, die kurz vor und nach der Reformation gelebt haben. Pratje nennt die Namen der Plebanen und Rec-

*) Die Urkunden finden sich abgedruckt bei Pratje, A. u. N., X, S. 45—50.

toren aus der Zeit von 1295—1372, nämlich Bernhard, Conrad, Meinhard, Friedrich und Johann. — Erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, als das reformirte Bekenntniß bereits Eingang gefunden hatte, kennen wir die Namen der Prediger. Jedoch muß dabei bemerkt werden, daß das Verzeichniß, welches Pratje im A. u. N., X, S. 69—72 aufstellt, einen Johann Heinrich Gutturff von 1648 aufweist, der in dem Lagerbuche der Kirche zu Bederkesa nicht enthalten ist, wie aus dem durch Herrn Pastor Visbeck mir freundlichst mitgetheilten Verzeichnisse der Prediger hervorgeht. Nach Pratje soll Gutturff von den Bremern im Jahre 1648 angestellt sein. Da er übrigens dem reformirten Lehrbegriff „nicht sonderlich zugethan gewesen sein soll," so hat er vielleicht aus diesem Grunde sein Amt nicht angetreten oder auch deshalb nicht, weil damals gerade die politischen Verhältnisse seinem Dienstantritt hinderlich waren. — Die Reihenfolge der Prediger seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ist folgende: 1) Hermann Cröſenius, † 10. Sept. 1596. 2) Anton Grevenstein, vom 10. Sept. 1597—1619 um Bartholomäi. 3) Laurentius Rothbart, vom 12. Nov. 1620—14. März 1647. Zu seiner Zeit wurde die Kirche neu gebaut. 4) Bernhard Crabbaeus oder Crabaeus, seit August 1647. [Johann Hinrich Gutturff, seit 1648.] 5) Mr. Christian Rauschke, 1682—1696. Er war der erste lutherische Pastor, den die schwedische Regierung wieder anstellte, und obwohl er schon 1686 einen Adjuncten haben mußte, so wurde er 1686 doch Probst. 6) Mr. Hermann Ludwig Wedemeyer, † 1696, den 9. Januar. 7) Anton Hermann Meiners. Er wurde am 12. Nov. 1673 als der Sohn eines Kaufmannes zu Bederkesa geboren, wurde am 30. Nov. 1699 eingeführt und starb am 3. Mai 1713. Sein Bild mit folgender Inschrift wurde in der Kirche aufgehängt:

Pastor Meinerus quem in has imagine cernis
In coetu Christi mysta fidelis erat.
O tibi si plures Summus concesserit annos
Tu, Bederkesa! summe beata fores.

8) Thomas Kemna, aus Stade gebürtig. Er studirte seit 1689 in Wittenberg und wurde 1703 Feldprediger bei einem dänischen Infanterie-Regimente, mit dem er nach Braband ging. Nach 11 Jahren wurde das Regiment beim Friedensschlusse aufgelöst, und nun wurde er 1715, also zu der Zeit der Occupation der Herzogthümer durch die Dänen, als Prediger nach Bederkesa

berufen. Im vorletzten Jahre seiner Amtsführung wurde ihm sein Sohn adjungirt, und am 18. December 1751 starb er. 9) Georg Arnold Mehne, aus Bremen. Seit 1745 war er Pastor in Ringstedt, wurde 1752 hierher versetzt und starb am 23. Januar 1760. 10) Peter Brandt, geb. den 8. December 1728 in Hamburg. Er studirte in Göttingen, wo er des berühmten Mosheim Haus- und Tischgenosse war. Im Jahre 1756 wurde er Subconrector in Verden, und im folgenden Feldprediger bei dem Stolzenberg'schen Infanterie-Regimente, bis er 1760 hieher berufen wurde. Er starb am 7. März 1774. Außer einigen Oden, die er in Anlaß des Geburtstages des Herzogs Ferdinand gedichtet hat, sind auch vier Predigten von ihm im Druck erschienen. 11) Johann Friedrich Wehdemann, aus Dorfmark, nach Pratje aus Bremervörde. Er war erst Pastor in Bliedersdorf und Neukloster, dann in Heeslingen und seit 1775 hier. 12) Nicolaus Burchard Geisler, seit 1791. 13) Johann Friedrich Carl Daniel aus Northeim, Superintendent seit 1827, starb den 14. Sept. 1834. 14) Johann Heinrich Bröschen (seit 1835 versetzt). 15) Heinrich Otto von Hanffstengel, seit 1847. Zu seiner Zeit wurde die Kirche nebst Thurm neugebaut. Die Kirche, ein hübscher gothischer Bau, wurde am 3. Nov. 1861 zum gottesdienstlichen Gebrauch geweiht. Um den Bau hat Pastor von Hanffstengel sich sehr verdient gemacht. Er wurde 1860 nach Cappeln im Lande Wursten versetzt. 16) Philipp Ludwig Meno Valett, seit 1860. Vor seiner Berufung hatte er eine Reihe von Jahren als Heidenmissionar gewirkt. Im Jahre 1869 wurde er als Superintendent nach Sandstedt im Amte Hagen versetzt. 17) Georg August Visbeck, seit 1869. Er war vorher Pastor in Schwanewede. —

Ein harter Schlag traf die Bederkesaer, als sie 1859 das Amt verloren. Neue organisatorische Gesetze auf dem Gebiete der Verwaltung und Justiz hoben verschiedene Aemter auf und führten einen Bruch herbei mit einer langen und für die betroffenen Ortschaften segensreichen Vergangenheit. Noch heute kann sich Bederkesa nicht mit der Zugehörigkeit zum Amte Lehe befreunden. Mit Freuden begrüßte man es daher als einigen Ersatz, als die Regierung schon vor Jahren die Räume des alten Schlosses zu einem Seminar einzurichten dachte. Dieser Plan mußte später aufgegeben werden, nicht aber die Errichtung des Seminares selbst. Nach mehrjähriger Arbeit erwuchs auf geeignetem Bauplatz in

romantischer Umgebung ein großartiges Gebäude, in dessen schönen Räumen ein Werk so ernster Arbeit getrieben werden soll. Am 16. October 1876 fand die Einweihung des neuen Seminargebäudes und damit zugleich die Eröffnung der Anstalt statt. Viele Gäste von nah und fern hatten sich zu dieser Feier eingefunden, um der Anstalt an ihrem Geburtstage ihre Glückswünsche zu bringen. Bederkesa hatte reichen Fahnenschmuck angelegt, um auch seine Freude über dieses Ereigniß zu offenbaren. Aber auch weitere Kreise haben Anlaß, der jungen Schöpfung einen Segenswunsch zu bringen, die ein Seminarium sein soll, „d. h. eine Pflanzstätte, aus der geschickte, treue und gottesfürchtige Volksschullehrer hervorgehen, welche in unserer evangelisch-deutschen Volksschule im Verein mit dem Elternhause unsere Jugend unterrichten und auferziehen sollen in der Bekanntschaft mit allen guten und heilsamen Dingen für dieses zeitliche und für das ewige Leben, in Gottesfurcht und Ehrbarkeit, in der heiligen Treue der Deutschen und der Christen gegen unsern irdischen und unsern himmlischen König und Herrn." Unser Wunsch seien die Worte der sinnigen Inschrift in der großen Ehrenpforte am Eingange der Seminarstraße:

Vollendet ist das Bauwerk nun
Durch stetig Handeln, wirksam Thun;
Möge der Himmel es ferner beschirmen
Im Wechsel der Zeiten vor Wetter und Stürmen;
Segensreich wirke noch manches Jahr
In Bederkesa das Seminar!

Hermann Ruete.

---

162. Die dummen Brameler im Amte Lehe.

Eine Sage.

Von den Bramelern erzählt man im früheren Amte Bederkesa mancherlei Schwabenstreiche, so daß es in der dortigen Gegend eine allgemeine Redensart ist, wenn man einen recht dummen Menschen bezeichnen will, daß man sagt: „Dat is en rechten Brameler!" So sollen sie einmal wie die Schöppenstädter ihren Bullen an Stricken auf die Firste gezogen haben, damit er das Gras abweide; ein andermal haben sie ein Haus gebaut und den großen Träger nicht hineinbringen können, weil sie ihn immer in die Quere nahmen; wieder einmal hat einer eine Uhr gefunden und, als er ihr Ticken gehört, das ganze Dorf zusammen geholt, um das Wunderthier zu sehen, und was dergleichen Geschichten

mehr sind. — So ist auch einmal ein Brameler gewesen, der begegnete einem, welcher einen Aal trug, und weil er ein so seltsames Thier noch nicht gesehen, fragte er den Mann, ob er ihn verkaufen wollte. „Warum das nicht?“ — Für wie viel? — „Nun, vier Schilling ist er unter Brüdern werth.“ — Kann man ihn denn auch essen? — „Ja wohl, sobald er nur Feuer gesehen hat.“ — Da hat sich der Brameler nicht lange besonnen, hat die vier Schillinge gezahlt, seinen Aal genommen und ist lustig über den guten Kauf heimgegangen. Indeß wurde es Abend, der Mond ging auf und spiegelte sich so recht klar in einem Graben; als das der Brameler sah, holte er geschwind seinen Aal hervor, faßte ihn beim Schwanz und zeigte ihm das Feuer; aber sowie der Aal den Kopf in den Graben gesteckt, machte er eine kräftige Windung und war den Händen des Bramelers entschlüpft. Da will er ihn wieder greifen und fühlt am Ufer herum, und wie er so fühlt und tastet, bekommt er einen großen Frosch zu fassen, der fängt gewaltig an zu quaken, der Brameler aber denkt, das sei sein Aal, und sagt: „Ja, quak nur, quak, ich freß dich doch“ und damit steckte er ihn sogleich, damit er nicht wieder entschlüpfe, in den Mund. A. Kuhn u. W. Schwartz.

163. Der gespenstige Reiter bei Rotenburg.

Eine Sage.

In der Nähe von Rotenburg waren einmal Leute auf dem Felde bei der Ernte beschäftigt, da hörten sie aus einem nahen Teiche eine Stimme, die rief laut und vernehmlich: „De Stünn is da un de Keerel noch nich!“ Im selben Augenblick sahen sie auch von fern einen Reiter daher gesprengt kommen, der lenkte sein Pferd gerade auf den Teich zu, soviel sie ihm auch winkten und zuriefen, daß er zurückbleiben sollte. Jetzt sprengte er gerade hinein, und bald kam auch das Pferd wieder hervor, aber der Reiter war verschwunden und kam nicht wieder zum Vorschein. A. Kuhn u. W. Schwartz.

164. Schloß Dannenberg.

Bereits im zehnten Jahrhundert erhob sich an der Jetze von Tannen umschattet die nach diesen benannte Veste Dannenberg, der Ausgangspunkt für die Stadt gleichen Namens, welche noch jetzt in ihrem Wappen eine Tanne zwischen zwei Löwen bewahrt.

Durch König Waldemar II. von Dänemark erhielt die Burg ihre erste geschichtliche Merkwürdigkeit. Graf Heinrich von Schwerin hatte während seiner Abwesenheit im heiligen Lande jenem Fürsten Weib und Kind zur freundlichen Hut vertrauet, fand sich aber bei seiner Rückkehr schmachvoll getäuscht; denn Waldemar hatte die Gräfin treulos entehrt. Durch List erhielt ihn der Gekränkte in seine Gewalt und sperrte ihn racheburstig in einen Thurm der Veste Dannenberg, in welchem er von 1223—1225 Zeit hatte, seine Treulosigkeit in Ketten zu bereuen. Das sechs Fuß tiefe Königsloch im Amtsthurme erinnert noch jetzt an den Gefangenen, und einige verwitterte Buchstaben in der Mauerwand soll, der Sage nach, Waldemar in seiner langen Weile gekritzelt haben. Noch in demselben Jahrhundert begegnen uns die mächtigen Grafen von Dannenberg, als deren letzter um 1303 Nicolaus erscheint. Otto der Strenge, Herzog von Lüneburg, schloß mit ihm einen Vertrag, nach welchem jener gegen Auszahlung eines Jahrgehaltes von 40 Mark löthigen Silbers die Grafschaft Dannenberg nach Nicolaus' Tode überkommen sollte. Letzterer erfolgte im Jahre 1312, und somit trat der Vertrag in Kraft. Während der Lüneburgischen Händel unter Magnus mit der Kette übte die Besatzung auf der Burg allerlei widerrechtliche Gewalt. Die umliegenden Städte, besonders Lübeck und Hamburg, waren bald ihres Eigenthumes nicht mehr sicher und wandten sich mit dringender Beschwerde an Kaiser Carl IV., welcher dem Herzoge Albrecht von Sachsen auftrug, die Unbilden mit Gewalt zu ahnden. Der kaiserliche Wille wurde durch die Zerstörung des Schlosses im Jahre 1376 kräftig erfüllt. Durch die Lüneburgische Erbtheilung im Jahre 1569 fiel das Amt sammt dem wieder erstandenen Schlosse an den Begründer der Dannenbergischen Linie, Herzog Heinrich, der glücklich und zufrieden mit seiner Gemahlin Ursula bis an seinen im Jahre 1598 erfolgten Tod in bescheidener Stille auf der Burg lebte. Hier wurden ihm die Prinzen Ernst Julius und August geboren, von denen jener die väterliche Residenz beibehielt, während dieser nach langen Studien und Reisen auf dem Schlosse zu Hitzacker sich niederließ, wo er eine Sammlung von 80,000 Bänden aufstellte, welche der Stamm für die im Jahre 1645 von ihm in Wolfenbüttel begründete Bibliothek geworden sind. Nach Ernst Julius' Tode (1636) fielen die Dannenbergischen Besitzungen an August, der über seiner Vorliebe für Hitzacker Dannenberg so wenig ver-

nachlässigte, daß er nicht nur den Schloßplatz erweitern, sondern auch das Schloß selbst ausbauen und verschönern, in's Besondere eine große Wendeltreppe in demselben anlegen ließ. Sein Sohn, Rudolph August, trat nach Eroberung der Stadt Braunschweig die Dannenbergischen Güter an die Cellische Linie zur Entschädigung ab (1671). Seit jener Zeit war das Schloß der Sitz des ersten Beamten. W. Görges.

165. Ein Unterirdischer bittet in Bannetze zu Gevatter.

Eine Sage.

War mal ein Mädchen in der Gegend von Bannetze, bei Winsen a. d. Aller, zu dem kam ein Unterirdischer und lud sie zu Gevatter, bestimmte ihr auch gleich Tag und Stunde, wo er sie abholen wolle. Das Mädchen wußte nun aber nicht, was es thun sollte, und ging daher zum Pastor, um sich Raths zu erholen; der sagt ihr, sie solle nur erst zum Abendmahl gehn und dann, wenn der Unterirdische käme, ihm ruhig folgen. So that sie denn auch und als nun der bestimmte Tag nahte, kam auch der Unterirdische und führte sie mit sich; auf dem Hofe dicht unter einem Apfelbaum ging's hinab, und zwar war da eine schöne breite Treppe, auf der sie hinunterstiegen. Als sie aber unten ankamen, traten sie in einen schönen großen Garten und da schien die Sonne fast noch schöner als hier oben und die Bäume blühten prächtig und daneben standen andre, die hingen voller Früchte, daß es nur so glitzerte. Da fragte der Unterirdische das Mädchen, ob es ihr hier gefiele, und sagte ihr, sie solle sich nur die Schürze von den Aepfeln voll pflücken. Das that sie denn auch und als sie Gevatter gestanden und wieder hinaufkam ans Tageslicht, da waren die Aepfel von lauterem Golde; von der Höhle aber unter dem Apfelbaum war nichts mehr zu sehn, und so oft sie auch später wieder hingegangen ist, nie hat sie dieselbe wiedergefunden. A. Kuhn u. W. Schwartz.

166. Der Muschwillensee bei Resse (A. Burgwedel).

Eine Sage.

Bei Resse, Amts Burgwedel, liegt im Moor der Muschwillensee, ein Wasserloch, etwa von der Größe eines Bauerhauses, aber von unergründlicher Tiefe; in dem quillt das Wasser unaufhörlich auf und nieder, als koche und siede es fortwährend. Hier

ist ein prächtiges Schloß untergegangen, in dem ein Amtmann gewohnt; der hat einen Streit gehabt und gesagt, wenn seine Angabe nicht wahr sei, so wolle er nur noch gewisse Schritte thun und dann sammt seinem Schlosse untergehen, und so ist es denn auch gekommen, da er falsch geschworen; das Schloß ist versunken und steht noch bis auf den heutigen Tag da unten. Da kann man es noch zuweilen sehen, aber nur nach Sonnenuntergang, wenn der Himmel so recht hell ist und keine Wolken an demselben stehen. — Ein Taucher (Düpker), der gern wissen wollte, ob denn auch wirklich ein Schloß da unten stehe, ist einmal hinabgestiegen und hat, als er wieder heraufkam, erzählt, da unten stände wirklich ein herrliches Schloß und mitten in demselben fände sich ein Tisch, an welchem vier schwarze Männer mit großen Bärten säßen, die spielten Solo; unter dem Tisch aber läge ein großer schwarzer Hund an einer goldenen Kette. Nun wolle er noch einmal hinunter und versuchen, dem Hunde die goldene Kette zu nehmen; käme sein Schnupftuch herauf, so sei es ein Zeichen, daß es ihm gelungen, käme aber Blut, dann habe ihn der Hund zerrissen. Darauf ist er hinabgesprungen und nach wenigen Minuten ist Blut aus der Tiefe heraufgequollen und der Taucher nie wieder zum Vorschein gekommen.

Ein Kuhhirt aus Wichendorf, dessen Heerde hier auf dem Moor ging, erhielt täglich sein Mittagessen von einem bunten Stier, der aus dem See heraufstieg, und zwar brachte er's ihm in einem Topf, den er hinter den Machandelbaum, wo der Hirt Mittagsruhe zu halten pflegte, setzte, und legte ihm außerdem noch an jedem Sonntag ein reines Hemd hin. Einmal hat er aber einen andern bei der Heerde gelassen, und als nun der Stier das Mittagbrod gebracht und er es verzehrt hatte, da ward jener so übermüthig, daß er den Topf verunreinigte, und seit der Zeit hat der Hirt weder Mittagbrod noch Hemden bekommen. Dieser Stier mischte sich auch stets unter die Wichendorfer Kühe und belegte dieselben; als aber einmal eine Magd ihm aus Uebermuth mit dem Melkeimer auf den Hintern geschlagen, da hat er sich nicht wieder sehen lassen. A. Kuhn u. W. Schwartz.

---

167. Prallas und Top in Hildesheim.

Eine Sage.

Am Hagenthor standen früher die Steinbilder von Prallas und Kattenbrak. Prallas war ein Bürgemeister in Hildesheim

gewesen und hatte mit seinem Spießgesellen Kattenbrak die Stadt verrathen und den Feind zum Hagenthor einlassen wollen. Die Verräther aber wurden an ihrem bösen Vorhaben gehindert und zur Strafe in eisernen Körben am Thor aufgehängt, wo sie sterben und verderben mußten. Als sie nun gestorben waren, stellte man zum ewigen Gedenken der Verrätherei ihre Steinbilder auf der Stadtmauer am Hagenthor auf. Da standen sie Jahrhunderte lang und wurden von den Kindern mit Steinen geworfen. Auch liefen, so lange die Bilder standen, jedesmal am Charfreitags-Mittag die Kinder der ganzen Stadt vor dem Hagenthor zusammen, denn dann, hieß es, würden die Steingebilde Schlag zwölf Uhr auf eines Hahnenschrei's Länge lebendig und kehrten ihre sonst abgewandten Gesichter der Stadt zu. — Ein ganz anderer Mensch, als dieser Verräther Prallas, war der gute Top, dessen Steinbild in einer Mauernische am Hagenthor stand. Dieser Top war eines Büchsenmeisters Junge gewesen und hatte bei einer grausamen Belagerung den Stadtvertheidigern mit größter Lebensgefahr so fleißig Kanonenkugeln zugereicht, daß es endlich gelang, den stürmenden Feind abzuschlagen. Zum ewigen Andenken steht noch heute das Steinbild des kleinen Top im Garten des Arneken-Hospitals.

Karl Seifart.

---

168. Lebendig begrabenes Mädchen in Hildesheim.

Eine Sage.

Am Steine wohnte ein Bäcker, dessen Tochter täglich den Mönchen im Martini-Kloster das nöthige Brod bringen mußte. Andere sagen, sie habe Gahre (Hefen), noch andere, sie habe Milch hingebracht. Kurz und gut, das Mädchen ging eines Tages in's Kloster und kam nicht wieder zurück. Im Kloster wurde nach dem Mädchen gefragt, aber es hieß, sie sei längst wieder weggegangen, auch alles andere Suchen und Nachfragen half nichts. Da dachte man, das Mädchen sei wohl in die Innerste gefallen und vergaß es nach und nach. — Einige Jahre waren schon seit dem Verschwinden des Mädchens vergangen, da begab es sich, daß am Vorabend eines großen Festes ein alter Mann in die Martini-Klosterkirche gegangen und dort eingeschlafen war. Lange mochte er so in einem Beichtstuhl gesessen und geschlafen haben, als ihn Geräusch erweckte; die Zwölfe erdröhnte vom Thurm und zugleich hörte er einen feierlichen Chorgesang. Die Kirche wird hell und aus der Thür, welche vom Klostergang in die Kirche führt,

sieht er die Mönche in Procession mit Lichtern einherschreiten; in ihrer Mitte führen sie ein weißgekleidetes Mädchen, welches ein Kind auf dem Arm trägt und jämmerlich um Erbarmen fleht. Die Mönche aber führen das Mädchen mit dem Kinde vor den Altar, heben dort einen beweglichen Leichenstein auf, stürzen das Mädchen sammt dem Kinde in das offene Grab und verschließen dasselbe wieder mit dem schweren Steine. Darauf ziehen sie singend und in Procession wieder in das Kloster zurück. — Der Mann hatte in größter Todesangst Alles unbemerkt gesehen. — Früh am andern Morgen, als die Kirche geöffnet wurde und die ersten Beter kamen, schlich sich der Mann davon und zeigte den Gräuel dem Magistrate an. Der ließ das Kloster sofort mit Stadtsoldaten umstellen; aber die Mönche hatten Wind bekommen und waren über die Innerste entflohen, nur einer, welcher auf der Flucht ein Bein gebrochen hatte, fiel in die Hände der Gerechtigkeit. Von den übrigen hat man niemals weder etwas gehört noch gesehen. — Als man nun den von dem Zeugen bezeichneten Stein vor dem Altar aufhob, erkannte man in der Leiche, welche ein todtes Kind im Arme hielt, die vor Jahren verschwundene Tochter des Bäckers. Das Kloster wurde aufgehoben.

Karl Seifart.

169. Das Wunder zu Ottbergen im Hildesheimschen.

Eine Sage.

Am Kreuzerhöhungstage wallfahrtet man nach Ottbergen. Es sind noch keine zwanzig Jahre her, als es hieß, ein Hund sei mit zur Kapelle hinaufgegangen und, oben angekommen, zum Menschen geworden. Hunderte von Leuten hatten den Hund selbst gesehen und konnten es beschwören. — Nun sagte man, der Hund sei ein reicher Bauer und gräulicher Sünder gewesen, der im Aerger darüber, daß das Korn so billig am Markte gewesen war, einen „lieben Gott" (Crucifix) im Felde mit den Worten geschlagen hatte: „Wenn ek wüßte, dat du daran Schuld wörst, dat dat Koorn sau billig is, so wolle ek dek hier gliek in dusent Stücke slahen." — „Ne Häre, hei is doch slimmer as'n Hund", sagte der erschrockene, gottesfürchtige Knecht, der den Bauern begleitete, und — im Umsehen war der Bauer verschwunden, den Knecht aber umheulte und umwinselte ein großer, rauher Hund. Da betete der Knecht, daß der liebe Gott doch die Strafe wieder von seinem Herrn nehmen möchte, denn der Herr sei betrunken

gewesen und habe nicht bei Sinnen gehandelt. Aber der Hund blieb Hund, lief mit dem Knecht auf den Hof und wäre bald von den Hofhunden zerrissen. — Der Sünder saß nun da, wo er früher oben am Tisch gesessen hatte, unterm Tisch. Aber Gott hat noch Gnade für den ärgsten Sünder; als der Wallfahrtstag kam, wallfahrtete der Knecht mit dem Hunde zur Kapelle bei Ottbergen und oben ward dem Bösewicht wieder seine menschliche Gestalt gegeben.

Karl Seifart.

170. Das Teufelsbad bei Osterode.

Eine Sage.

An der Ostseite der alten gewerbthätigen Stadt Osterode zieht sich unter dem Schäferberge — auf dessen Kuppe eine graue Warte, ein Zeuge längst entschwundner Tage, einsam in die Ferne lugt — eine Reihe großer, schwarzer Teiche hin, die von dichtem Erlengebüsch umschattet und die Teufelsbäder genannt werden. Vorzugsweise aber bezeichnet der Volksmund mit dem Namen „Teufelsbad" einen unergründlichen, von jähen, waldigen Bergwänden eng umschlossenen Erdfall, hart am Fuße des Gebirges, der mit einem trüben, grünlichen Wasser gefüllt ist und dessen Nähe der einsame Wanderer meidet, wann die Nacht ihre schwarzen Fittige über die Erde breitet; denn von ihm geht die Sage, daß nach dorthin der finstere Höllenfürst der gewaltigen Gluth seines Thrones entfloh und in den kalten, frischen Wellen Kühlung suchte für seine brennenden Glieder oder von dort auch nach genossenem Bade und vollendeter Ruhe in dem nahen Thale mancherlei entsetzliche Kurzweil zu treiben pflegte. — Oftmals kauerte er, als Stier verwandelt, im hohen Schilfe, seine Beute erwartend; sprang dann plötzlich mit entsetzlichem Gebrülle, die gewaltigen Hörner gesenkt, aus seinem Versteck hervor — rannte auf arglose Wanderer, auf zitternde, bebende Weiber und unschuldige, zum Tode erschrockene Kinder los und trieb sie in die moorige Untiefe; — oftmals fuhr er als gräulicher Wehrwolf in die ruhig weidenden Heerden hinein, zersprengte sie und hetzte sie zu Tode; dann verlockte er als leuchtender Irrwisch den unkundigen Fremden, so daß dieser bewußtlos den sichern Pfad verließ, dem Truggebilde folgte und schnurstracks in die Verderben bringenden Teiche rannte.

Größeres Unheil jedoch, als der tückische Geist der Hölle, bereitete der Gegend ringsum ein entmenschter Bösewicht, ein

Teufel in Menschengestalt, ein kecker und verwegener Räuber, der um dieselbe Zeit in den undurchdringlichen Waldungen und den öden, finstern Schluchten der Berge sein blutiges Gewerbe trieb. Tod und Elend brachte derselbe, teuflischer noch als der Teufel selbst, allem Lebenden, das seine sündliche Hand irgendwie zu erreichen vermochte; denn nicht minder gräßlich wie sein Aeußeres, war sein nur von Mordlust und Raubgier erfülltes Innere. Daher ließ den einsamen Wanderer schon ein flüchtiger Blick auf den Unhold sein ihm bevorstehendes Schicksal ahnen; wohl suchte er dem blitzenden Mordmesser des Wegelagerers zu entfliehen, doch ach! die Füße versagten ihm ihre Dienste, tödtlicher Schrecken lähmte und wurzelte sie fest an den Boden; so fiel er der wildesten Blutgier, der zügellosesten Raublust zum Opfer. — Dumpfe, drückende Schwüle lag eines Tages auf Gebirg und Thal; am westlichen Himmel ballten sich schwarze Wetterwolken zusammen; Blitze auf Blitze durchkreuzten zischend die Luft; starke Donnerschläge hallten mehr und mehr wieder in den verschlungenen Thälern: da lag der fürchterliche Räuber im sichern Hinterhalt versteckt an einem betretenen Wege, gleich dem hungrigen Tiger mordlusttrunken auf Beute lauernd. Doch Stunde auf Stunde war entronnen und kein Opfer hatte der Schreckliche umgarnen können. Wild rollten drum die feurigen Augen unter den buschigen Brauen, wuthentbrannt ballte er die Faust, und wollte eben, einen gräßlichen Fluch auf den dicken Lippen, aufbrechen, um zu seiner finstern Felsenhöhle zurückzukehren, als sein geübtes Ohr das Nahen eines Wanderers vernahm. Mit gespanntem Athem und gehobenem Messer hielt er an, bereit, auf seinen Raub hervorzuspringen. Er hatte sich nicht getäuscht: noch wenige Augenblicke, und keuchend und schweißtriefend schritt eiligst, dem nahenden Ungewitter zu entfliehen, des Weges daher ein alter Mönch, das Bild des Erlösers in der Hand haltend. — „Halt!" brüllte der lüsterne Unhold und sprang mit Blitzesschnelle aus dem Hinterhalte auf den nichts ahnenden, vor Schreck und Angst zitternden und erbleichenden Mönch. „Dein Geld oder Dein Leben!" — Doch ach! der arme Greis, aller irdischen Schätze baar, konnte des Räubers Gelüste nicht befriedigen und flehte ängstlich um Schonung seines Lebens. Allein nicht das graue ehrwürdige Haupt, nicht das schwache wehrlose Alter hielt den Unmenschen zurück von neuer Greuelthat. Mit gewaltigem Schlage streckte er den Schwachen zu Boden

und ging hohnlachend von dannen. — Nicht lange darauf sah er in öder, wilder Felsenschlucht ein altes, häßliches, vom Ruß geschwärztes Köhlerweib, das unter der Last eines schweren Tragkorbes seufzte und stöhnte, dahinschreiten. Da war leicht zu gewinnende, ihm eben sehr erwünschte Beute zu holen, denn zweifelsohne — so wähnte er — trug das Weib Nahrungsmittel in ihrem Korbe, und deren bedurfte er just, da ihn der scharfe Zahn des Hungers nagte. Nach wenigen Sprüngen holte er die Alte ein und donnerte ihr sein gewöhnliches, furchtbares „Halt“ in die Ohren. Zitternd blickte sie sich um. „Gieb her, was Du trägst, alte Vettel! Ist's Brot und Fleisch? Mir sehr erwünscht, ich habe Hunger!“ Und somit riß er ihr den Korb vom Rücken — doch vergebens spähte und hoffte er: der Korb war leer. Voll Ingrimm, sich in seiner Erwartung zum andern Mal getäuscht zu sehen, zog er sein gewaltiges, bluttriefendes Messer, schwang es hoch in die Luft und wollte eben der Alten unter gräßlichem Fluchen den Garaus machen — als er mit einem Mal, pfeilgeschwind den gehobenen Arm sinken ließ, am ganzen Körper zitterte und mit stieren Augen das Weib ansah, das plötzlich sich zu riesiger Höhe aufrichtete, den Frechen mit feurigen, rollenden Augen höhnisch angrins'te, fürchterliche Krallen gegen den erbleichenden Bösewicht ausreckte und mit hohler Donnerstimme ihm zurief: „Das Maß Deiner Sünden ist gefüllt! Halte Dich bereit!“ — Ein heftiger Donnerschlag erdröhnte — und das Köhlerweib war verschwunden. — Langer Zeit bedurfte es, ehe sich der Räuber von seinem Entsetzen, das ihn beim Anblick der Verwandlung der Alten ergriffen hatte, völlig erholte. Doch dann hielt er das Geschehene für einen wüsten Traum und schalt sich selbst über die närrische Angst, die ihm ein altes, schwaches Köhlerweib eingejagt hatte. Bald war er ganz wieder der rohe, freche Bösewicht, und schon am andern Tage zog er in Begleitung seiner blutdürstigen Rüden auf neue Beute aus in die Mitte der Wildnisse. Plötzlich brach aus mächtigem Dickicht ein schwarzer, mächtiger Eber hervor, wie ihn sein Auge nie gesehen, und sprang in wilden, schwerfälligen Sätzen neben dem Räuber vorbei. — Rasch lös'te dieser die Meute und folgte mit ihr dem schwarzen Renner über Felsen und Höhen, durch Thäler und Gießbäche, unaufhaltsam, mit des Pfeiles Schnelle, doch ohne der Beute näher zu kommen. Schon begannen die lechzenden Hunde zu keuchen, schon begann der schweißtriefende Räuber mit

langsameren Schritten zu folgen; schon war er entschlossen, seine Beute fahren zu lassen: da schienen auch dem Eber die Kräfte zu schwinden. Langsamer stets schnob er dahin. Da sammelte der Räuber die letzte Kraft und folgte, die Meute ermunternd, dem Eber, der eben einen jähen Abhang hinabrannte, unaufhaltsam, mit brüllendem Halloh! — stürzte aber in die schauerliche Tiefe des Teufelsbades, das der tückische Höllenfürst trügerisch mit dem frischen Grün eines Wiesenteppichs bekleidet hatte. Schäumend schlugen die schlammigen Wellen über dem der Hölle Verfallenen zusammen und begruben ihn in ihren geheimnißvollen Schoß. Aus dem düstern Erlengebüsch aber schallte ein gellendes Gelächter und eine schwarze, riesige Gestalt stürzte aus dem Gesträuch hervor und mit weit geöffneten Krallen dem Versunkenen in die schauerliche Tiefe nach. J. H. Frauenstein.

171. Der gefangene Irrwisch bei Gieboldehausen.

Eine Sage.

Kommt einmal ein Mann Nachts von der Mühle zurück nach Gieboldehausen, da tanzt immer ein Irrwisch vor ihm her; das sieht er eine Weile mit an und denkt endlich, den könntest du dir ja mitnehmen, dann brauchtest du kein Licht mehr. Da macht er den Sack, den er trägt, auf, und als der Irrwisch hineinhüpft, bindet er ihn schnell zu und geht damit heim. Als er nun zu Hause ankommt, erzählt er seiner Frau, daß er sich einen Irrwisch gefangen und sie nun kein Licht mehr brauchten; indem bindet er den Sack auf, um ihr seinen Fund zu zeigen, da liegt ein Todtenkopf drin. Der fing nun an gewaltig im Hause herumzuspuken, so daß er endlich Gott dankte, daß er ihn nur wieder im Sacke hatte und eiligst mit ihm fortlief nach der Stelle, wo er ihn gefangen. Dort nahm er ihn sogleich aus dem Sack und in demselben Augenblick hörte er die Thurmuhr eins schlagen; da rief der Irrwisch:

Wenn 't allewil nich schlögge eine
Woll ik di terbräken Hals un Beine.

und fort war er. A. Kuhn u. W. Schwartz.

172. Der Schäferstein an der Bramburg bei Adelebsen.

Eine Sage.

Am Wege von Adelebsen nach Uslar liegt, ehe man nach Verliehausen kommt, im Thale ein großer Stein, auf welchem die

Namen **Marcus und Lucas** und die Jahreszahl 1797 eingehauen sind. Dieser Stein heißt der Schäferstein und man erzählt von ihm folgende Sage. Auf der Bramburg, die auf einem rechts vom Wege gelegenen Berge gestanden, hat einmal ein Fräulein gewohnt, welches dahin verwiesen war. Diese begehrte ein Riese zur Frau, und sie willigte in sein Verlangen unter der Bedingung, daß er einen gewaltigen Steinblock — und das war der Schäferstein — auf den gegenüberliegenden Berg trage. Der Riese kam aber nur bis in's Thal, wo ihm der Stein aus der Hand fiel und noch bis auf den heutigen Tag, wo er niedergefallen ist, liegt. A. Kuhn u. W. Schwartz.

173. Der nächtliche Pflüge bei Herkendorf im Amte Hameln.

Eine Sage.

In der Feldflur des Dorfes Herkendorf wird Nachts ein wunderbarer Ackersmann gesehen. Der pflügt unter Gestöhn und Seufzen und glüht wie ein Feuer sammt seinem Pflug und den Pferden. Bei den Bauern ist die Sage, dieser Ackersmann habe bei Lebenszeiten seinem Nachbar ein ganzes Stück Land abgepflügt und so an das seinige gebracht. Nun sei er gestorben und verdammt, jede Nacht so lange in Feuer und bei großen Leiden zu ackern, bis er dem Nachbar das unrechtmäßig genommene Land wieder zugepflügt habe. Aber wenn er auch arbeitet, daß ihm der Schweiß rinnt, so kann er doch in einer Nacht nicht mehr wie eine Krume Land, just so groß wie eine Linse, wieder zurückpflügen, und hat doch nicht eher Ruhe, als bis das ganze Land wieder abgepflügt ist. Das wird also noch lange währen. Herm. Harrys.

174. Die „Verlathsbrügge" im Diepholzschen.

Eine Sage.

Zwischen den Oertern Wetschenhardt und St. Hülfe im Diepholzschen fließt ein kleiner Haidbach, über welchen eine jetzt schon beinahe zerfallene Brücke führt. Sie wird von den Leuten der Umgegend „Verlathsbrügge" genannt, und soll auf ihr einst ein alter Mann, der in der ganzen Gegend als Erzbetrüger und Leuteschinder bekannt war, zu Tode gekommen sein. Er war auf dem St. Hülfer Markte gewesen, allwo er sein betrügerisches

Handwerk wiederum mit großem Erfolge betrieben, und spät Abends hatte er heimkehren wollen, mit einem großen Beutel voll Geld, um das er die armen Bauern geprellt, beladen; als er aber auf dem Wege in der Dunkelheit die „Verlathsbrügge" passiren wollte, da ereilte ihn die gerechte Strafe für seine bösen Thaten: ein Brett der Brücke zerbrach, der Bösewicht fiel hindurch in's Wasser und mußte elendiglich ertrinken. Seit der Zeit aber muß er neben der Brücke umgehen; er läßt sich jede Nacht sehen als schwarze Gestalt, und bald sitzt er unter der Brücke und sucht die Bretter derselben hinwegzuziehen, wenn Menschen hinüber gehen, bald wandert er in der Nähe der Brücke ruhelos auf und ab und erschreckt die furchtsam Vorübereilenden. Einst sah ein Mann, der in später Nacht die Brücke noch passiren mußte, das Gespenst ebenfalls dort umgehen, da er aber zu denen gehörte, die sich nicht so leicht fürchten, so rief er ganz beherzt: „Kumm, wutte mit?" Und in demselben Augenblicke fühlte der Furchtlose eine gar gewaltige Last auf seinem Rücken, die er ganz bis nach St. Hülfe schleppen mußte. Keuchend und stöhnend kam er endlich hier an, und als er seine Wohnung erreicht hatte, fühlte er sich plötzlich frei, im Umsehen bemerkte er jedoch den schwarzen Mann, der höhnisch lachend ganz in der Nähe stand. „Also das Ungethüm habe ich tragen müssen!" rief halblaut für sich der tapfere Bauersmann, und lief dann rasch in sein Haus, um eine Laterne zu holen. Nachdem er sie angezündet und unter seinem Mantel verborgen, kam er wieder auf den Hof, und wie er nun den schwarzen Mann dort noch stehen sah, fing's ihm doch ein wenig zu gruseln an. Als er jedoch die Laterne unter seinem Mantel hervorzog, um sich den schwarzen Mann einmal näher bei Lichte zu besehen, siehe, da war das Gespenst verschwunden. H. Sohnrey.

---

175. Die Bergmännlein in Iburg.

Eine Sage.

In Iburg haben sich früher viele Bergmännchen aufgehalten, die haben dort bei einem Bauer besonders einen Schimmel gefüttert. Der ist stets viel besser im Stande gewesen als die andern Pferde und oft hat man eine Stimme rufen hören: „Noch 'ne Matte förn Witten!" Auf den Spinnrädern dieses Bauern hat auch nie der Flachs gefehlt und sein Brod ist immer viel schöner gewesen als das anderer Leute. Weil nun Niemand ge-

wußt, woher das kam, hat mal ein Knecht beschlossen, dahinter zu kommen, hat sich über Nacht versteckt und da gesehen, wie eine Menge kleiner Bergmännchen in ganz zerlumpten Kleidern hervorgekommen sind. Da hat er alles dem Bauer erzählt und der hat sogleich ganz neue Kleider hingelegt, welche auch am andern Morgen fort waren; aber seitdem sind auch die Bergmännchen nicht wiedergekommen.

Diese Bergmännchen haben in alter Zeit auch viele Schmiedearbeit gethan; die Leute haben ihnen nur das Eisen an einen gewissen Ort legen dürfen, dann hat das Geräth am andern Tage auf dessen Stelle fertig da gelegen und dafür hat man nur eine sehr geringe Bezahlung hinzulegen brauchen; einer hat aber einmal Dreck statt Geld hingelegt, und seit dem haben sie nicht mehr geschmiedet. A. Kuhn u. W. Schwartz.

176. Gastmahl am Quekenberg im Osnabrückschen.

Eine Sage.

Kommt einmal einer aus Settrup in der Nacht an den Quekenberg bei Klein-Bokern, da sieht er in der Ferne ein Feuer leuchten und geht darauf zu, und als er hinkommt, findet er einen großen Kreis von Frauen, die sitzen alle um eine prächtige Tafel und jede hat etwas für das Mahl mitgebracht. Da setzt er sich auch mit an den Tisch und sieht alsbald, wie ein **Mauskock** die Reihe umgeht und jede fragt, was sie mitgebracht habe; da antwortete die eine dies, die andere das; als aber die Reihe an ihn kommt, da giebt er dem Koch einen Schlag mit seinem Stock und sagt: „Ik hev' en Slach, den use Herrgott 'en Düvel gav" und augenblicklich war die ganze Gesellschaft verschwunden. Der Kessel aber, welcher über dem Feuer hing, war zurückgeblieben und den hatte er mit nach Settrup genommen, wo er noch lange nachher aufbewahrt worden. A. Kuhn u. W. Schwartz.

177. Lingen.

Lingen war eins der Schlösser der alten Tecklenburger Grafen, welche von dem mächtigen Cobbo, einem Zeitgenossen Ludwig's des Frommen, abstammten, und deren Macht besonders durch zahlreiche Fehden, aber auch durch Theilungen zerfiel. Graf Otto war es, der im 13. Jahrhundert auf Burg Lingen haus'te. Im 14. Jahrhundert ward das Schloß Lingen von den Bischö-

fen von Osnabrück und Münster, denen Herzog Bernhard von Lüneburg und ein Graf von Hoya beistanden, in einer Fehde mit dem Grafen Nicolaus von Tecklenburg erobert, und hätte leicht damals schon in fremde Hände kommen können. Doch verblieb es noch der Grafenfamilie nebst den Schlössern Tecklenburg und Rheda. Mit dem Beinamen des Bösen von seinen Zeitgenossen belegt, haus'te zu Ende des 15. Jahrhunderts ein anderer Graf Nicolaus von Tecklenburg auf Burg Lingen, von wo aus er besonders die handeltreibenden Bürger Meppen's durch Raubzüge und Wegelagerungen beunruhigte. Doch der Münstersche Kirchenfürst erschien als Rächer solchen Frevels vor der Burg, eroberte sie und vertrieb den Grafen Nicolaus. Dieser aber wandte sich an den Herzog Carl von Geldern, und erhielt durch Vermittlung desselben 1520 Schloß und Herrlichkeit Lingen wieder. Geldern behauptete nun seinen Einfluß auf Lingen; durch Geldern ward die Stadt Lingen 1526 befestigt. Als Graf Nicolaus im Jahre 1541 mit Tode abging, fiel Lingen wieder an die Tecklenburger Linie zurück, wiewohl diese Vereinigung nicht lange dauerte. Nicolaus hatte merkwürdiger Weise die Niedergrafschaft Lingen dem Herzoge von Geldern zu Lehen aufgetragen. Der Herzog starb kinderlos; aber seine Rechte auf Lingen zog Kaiser Carl V. als Erbe Burgund's ein, ohne die gerechten Ansprüche des Grafen Conrad von Tecklenburg zu berücksichtigen, der ohnehin durch seine Theilnahme am schmalkaldischen Bunde sich des Kaisers Ungnade zugezogen hatte. Endlich neigte auch Conrad sein Haupt zum Todesschlummer 1556 und beschloß den Stamm der alten Grafen von Tecklenburg. Lingen war schon 1548 an den Grafen Egmont von Baren abgetreten worden. Die Tochter dieses Grafen, Namens Anna, verheirathete sich mit Wilhelm I. von Oranien, wodurch Lingen bis zum Tode Wilhelm's III. von England ein oranisches Allodium wurde. Da aber die Vormünder gedachter Anna, Lingen im Jahre 1551 für 12,000 Carl-Gulden an Spanien verkauft hatten, so hatte das Land das Unglück, bis Ende des Jahres 1648 der Tummelplatz der Spanier und Oranier zu werden, und der Katholicismus verbreitete sich hier auf's Neue. Nach Wilhelm's von England Tode, welcher 1702 erfolgte, erhoben Bentheim und Solms ihre Ansprüche auf das Land, ersteres wegen der Abstammung von dem letzten Grafen Conrad von Tecklenburg, dessen Tochter Anna einen Grafen von Bentheim geheirathet hatte, letzteres, weil des Grafen Conrad

Schwester, gleichfalls Anna genannt, mit Philipp I. von Solms-Braunfels verheirathet gewesen war. Der vierte Nachkommen derselben, Wilhelm Moritz, gewann 1686 den Proceß, glaubte jedoch nach 1702 seine Ansprüche nicht durchführen zu können, und verkaufte 1707 sein Recht an den König Friedrich I. von Preußen, dessen Mutter eine Tante von Wilhelm III. gewesen war. So kam Lingen unter preußische Herrschaft, und die Maßregeln Friedrich's des Großen zur Förderung der Industrie thaten dem Lande wohl. Im Jahre 1807 wurde Lingen bergisch, und 1810 sogar französisch; denn am 10. December des gedachten Jahres erklärte der Länderräuber Napoleon: „Holland, die Hansestädte, das Lauenburg'sche, und die Länder, die zwischen der Nordsee und einer Linie liegen, die von dem Einflusse der Lippe in den Rhein bis nach Haltern gezogen wird, von Haltern weiter bis zu der Ems, oberhalb Telget, von der Ems bis zu dem Einflusse der Werra in die Weser, und von Stolzenau an der Weser bis zur Elbe oberhalb des Zusammenflusses der Steckenitz, sollen einen integrirenden Theil des französischen Reiches ausmachen". Erst die Siege der Verbündeten im Jahre 1813 und 1814 schüttelten das Joch der Fremdherrschaft von Lingen, und die Verhandlungen des Wiener Congresses 1815 brachten Lingen von Preußen an Hannover, welches im Jahre 1819 das dort bestehende preußische Landrecht bestätigte.

Die selbstständige Stadt Lingen, Hauptstadt der Niedergrafschaft gleichen Namens, 8½ Meile nordwestlich von Osnabrück, eine gute Viertelstunde östlich von der Ems am Emskanale, hat 600 Häuser mit ungefähr 5800 Einwohnern, und liegt in einer öden Sandgegend. Lingen ist der Sitz eines Amtes, eines Amtsgerichtes und einer großen Strafanstalt, in welch letzterer bis 400 weibliche Zuchthaus-, Gefängniß- und Arbeitshaus-Gefangene detinirt sind.

W. Görges.

178. Die Mordflamme bei Halte in Ostfriesland.

Eine Sage.

Am Mittellauf der Ems, da, wo dieselbe den münsterschen Boden verläßt und in Ostfriesland eintritt, liegt der schöne Ort Halte. Eine stark frequentirte Fähre führt hier seit langen Zeiten über den Fluß. Lang, lang ist's her, da stand zu Halte eine große Burg, die einem Grafen aus Oesterreich oder Bayern zugehörte, so sagten es die Bewohner Völlen's und Velge's wenig-

stens. Der Besitzer war ein äußerst freundlicher Mann, gastfrei, liebenswürdig und zuvorkommend gegen Jedermann. Seine Fähre wurde von zweien seiner Knechte, wahren Hünen, prompt bedient. Und da man hier Tag und Nacht passiren konnte, war der Zudrang an Reisenden von und nach Münsterland sehr stark. Damit des Nachts der Landungsplatz nicht verfehlt werden konnte, brannte in einem Fenster der Burg eine breite blitzblaue Flamme. Zu der Zeit führte mancher Reisende bei der großen Unsicherheit der Wege einen tüchtigen Hund als Schutz mit sich. So reisete auch ein reicher Kaufherr von Münster aus mit seinem Hunde nach Ostfriesland, kam des Abends sehr spät an die Halter Fähre und stieg in das Fährboot. Sein Hund wollte indessen durchaus nicht hinein, sondern stand zornig murksend am Ufer und schnappte nach den Händen der Fährknechte, wenn diese ihn greifen wollten. „Laßt das Thier", meinte der Kaufmann, „es wird schon nachkommen, wenn es uns abfahren sieht!" „Oder", meinte der eine Knecht, „es kann ja, wenn es ihm beliebt, seinen Weg allein zurückmachen, daher es ist gekommen" — und lachte dabei höhnisch auf. Dies mißfiel dem Kaufherrn und nicht ganz ohne Beklemmung fuhr er ohne seinen Hund ab, bemerkte aber bald, wie dieser laut aufheulend in's Wasser sprang und seitwärts dem Boote mitschwamm. Als man mitten auf der Ems war, durchzuckte plötzlich die blitzblaue Flamme ein feiner rother Strahl, wie wenn ein Schwert zumal den Kopf spaltet, und im selben Augenblick fühlte der Kaufherr einen wuchtigen Schlag auf seinen Kopf, so daß er ohne Besinnung hinstürzte und der Länge nach im Boot lag. Hatte aber der Kaufherr die rothe Flamme und den Schlag noch bemerkt, so hatten die Fährknechte nicht bemerkt, wie leise der Hund an das Boot herangekommen war und nun mit einem Satze sofort dem einen der Knechte, der da den Schlag geführt, an die Gurgel sprang und ihn würgte, und dann mit solcher Wucht und Schnelligkeit auf den andern zufuhr, daß dieser, der zu rudern saß, augenblicklich durch den Stoß und Prall nach rücklings so hart mit dem Kopfe aufschlug, daß er wie der Kaufmann dalag. So führte der Strom das Boot seinen eigenen Weg die Ems hinab und als im Morgengrauen ein fürstliches Convoischiff unterhalb Leer das Boot aufpickte, fand man den Kaufmann zwar noch betäubt, doch sonst wohl und gesund, den Hund mit fletschenden Zähnen über dem ebenfalls lebenden Fährknecht stehend, und den

andern Knecht todt in seinem Blute liegend. — Ein Fähnlein Landsknechte wurde abgesandt, den Burggrafen gefangen nach Leerort zu führen, um die Sache dort untersuchen zu können, als dieses aber in Halte ankam, war der Vogel bereits ausgeflogen. Nun schöpfte man erst recht Verdacht, und da in den letzten Jahren dunkle Gerüchte über eine Mörderbande im Lande aufgetaucht waren, und manch ein Reisender spurlos verschwunden war, so durchstöberte man die Burg und fand in derselben eine tiefe Mordgrube voller Leichen und Todtengebeine. Als nun die Männer darob Entsetzen und Wuth ergriff, wurde der Knecht gefoltert, und bekannte derselbe, daß sein Herr ein berüchtigter Mörder vom Oberland und er sein Spießgeselle sei, und daß sie gemeinsam die Reisenden gemordet und dann geplündert hätten. Da wurde der Knecht in Egels gerädert, die Burg zu Halte zerstört, der Mordbrunnen mit Weihwasser besprengt und darauf verschüttet. Seitdem aber zeigt sich noch oft in stillen Nächten eine blitzblaue Flamme in der Luft gerade an der Stelle, wo vordem die Mordflamme brannte, und heult ein großer Hund, wenn ein Reisender des Nachts überfahren will.

Fr. Sundermann.

---

179. Das Steenhuus bei Bunde in Ostfriesland.

Eine Sage.

Beim Marktflecken Bunde steht noch heutigen Tages ein altes Haus, das jedes Kind unter dem Namen „Steenhuus“ kennt. Da wohnte vor grauen Jahren ein Fräulein, das war schön wie die Sonne, aber kalten Herzens wie Eis. Ein junger Ritter verlor sein ganzes Herz an die gefühllose Schöne, aber all sein Werben war umsonst. Er härmte sich krank und bleich und fühlte, daß er bei solcher Kälte des angebeteten Mädchens nicht länger leben könnte. Da sprach er eines Tages: „Den Genuß soll die Grausame nicht haben, mich hier an gebrochenem Herzen sterben zu sehen. Auf! in's gelobte Land! Noch habe ich Kraft, den Rittern des Kreuzes zu folgen. Dort wird ein Heidensäbel mich erlösen, wenn Gott mir gnädig ist.“ Sprach's und zog fort von der Minne hartem Dienst. Es war aber eine alte Frau, die wußte um den Schmerz des Ritters, fühlte Mitleid und beschloß bei sich, ihm an das Fräulein zu verhelfen. Sie braute deshalb auf geheimnißvolle Art einen Liebeszaubertrank, den sie dem schönen

Fräulein heimlich zu trinken gab. An einen Balken des Hauses aber schrieb sie sieben räthselhafte Lettern. Die Folge des Zaubers blieb nicht aus, und die Spröde verging nun ihrerseits in Sehnsucht nach dem Ritter. Täglich stand sie am Fenster und schaute unverwandt nach Süden, wohin er gezogen war. Aber der Ritter kam nicht heim. Vor Antiochien hatten sie ihn begraben, und eine Cypresse neigte sich über sein Grab. Als diese Nachricht kam, ertrug die Dame die Trennung nicht, bald folgte sie dem Todten in's Grab. Aber das Grab gab ihr die ersehnte Ruhe nicht, sie ging als Geist allnächtlich im Steinhause um. Viele Leute erblickten die weiße Gestalt, schlugen ein Kreuz und eilten vorüber. Endlich aber schlug für die Sehnende die Erlösungsstunde. Ein neuer Bewohner des Steinhauses wollte seinen Torf einheimsen, kam dabei auf den Oberboden und erblickte die seltsamen Lettern am Balken. In der Meinung, diese Zeichen seien Kunstproducte seines kleinen Sohnes, sprach er: „Daar hett de dumme Junge sien Kreienpooten ook an de Balke margelt. Gien Schwien kann se lesen un doch is de Bengel all 'n half Jahr bi 't Schriefen." Und in gerechter Entrüstung löschte er die Runen aus. Seit der Zeit hat das arme Fräulein Ruhe im Grabe, und Niemand hat fürder die weiße Gestalt am Fenster gesehen.

Fr. von Harslo.

---

180. „Weg mit Jesu, er soll sterben!"

Ein Schwank.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sollte auf Fürstbischöfliche Verfügung für die katholischen Dörfer um Hildesheim ein neues Gesangbuch eingeführt werden. Damit aber waren die jeder Neuerung abholden Bauern unzufrieden, und am wiederspenstigsten zeigte sich das Dorf Borsum, welches durch die Neuerung seinen alten Glauben gefährdet glaubte. — Zu wiederholten Malen wurden von Hildesheim geistliche Commissäre nach Borsum gesandt, um die Leute zur Annahme des neuen Gesangbuchs zu bewegen, allein vergebens: die Bauern wollten mit ihrem alten Gesangbuche leben und sterben. — Endlich wurde ein hochangesehener Geistlicher, der Präses Lüsken, welcher Rector des Josephinums war, beordert, sein Heil in Borsum zu versuchen und seinen Einfluß auf die hartköpfigen Bauern geltend

zu machen. Wirklich brachte der gewandte und beredte Herr die Bauern auch so weit, daß sie sich willig finden ließen, in die Kirche zu gehen, um unter seiner Leitung einige der neuen Gesangbuchslieder anzuhören. Unglücklicherweise begann hier Lüsken seinen Probegesang mit dem schönen Liede:

„Weg mit Jesu, er soll sterben!" u. s. w.

„Den Kerl schall jo de Dübel halen!" unterbrachen die frommen Bauern den begonnenen Gesang und drangen auf den Sänger ein. „Habt doch Geduld, liebe Leute! hört doch weiter!" suchte dieser zu beschwichtigen, aber da half kein Zureden, die erbosten Bauern zeigten den besten Willen, das geistliche Kleid nicht zu respectiren, und Lüsken fand es für gut, so schnell als möglich nach der Kirchthür zu haschen und über Zäune und Mauern der nachsetzenden Gemeinde zu entfliehen. — Die Strophe des Liedes aber, dessen Anfang so übel aufgenommen worden war, lautet vollständig wie folgt:

„Weg mit Jesu, er soll sterben",
Schreiet die erboste Schaar;
„Barnabas soll Huld erwerben!
Der des Todes schuldig war."
O! so soll der Mörder leben
Und der Arzt zu Grunde gehn?
Wird die Unschuld hingegeben
Und das Laster ausersehn?!

Karl Seifart.

Hannoversche Geschichten und Sagen.

Zehntes Buch.

181. Die Vertheidigung von Menin im Jahre 1794.

Bekanntlich kämpften während der Jahre 1793 bis 1795 in Flandern die Soldaten der französischen Republik mit den verbündeten Heeren der Oesterreicher und Engländer, unter deren letzteren Obercommando auch die Holländer, Hessen und Hannoveraner sowie französische Emigranten an dem Kampfe theilnahmen, und es endigte dieser Feldzug leider mit dem Siege der französischen Waffen.

In jenem Feldzuge ist nun eine Begebenheit vorgefallen, welche, wenn schon an äußeren Folgen arm und in dem Strudel der einander drängenden Ereignisse rasch vergessen, um so mehr der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient, als sie uns zeigt, daß der Deutsche unter allen Umständen seine kriegerische Ehre zu wahren weiß, wenn er zu einem Vertrauen einflößenden Führer aufblickt. Es ist die Vertheidigung von Menin. Diese durch Vauban trefflich befestigte, dann durch Kaiser Joseph II. demolirte Stadt so schnell als möglich mit neuen Werken zu versehen, schien bei dem Plane zum Feldzuge des Jahres 1794 durchaus erforderlich zu sein. Doch wurde nur ein kleiner Theil der Arbeiten und auch dieser nur höchst nachlässig beendet. Zum Befehlshaber dieses zur Deckung des verbündeten Heeres so wichtigen Platzes wurde der Hannoversche General-Major von Hammerstein ernannt; ihm zur Seite stand in der Leitung der Vertheidigung der Hauptmann Scharnhorst, welcher letzterer bekanntlich später in preußische Dienste übertretend, der Schöpfer des sogen. „Krümper-Systems“ wurde und im Jahre 1813 durch Errichtung der Landwehr wesentlich zu dem Siege der deutschen Waffen über Napoleon beitrug. Die Garnison bestand aus 62 Pferden, aus 1500 Mann Hannoverscher Infanterie, 400 Emigranten, 40 Hessen, sowie aus 160 Hannoverschen und 16 österreichischen Artilleristen. Mit dieser geringen Mannschaft, welche nur über

28 Stück Geschütz zu verfügen hatte, sollten die beträchtlich ausgedehnten Schanzen gedeckt werden; so gering war die diesem Häuflein Tapferer zurückgelassene Munition, daß sich die Infanterie erst dann desselben bedienen durfte, wenn der Feind gegen die Bollwerke anstürmte. Weil Casematten fehlten, wurden kleine Erdmagazine ausgebaut; Gräben und Verhaue mußten die unvollendeten Werke ergänzen. Schon stand der französische General Pichegru mit 50,000 Streitern vor Lille und seit am 26. April Menin von einem Heere von 14,000 Mann, welches sich bald um die Hälfte verdoppelte, unter den Generälen Moreau und Vandamme eingeschlossen war, stand für die kleine Besatzung kein Entsatz mehr zu hoffen. Mit der höchsten Heiterkeit unterzog sich der greise Hammerstein dem schwierigen Dienste. „Ich habe mich," so redete er die um ihn versammelten Offiziere an, „ich habe mich zu diesem Commando nicht angeboten; ich habe meinen Oberen redlich gemeldet, daß die Behauptung der Stadt für nur einen Tag nicht verbürgt werden könne; jetzt aber wollen wir bedenken, daß der Mensch durch Anstrengung und guten Willen mehr thun kann, als er glaubt und daß Thätigkeit und Klugheit, wenn Glück sie begleiten, unglaubliche Schwierigkeiten zu überwinden vermögen." — Sobald der Feind eine feste Stellung eingenommen hatte, begann er eine furchtbare Kanonade. In allen Straßen und Plätzen der dem Feuer ausgesetzten Stadt durchkreuzten sich seine Kugeln; die Posten mußten sich durch leicht aufgeworfene Schanzen gegen Rückschüsse decken; aus manchen Häusern schlug die Lohe empor. Dennoch wurden alle Stürme der Republikaner abgeschlagen und kaum konnten die Hannoveraner abgehalten werden, dem zurückgeworfenen Feinde nachzueilen. Anfangs war es der kleinen Zahl Hannoverscher Geschütze gelungen, vermöge der Thätigkeit und Sachkenntniß ihrer Offiziere mehrere feindliche Batterien zum Schweigen zu bringen. Aber Tausende von französischen Schützen lagerten in und vor den Gräben, hinter Hecken und Furchen und wählten sich die unverdrossenen Kanoniere zum Ziele. Die Verbindung auf den Straßen der Stadt war durch den Kugelregen völlig gehemmt; jeden Vorschlag, den Feind durch einen kühnen Ausfall aus der genommenen Stellung zu vertreiben, wies der General von Hammerstein mit Bestimmtheit zurück, weil er jetzt schon den Plan hegte sich durchzuschlagen und er deshalb seine kleine Zahl von Patronen zu sparen gezwungen war. Am 29. April lieferte der

österreichische Feldzeugmeister von Clairfait gegen den mit 60,000 Mann in West-Flandern eingefallenen Pichegru die zehnstündige Schlacht bei Mouscron. Trotz aller Anstrengungen der Deutschen siegten auch hier die Republikaner; der Muth der Hannoveraner, welche unter Oeynhausen die Stellung bei Mouscron, aus welcher der General von Wangenheim durch die Gegner verdrängt worden war, noch ein Mal wieder gewonnen, konnte das Geschick des Tages nicht aufhalten. Noch donnerten die Geschütze vom Schlachtfelde herüber, als der französische General Moreau sein Heer in geschlossenen Bataillons gegen die Stadt vorrücken ließ und den General von Hammerstein zur Uebergabe aufforderte. „Ich kenne meine Pflichten und werde mich nicht ergeben," war die raschgefaßte Antwort des Greises, den, abgesehen von dem Gefühle seiner Kriegerehre, die Ueberzeugung, daß der unter ihm kämpfenden Schaar von Emigranten jedenfalls der Vertrag nicht gehalten werden würde, zur Ertheilung dieses Bescheides trieb. Alsbald begann das Schießen stärker als zuvor; jeder Versuch, die durch Bomben gezündeten Häuser zu löschen, mußte aufgegeben werden, der größere Theil der kleinen Pulvermagazine war durch Haubitzen in die Luft gesprengt und damit der Besatzung das letzte Mittel zur fortgesetzten Vertheidigung genommen. Nur wenige Häuser der Stadt waren vom Brande und Einsturz verschont; unter dem Schutze der zusammengebrochenen Wohnungen lagen die letzten Lebensmittel begraben; die Munition war verschossen, der Soldat durch unausgesetzten Dienst bei Tage und Nacht bis auf den Tod erschöpft. Es war die Folge der äußersten Abspannung, daß einige Offiziere dem General mit den Vorstellungen nahten, daß das Interesse des Vaterlandes die Uebergabe erheische. „Wir stehen hier für die Ehre Hannovers!" lautete des Greises Antwort, der jetzt den längst erwarteten Augenblick gekommen sah, sich mit seinem Häuflein Getreuer durch die furchtbaren Reihen der Feinde durchzuschlagen. Die Gefahr eines solchen Unternehmens konnte dem kriegskundigen Manne nicht unbekannt bleiben. Er durchschaute das ungeheure Wagestück vollkommen und damit auf den Fall eines unglücklichen Ausganges desselben Niemand außer ihm die Verantwortung treffe, beschloß er, ohne Kriegsrath zu handeln.

Es war in der Nacht vom 29. auf 30. April 1794, daß sich die Offiziere in einem durch die um sich greifende Gluth erhell-

ten, von Kugeln durchlöcherten Gebäude um den Befehlshaber versammelten. Nach dreitägigem unausgesetzten Kampfe und der gesteigerten Spannung aller Geisteskräfte waren die Männer bis zum Tode ermüdet. Da durchdrang sie jugendliche Frische, als der General den Befehl zum Durchschlagen ertheilte. Rasch ordneten sich die Compagnien und zu ihnen hinaustretend sprach Hammerstein, daß man nur dann einer sclavischen Gefangenschaft werde entgehen können, wenn man sich auf die Spitze des Bayonnets verlasse. Die junge Mannschaft, zum Theil aus frisch Geworbenen bestehend, jubelte laut auf. Also zog man aus dem Thore, wo ein lebhaftes Feuer die Kühnen empfing. „Wenn ihr mit dem Bayonnet eindringt," rief Hammerstein seinen Grenadieren zu, „so ist der Sieg unser, und ihr habt dann meine brave Garnison gerettet!" Der Feind wurde geworfen; bald hatte Moreau's Talent die Zersprengten wieder gesammelt und ein furchtbares Handgemenge, Mann gegen Mann, entspann sich. Wo die Offiziere gefallen waren, folgte die Compagnie willig dem Commando eines hervortretenden Unteroffiziers. So gelangte man nach dem von dem Feinde besetzten Moorscole; im Sturmlauf, unter dem steten Geschrei Victoria! drangen die Hannoveraner ein und brachen sich Bahn. Dann wurde Rouselaer genommen. Nach fünf Tagen unausgesetzter Anstrengungen wurde jetzt den Ermatteten die Ruhe vergönnt und die Emigranten, denen nicht unbekannt geblieben war, daß der General um ihres Lebens willen das eigene sorglos auf's Spiel gesetzt habe, waren bis zu Thränen von Dankbarkeit ergriffen. Die Stadt Brügge, wohin sich die kleine Schaar wandte, verschloß ihre Thore. „Ich bitte nicht um Quartier, ich nehme es, und wehe dem, der sich widersetzt!" sprach Hammerstein zu den Abgeordneten des Raths, und die volkreiche Stadt wagte nicht den Ermatteten den Einzug zu versagen. In Menin hatte der General bei seinem Ausfall eine Besatzung von 200 Fußgängern unter dem Oberstlieutenant von Spangenberg und von 30 Kanonieren unter dem Lieutenant Julius Hartmann zurückgelassen, welche eine Zeitlang heldenmüthigen Widerstand versuchten, bis sie am andern Tage sich zur Uebergabe der Festung gezwungen sahen.

Dies ist der Ausfall von Menin und man findet kein Beispiel in der Geschichte, wo eine sehr unbedeutende Garnison von Infanterie aus einem Orte, der von einem acht bis zehn Mal stär-

keren Feinde eingeschlossen und belagert wurde, sich durchgeschlagen hätte. Die Vertheidigung ist eine Waffenthat, die nur durch die Riesenschlachten der folgenden Jahre in den Hintergrund gestellt werden kann und die den Söhnen jener Tapferen zeigen mag, daß der Deutsche niemals sich und seine Ehre verloren geben kann, wenn ihm ein würdiger Führer in's Auge blickt.

W. Havemann.

182. Von den Meerpfühlen auf dem Osterwalde im Amte Lauenstein.

Eine Sage.

Die Meerpfühle auf dem hohen bewaldeten Berge, welcher der Osterwald genannt wird, einumsumpfter Wasserbehälter, sind kohlenschwarz und bodenlos. Sie liegen da in umheimlicher, Schauer erregender Ruhe und sind durch ihre merkwürdigen Eigenschaften in dortiger Gegend übel berüchtigt. Wenn ein Wanderer zu ihnen kommt, so überfällt ihn ein eigenthümliches unheimliches Grauen. Sobald er in das schwarze todte Gewässer hineinschaut, ist er wie umzaubert und nicht im Stande, den Weg, welchen er einschlagen wollte, weiter fortzusetzen. Es ist als ob er ganz verwirrt wird und er mag wollen oder nicht, er muß sich verirren. Erst auf Umwegen, nachdem er sich durch Busch und Dorn drängen mußte, gelangt er wieder unter die Menschen zurück. Kein lebendes Thier hält sich in diesem Gewässer auf, mithin werden auch keine Fische in demselben angetroffen. Gleichwohl geht unter dem Volke die Sage, daß einmal vor Zeiten ein Mann aus Dörpe, einem Dorfe in dortiger Gegend, einen Fisch am Ufer der Meerpfühle entdeckt habe. Der Mann ist durch den prächtigen Fisch, welcher wie eitel Silber und Gold geglänzt hat, gar freudig überrascht worden und was ist wohl natürlicher gewesen, als der Wunsch, jenen Fisch zu besitzen? Er hat ihn also gefangen; hat ihn, da er gerade eine Kiepe bei sich gehabt hat, in diese geworfen und ist, über die herrliche Beute gar froh gestimmt, weiter gegangen. Aber auf dem Wege zum heimathlichen Dorfe wird seine Kiepe immer schwerer und schwerer, und als der Mann seufzend und staunend darob, sich dem Saume des Waldes nahet, welcher die Fluren seiner Heimath begrenzt, ist ihm seine Last unerträglich geworden. Er ruht und sieht sich um — aber welch ein Wunder hat er nun erblickt. Der Fisch in der

Kiepe ist kein Fisch mehr gewesen, sondern er hat sich in eine abschreckende Menschengestalt verwandelt. Diese blickt ihn mit drohender Miene an und befiehlt ihm mit einer seltsam klingenden Stimme: „Bring mich sofort in die schwarzen Meerpfühle zurück!" Der erschrockene und todtenbleich gewordene Landmann tritt mit der größten Furcht sogleich den Rückweg an. Mit jedem Schritte nimmt die Last an Gewicht auch wieder ab. Als nun der Mann am Ufer der Meerpfühle den räthselhaften Fisch wieder in's Wasser zurücksetzt, bekommt er dergestalt eine Ohrfeige, daß er fast besinnungslos niedertaumelt. Als er seine Besinnung wieder erhalten hat, hat er sich schleunigst hinwegbegeben. Jener seltsame Fisch soll aber der unheimliche Geist der schwarzen, todtenstill daliegenden Meerpfühle gewesen sein. Günther Nicol.

---

183. Spuk im Ellershäusener Walde bei Göttingen.

Eine Sage.

Im Walde über Ellershausen bei Göttingen ist's nicht geheuer, es geht dort Nachts eine gespenstische Katze auf drei Beinen, sie ist so groß als ein Kalb. Auch wurde der Wald früher durch Räuberbanden unsicher gemacht, und noch heute zeigt uns dort, hart an der Dransfelder Heerstraße, ein morsches Kreuz den Ort, wo man einen unbekannten Erschlagenen fand, dessen Tod, da man des Mörders nicht habhaft wurde, ungesühnt ist. Drum hat der Arme keine Ruhe, und ein Bote, der spät in der Nacht von der Knallhütte kam, wußte wohl, wer am Waldrande vor dem Kreuze auf einem Steinhaufen saß. Der Bote wünschte mit verzagter Stimme einen guten Abend, aber der da auf dem Steinhaufen saß, antwortete nur mit einem tiefen Seufzer. Da wurden dem Boten „die Hacken lang," an jedem Haar hing ihm ein Schweißtropfen, und mit zitternden Knieen kam er in Ellershausen an. Er will Nachts den Weg nie wieder ohne Gesellschaft gehen.

Karl Seifart.

---

184. Kloster Bursfelde.

Das vormals weithin gefeierte Kloster Bursfelde im Göttingschen ward von dem mächtigen Grafen Heinrich dem Dicken von Northeim, einem Sohne Otto's jenes selbst zur Würde eines Herzogs von Bayern erhobenen Grafen, im Jahre 1093 oder 1099 gestiftet. Die erstere Angabe des Stiftungsjahrs dürfte

wohl die richtigste sein. Graf Heinrich erwählte zu dieser Stiftung sein Gut Mimende an der in die Weser sich ergießenden Nieme, welche vormals auch den Namen Meme geführt haben soll. Die Stiftung geschah zur Ehre des heiligen Thomas und des heiligen Nicolaus. Das eben genannte Gut Mimende ist höchst wahrscheinlich das Mimida, wo 882 Ludwig der Deutsche eine Reichsversammlung hielt. Die Grafen von Woldenberg hatten hier gleichfalls Güter. Besonders machte die eine mit den Northeimer Grafen rivalisirende Linie des gedachten Grafengeschlechts, (nämlich die Grafen von Werder — **ab insula** —) Ansprüche auf das Gut Mimende, trat jedoch alle Rechte zum Besten der neuen Stiftung zuletzt ab.

An dieser Stiftung hatte auch die Gemahlin des Stifters, Namens Gertrud, eine Tochter des Markgrafen Eckbert von Sachsen, Mutter der nachmaligen Kaiserin Richenza, großen Antheil. Der damalige Prälat von Corvey, Marckwardus und der Erzbischof Rothardus von Mainz, zu dessen Sprengel jene Gegend gehörte, ertheilten ihre Genehmigung zu der Stiftung, welche besonders in der goldenen Au und deren Nachbarschaft bedeutende Güter erhielt. Wir nennen von letzteren nur die Oerter Pustleben, Kelbra, Berga und Lipprechtrode. Kaiser Heinrich IV. ertheilte dem neuen Kloster, in welchem die Regeln des heiligen Benedictus eingeführt wurden, 1093 die Bestätigung und das Recht, Aebte und Schirmvoigte frei zu wählen, so wie auch das Mark- und Münzrecht nach dem Goslarschen Fuße. Dieses letztere Recht ward von dem Kloster noch in späterer Zeit ausgeübt. Es gab verschiedene Münzsorten des Klosters Bursfelde, auf deren einer Seite das Bild eines Abtes mit seinem gewöhnlichen Pontificalgewande, so wie auf der anderen Seite ein großes lateinisches **B** mit einem durchzogenen Abtsstabe zu sehen war. Noch im Jahre 1571 fand man zu Bursfelde selbst, bei Aufräumung eines Hauses, solche Kloster Groschen.

Der Gewohnheit der Zeit gemäß ward der Stifter des Klosters nach seinem 1102 oder 1103 erfolgten Tode, welchen er in einer Schlacht wider die Friesen fand, im Kloster Bursfelde begraben. Die ersten Mönche waren aus Corvey gekommen, weshalb Bursfelde als eine Tochter von Corvey betrachtet wurde.

Ein vollständiges Verzeichniß der Aebte von Bursfelde hier mitzutheilen, würde zur Ermüdung unserer Leser gereichen. Wir beschränken uns daher nur auf die Erwähnung der merkwürdig-

sten. Schon der erste Abt, Almericus, wird in der Geschichte gelobt; denn er lehrte und predigte selbst und errichtete eine treffliche Klosterschule. Der zweite Abt, Heinrich I. ist durch seine Geschäfte bei der Weihe des St. Egidii-Klosters in Braunschweig bekannt, welches bekanntlich von der verwittweten Gräfin Gertrud von Northeim gestiftet worden war, und über welches unser Abt Heinrich die Aufsicht erhielt. Später ward er Abt des St. Mauritii-Klosters bei Minden und zuletzt (1141) Bischof von Minden.

Zur Zeit des Abtes Marquardus dürfte nur dies Eine bemerkenswerth erscheinen, daß der erste Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Otto das Kind, 1233 die Voigteigüter von Bursfelde, so wie auch gleiche Rechte an Nörten, Homburg, Heiligenstadt und Geismar an das Erzstift Mainz übergab.

Der Abt Heinrich II. von Bursfelde, welcher im 14. Jahrhundert lebte, bewahrte den Ruhm seiner Vorgänger im Amte nicht. Er war der Trunksucht und sonstigen Ausschweifungen ergeben, ließ seinen Conventualen alle Freiheit, welche bald in Zügellosigkeit ausartete, und starb 1334, nachdem er den Grund zum nachfolgenden Verfalle des Klosters gelegt hatte, welchen sein nächster Nachfolger Johann II. aufzuhalten nicht im Stande war. Dieser tiefe Verfall des Klosters erfolgte im 15. Jahrhundert. Der Abt Albert von Bodenstein, einer eichsfeldischen adligen Familie entsprossen, mußte 1430 Alters halber sein Amt niederlegen, und seine Mönche sahen sich der Armuth des Klosters wegen genöthigt, dasselbe zu verlassen. Nur ein einziger Mönch mit einer einzigen Kuh soll dort geblieben sein. Die Klosterkirche gerieth gänzlich in Verfall.

Aus diesem tiefen Verfalle hob der tüchtige Abt Johann von Minden, ein Mönch aus Reinhausen, und nachheriger Abt zur Clus bei Gandersheim, unser Kloster Bursfelde. Der damalige Landesherr, Otto der Einäugige, Herzog von Braunschweig-Lüneburg Göttingenscher Linie, versetzte ihn von der Clus nach Bursfelde, und er war es, der den Grund zu der nachmals so berühmt gewordenen Bursfeldischen Kloster-Societät legte. Er starb an der Pest im Jahre 1439.

Sein Nachfolger Johann von Hagen vollendete, was er begonnen hatte. Er zog durch seinen lautern Wandel, seinen rastlosen Fleiß und durch seine Gelehrsamkeit Aller Augen auf sich, und sein Kloster erhielt durch ihn eine vorzügliche Berühmtheit. Er

ward zum allgemeinen Reformator der Benedictiner-Klöster in der Mainzischen Diöcese verordnet, und es entstand nun die bekannte Bursfeldische Congregation, deren Präsidenten die jeweiligen Aebte von Bursfelde waren. Johann von Hagen starb 1469. Sein Leichnam aber ward nach Bursfelde gebracht.

Der Nachfolger dieses berühmten Kloster-Reformators, Theodoricus von Homburg, war nicht minder ausgezeichnet, so daß er schon als Conventual von Bursfelde im Jahre 1449 vom Erzbischof von Magdeburg den Auftrag erhalten hatte, das Kloster Bergen daselbst zu reformiren. Er starb 1485.

Zu Anfange des 16. Jahrhunderts bekleidete Heinrich Ascha die Stelle des Abts von Bursfelde. Er war gebürtig aus dem Dorfe Asche im Amte Hardegsen und vorher Conventual des Klosters gewesen. Zu seiner Zeit war es, als schon ein Bursfeldischer Conventual Namens Bothius nach Nordhausen zu dem bekannten Prediger Spangenberg an der St. Blasii-Kirche kam, um sich von demselben im evangelischen Glauben unterweisen zu lassen, und dann zu demselben zu bekennen. Im Jahre 1542 ward dieser Bothius Prediger an der Neustädter Kirche zu Quedlinburg.

In Bursfelde fand die Reformation unter dem Abte Johann Rappe Eingang. Herzog Erich der Aeltere trat 1540 vom irdischen Schauplatze ab, und seine schon früher dem evangelischen Glauben wohlgeneigte Gemahlin Elisabeth förderte die Einführung der Reformation in den Calenberg-Göttingschen Landestheilen. Der berühmte Anton Corvin, dessen geistlichen Rath sie schon früher gesucht hatte, stand an der Spitze der Visitatoren, welche mit Einführung der Reformation beauftragt wurden. Auch nach Bursfelde kamen sie, und der Abt Rappe bekannte sich 1542 zum evangelischen Glauben. Ja, er übernahm selbst Predigergeschäfte, da ein besonderer Klosterprediger noch nicht vorhanden war. Gleich dem Abte bewiesen sich auch die Conventualen zur Annahme des Glaubens bereit. Die Klosterkleidung wollten sämmtliche Mitglieder des Convents sogleich ablegen, und der Abt versprach, sämmtliche etwa nöthige Bücher auf Kosten des Klosters anzuschaffen. Die Visitatoren fanden sich bewogen, ihre besondere Freude über diese Bereitwilligkeit zu bezeugen und nannten den Abt Rappe ein Muster aller Prälaten.

Als aber das bekannte Interim im Jahre 1548 erschienen war und die Herzogin Elisabeth als Regentin eine von Corvin

abgefaßte Widerlegung desselben von den Prälaten und Geistlichen unterschreiben lassen wollte, erschien von den schüchternen Prälaten bloß der Abt von Bursfelde, und verstand sich, wiewohl sehr ängstlich, zur Unterschrift. Corvin soll bei dieser Gelegenheit zu dem ängstlichen Prälaten gesagt haben:

„Herr Abt von Bursfelde,
Es gilt hier kein Gelde,
Es gilt die Haut.
Schreibt unter, so werdet Ihr Christi Braut.“

Herzog Erich II., bekanntlich zum Katholicismus wieder zurückgetreten, sprach bei seiner Rückkehr aus dem Kriegsgetümmel bald bei dem Abte von Bursfelde vor, und dieser ließ sich einschüchtern, verstand sich trotz seiner eben erwähnten Unterschrift zum Interim, und versprach das Klosterhabit wieder anzulegen und die Messe zu lesen.

Mit dem Tode Herzog Erich's II. trat ein sicherer confessioneller Zustand für unser Kloster ein. Der damalige Abt Melchior Bodecker befand sich 1588 unter den von Herzog Julius abgeordneten Visitatoren. Er erklärte sich nämlich zur Annahme des evangelischen Glaubens sogleich bereit, und auch seine bisher katholischen Conventualen bewiesen sich nicht abgeneigt, mit der Augsburgischen Confession sich bekannt zu machen. Dr. Basilius Sattler, der bekannte Herzogliche Hofprediger, hielt ihnen eine ausführliche Rede, in welcher er die Hauptpunkte des evangelischen Glaubens hervorhob. Durch diese Belehrung ward so viel erreicht, daß die Conventualen noch während der Anwesenheit der Visitatoren ihre Mönchskappen ablegten, den katholischen Ritus abschafften und die Kirchenordnung annahmen. Einer der Conventualen ward zum Klosterprediger verordnet. Der Abt Melchior Bodecker genoß eines solchen Zutrauens bei der Regierung, daß er im Fortgange der Visitation der Berichterstatter wurde. Er starb im Jahre 1601.

Die Unruhen des dreißigjährigen Krieges mußte auch das Kloster Bursfelde empfinden. Während dieses Krieges war es, als im Jahre 1639 David Denicken zur Würde eines Abts von Bursfelde gelangte. Er starb in hohem Alter, 79 Jahre alt, am 6. Juli 1680 zu Hannover und fand seine Ruhestätte in der dortigen St. Jacobi-Kirche. Außer dem Abtstitel führte er noch den Titel eines Fürstl. Braunschweig-Lüneburgschen Hof-Consistorial- und Klosterraths. Um diese Zeit schon war übrigens die

Abtei Bursfelde eingezogen und säcularisirt, und nur die Abtstelle wurde beibehalten, welche seitdem mit einigen hundert Thalern Einkommen allezeit als eine Ehrenauszeichnung verliehen worden ist.

Auf den ebengenannten Denicken folgte Gustav Daniel Schmidt als Abt von Bursfelde. Mit seinem Amtsantritte hörte der Kloster-Convent auf; denn nur bis zum Tode Denicken's wurden noch 3 bis 4 Conventualen beibehalten. Schmidt war zugleich Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgscher Hofrath, vormals eine Zeit lang Hofmeister des Erbprinzen. Nach verschiedenen wichtigen Gesandtschaften nach Holland und Schweden, zu denen er gebraucht worden war, lebte er zuletzt auf seinem Gute zum Petershagen.

Ueber die nachfolgenden Aebte von Bursfelde, Ludolph Hugo und den Geheimen Cabinetsrath Rudloff fehlen uns die nöthigen biographischen Nachrichten. Auf den letztgenannten folgte sodann der berühmte Professor der Theologie Dr. Gottlieb Jakob Planck in Göttingen. Nach dessen Tode, am 31. August 1833, folgte Professor und Consistorialrath Dr. Lücke in der Abtswürde, und diesem alsdann wieder der durch seine Schrift „Diätetik der Seele" rühmlichst bekannt gewordene Ober-Consistorialrath Professor Dr. Ehrenfeuchter zu Göttingen. Augenblicklich ist die Abtsstelle unbesetzt.

Der hohe Ruhm, welchen das Kloster durch die von demselben ausgegangene Kloster-Societät erlangte, veranlaßte es, daß zu verschiedenen Zeiten Conventualen aus Bursfelde anderen Klöstern vorgesetzt wurden. So ward z. B. der durch seine theologischen Kenntnisse und dichterischen Leistungen ausgezeichnete Conventual Christian von Bleicherode erst Prior in Bursfelde und dann Abt des St. Petersbergs-Klosters zu Erfurt und schrieb von dort aus einen Brief an einen Freund in Bursfelde, welcher sehr erleuchtete Glaubensansichten beurkundete, — Ansichten, die eines Luthers nicht unwürdig erschienen. Es war dies um das Jahr 1457.

Auch die Klöster St. Christophani zu Reinhausen, St. Pauli zu Bremen, Bergen vor Magdeburg, St. Michaelis zu Hildesheim zu Hildesheim erhielten Aebte aus Bursfelde. Eben so verhielt es sich im 15. Jahrhundert mit den Klöstern St. Simonis zu Minden, Huysburg bei Halberstadt, St. Blasii in Northeim und Abdinghofen bei Paderborn. Das Ende des 15. Jahrhunderts ist überhaupt die Glanzperiode in der Geschichte von

Bursfelde; denn gerade um diese Zeit begegnen uns so viele ausgezeichnete Männer, welche von Bursfelde ausgehend überall die Reformation der Klöster förderten. 16 Aebte und 20 Prioren soll Bursfelde zu jener Zeit für andere Klöster geliefert haben.

Noch müssen wir Einiges über die berühmte Vereinigung von vielen Klöstern erwähnen, welche von dem Kloster Bursfelde den Namen führte und Bursfeldische Congregation hieß. Sie entstand in jener Periode, wo sich überall der Eifer in Reformation der Benedictiner-Klöster kundgab. Nachdem nämlich mehrere benachbarte und entferntere Aebte und Klöster des Benedictiner-Ordens, z. B. Reinhausen, Huysburg, St. Petri zu Erfurt, Bergen vor Magdeburg, in die engere Verbindung mit Bursfelde getreten waren, so erkannten sie dieses Kloster gleichsam für ihre Mutter und schätzten sich glücklich, in dessen Gemeinschaft zu stehen. Es entstand auf diese Weise auch die Benennung: „Benedictiner von der Bursfeldischen Congregation."

Die große Umwälzung der Dinge, welche Luther's Reformation herbeiführte, konnte indessen auch auf diese Klosterunion nicht ohne erschütternden Einfluß bleiben. Die der Union angehörenden Klöster litten theils durch die Stürme der Bauernkriege, theils durch die einschreitende Gewalt der Landesherren. Viele derselben wurden säcularisirt. Das Restitutionsedict von 1629 brachte zwar einige Klöster wieder in die Hände der Katholiken, aber nicht alle blieben im Besitze derselben, da die Lutheraner im Normaljahre 1624 viele dieser Klöster inne gehabt hatten. Nichts destoweniger blieb die Benennung „Bursfeldische Congregation", wiewohl Bursfelde selbst nicht mehr zu dieser Union gehörte. Im Jahre 1631 wurden alle Klöster des Benedictiner-Ordens in Deutschland Mitglieder dieser Congregation. Die Zahl derselben belief sich schon 1506 auf 75. In den Ländern Braunschweig-Lüneburg gehörten allein fünfzehn Mannsklöster und dreizehn Nonnenklöster zu dieser Union.

Vor dem Revolutionsjahre 1848 besaß Bursfelde noch ein eigenes Klosteramt mit einem Beamten; dasselbe stand unter dem Criminalamte Münden und besaß einige tausend Morgen an der Weser beim Einfluß der Nieme sowie einen bedeutenden Theil von den Waldungen im Bromwalde. Jetzt ist dieses Amt mit den vormaligen Klosterämtern Diemarden, Hilwartshausen, Mariengarten und Weende vereinigt, hat seinen Sitz in Göttingen und steht unter der Klosterkammer zu Hannover, welch letztere

bekanntlich das von den vormaligen Klöstern und ähnlichen Stiftungen in Hannoverland herrührende vereinigte Vermögen zu verwalten hat, und wird dieses vereinigte Klostervermögen (allgemeiner Klosterfonds), getrennt von den übrigen öffentlichen Cassen, allein zu Zuschüssen für die Landesuniversität, für Kirchen und Schulen, auch zu milden Zwecken aller Art verwandt.

Das kleine, kaum 20 Häuser zählende Dorf Bursfelde ist jetzt ein Filial von Fürstenhagen. Nach W. Görges.

---

185. Der Bessoische Meerpfuhl bei Dassel.

Eine Sage.

Die alten Bauern in Dassel sagen von einem in der Nähe gelegenen, unergründlichen Meerpfuhle, welcher der Bessoische genannt wird, daß der leibhaftige Teufel darin wohne. Ein achtzigjähriger Mann erzählte, daß einstmals ein Bauer von Lüethorst an einem Sonnabend, länger als der Brauch gewesen und nachdem man schon zur Vesper geläutet, neben diesem Pfuhle gepflügt und nicht eher davon habe ablassen wollen, als bis der ganze Acker ausgepflügt sei. Er habe auch wol nach gottloser Bauern Art mehr des Teufels als Gottes Hülfe angerufen und als die Pferde, matt und müde, nicht mehr fortgekonnt, sie mit dem Teufel bedroht und beides Pferde und Jungen mit unchristlichem Fluchen und Schlägen über die Maßen genöthigt. Da sei ganz unversehens ein großer schwarzer und starker Gaul aus aus dem Merpfuhl gestiegen, und der gottlose Bauer habe sofort dem Jungen beim Pfluge mit ganz ungestümen Worten befohlen, den schwarzen Gaul in aller Teufel Namen vorzuspannen, der Meinung, also den Acker, eh' er Feierabend mache, herumzupflügen. Sobald nun der Junge, der kläglich geweint und viel lieber nach Haus gezogen wäre, denn daselbst länger zu verharren, den schwarzen Gaul angespannt, ist derselbe frisch und gewaltig fortgegangen und hat die Pferde mit sammt Pflug, Bauern und Jungen in das grundlose Meer hinabgezogen und hat Niemand sagen können, wohin das alles gekommen sei. — Auch erzählen die Alten, wie sie das von ihren Voreltern gehört, daß der böse Feind von dem Kirchthurme zum Portenhagen eine Glocke, die man vor andern heilig und kräftig gehalten, in diesen unergründlichen Pfuhl soll geführt haben. Sie ist von lauterm Golde und der Teufel entwandte sie darum, daß sich die Menschen ihrer

nicht mehr bedienen könnten. Einst erbot sich ein Taucher, sich in's Meer hinabzulassen und die versenkte Glocke mit Stricken zu fassen: alsdann sollten die Leute ziehen und also der Glocke wieder mächtig werden. Als er aber nach einer Weile wieder herauskam, berichtete er: unten in der Tiefe sei eine grüne Wiese gewesen, woselbst er die verlorene Glocke auf einem Tische stehend gesehen; ein böser schwarzer Hund habe dabei gelegen, sie zu bewachen. Auch hätte sich daneben ein Meerweib erschrecklich sehen und hören lassen und gesagt: es sei noch viel zu früh, die Glocke von dannen abzuholen. Herm. Harrys.

186. Der braune Bühel im Eichsfelde.

Eine Sage.

Auf dem Wege von Nordhausen und vom Harze her im Eichsfelde nach Duderstadt liegt ein zuckerhutförmiger Hügel, der das Ansehen hat, als sei er von Menschenhand also pyramidal aufgethürmt, den nennen die Einwohner der umliegenden Dörfer den „Brunen Büdel — braunen Beutel" — hat aber wohl ursprünglich Bühel gelautet, und die Vornehmen nennen ihn den Riesenhügel. Einst stand ein Riese da oben, der sah hinunter in die „goldne Mark" nach Duderstadt, und gefiel ihm baß, nur drückte ihn etwas in den Schuhen, und schüttete es aus, da wars der Sand, der Bühel. — Andere sagen spöttlich dem „brunen Büdel" nach, er stamme unmittelbar vom Himmel, denn derselbe sei einstmals ausgekehrt und durch ein kleines Loch der Kehricht herabgeworfen worden, und das sei der Büdel. — Vom Riesenhügel und seinen Nachbarbergen dem Sonnenstein und dem Ohmberge übersieht man einen guten Theil des Eichsfeldes, mit vielen alten Burgen, Städten, Dörfern, Klöstern und Kapellen, den Harz- und den Thüringerwald, einen Theil der Rhön, ja selbst bei hellem Himmel in dämmernder Ferne den Teutoburger Wald. Ueber Duderstadt hinaus schweift der Blick nach jenem Seeburg, von welchem die bereits mitgetheilte Sage vom Grafen Isang erzählt. Ludw. Bechstein.

187. Der Kinderbrunnen bei Goslar.

Eine Sage.

Der erzreiche Rammelsberg, ein nicht genug zu preisender Nachbar Goslar's, versorgt die Bewohner dieser Stadt auch mit

lieblichem Quellwasser. Glänzend hell wie Krystall dringt es aus einer Felsenwand mit Macht hervor, und sein Strom, der wenigstens einen Zoll im Durchmesser stark ist, wird in keiner Jahreszeit vermindert. So kühl und erquickend dies Quellwasser während der Sonnenhitze ist, so wenig gefriert es im härtesten Winter auf seinem ganzen Laufe, indem es den Berg herab rieselt, bis es sich in die darunter fließende Abzucht ergießt. Die Freunde des Kaffee's wollen einmüthig versichern, daß ihnen dieser Trank nie lieblicher schmecke, als wenn er mit diesem Wasser gekocht sei. Die Quelle selbst ist mit einem niedrigen Gewölbe überbaut, an dessen Bogen ehemals zwei nackte Kinder in Stein ausgehauen waren, welche leider der Frevel zertrümmert hat. Die Quelle führte von jeher den Namen des Kinderbrunnens. In die Stadt wird dieses Wasser nicht geleitet, weil das mit zu vielen Kosten verbunden sein würde. Doch lassen die Goslarienser oft Wasser zum Trinken aus dieser lieblichen Quelle sich holen. Im Sommer wird der Kinderbrunnen von den Bewohnern Goslar's fleißig besucht, zu deren Bequemlichkeit ein mit Linden umpflanzter runder Tisch von Schiefer gereicht, an welchem sie auf einladenden Bänken des Kaffee's stärkenden Trank genießen können, um sodann in dem von hohen Tannen beschatteten anmuthigen Thale zu lustwandeln.

Die Benennung „Kinderbrunnen" erklärt die Sage, welche sich dieses Platzes und Quells bemächtigt hat. Gundel Carl, — so meldet die Sage — ein Edelmann aus dem Frankenlande, ein Neffe des bekannten Entdeckers der Rammelsbergschen Erzadern, Ramme, trug im Jahre 1016 bei dem Kaiser Heinrich II. darauf an, man möge ihm die liegengebliebenen Gruben des Rammelsberges zur Wiederbelegung überlassen. Seiner Bitte ward stattgegeben und der unternehmende, des Bergbaus wohl kundige Ritter machte nun, nachdem er mehrere Bergleute aus dem Frankenlande berufen hatte, sofort Anstalt, die verfallenen Bergwerke wieder zu betreiben. Oft hielt er sich deshalb im Rammelsberge auf. Seine Gemahlin Sophia bezeigte einst auch Lust, den Rammelsberg selbst in Augenschein zu nehmen. Sie war aber gerade hoch schwanger, und es ereilte sie bei ihrer Heimkehr die Stunde ihrer Niederkunft in der Nähe eines Brunnens. Sie gebar hier zwei Söhne, welche am Leben blieben, aber sie selbst gab bei der Geburt ihren Geist auf. Gundel Carl, vom Tode seiner geliebten Gattin tief ergriffen, endete gleichfalls bald darauf sein Le-

14

ben, nachdem er nur drei Jahre den wieder begonnenen Betrieb der Rammelsbergschen Bergwerke erlebt hatte. Der Brunnen erhielt von jenem Ereignisse den Namen des Kinderbrunnens, den er noch jetzt führt.

Uebrigens variirt auch hier, wie fast überall, die Sage. Die hier am lieblichen Quell entbundene Frau nennt sie bald die Gattin Ramme's, des Entdeckers der Rammelsbergschen Erzadern, bald Gundel Carl's, des eben genannten zweiten Gründers des Bergbaues am Rammelsberge. Auch wird noch hinzugesetzt, der Kaiser Conrad II., Heinrich II. Nachfolger, habe befohlen, das Wasser aus diesem Brunnen solle durch Röhren in den Kaiserpalast nach Goslar geleitet werden. Von einer solchen Wasserleitung sind indeß keine Spuren vorhanden. W. Görges.

188. Der Bergmönch bei Clausthal.

Eine Sage.

Der riesige Berggeist, wegen seines schwarzen Mönchsgewandes von den Bergleuten gewöhnlich der Bergmönch genannt, ist jetzt zwar ein seltenerer Gast als früher; dennoch aber fühlt gar Mancher sein Walten, da er den trägen und unredlichen Knappen straft, den fleißigen und treuen Arbeiter belohnt, die unterdrückte und gemißhandelte Unschuld schützt und rächt, und sich überhaupt beweist als gerechter Gebieter seines unterirdischen Reiches.

Vor hundert Jahren kamen einmal zwei brave Knappen, die stets gemeinschaftlich arbeiteten, vor Ort, wurden aber zu ihrem Schrecken gewahr, daß ihr Geleucht nicht Oel genug hatte, um zur Schicht auszuhalten. Besorgt fragten sie einander, was anzufangen sei? „Geht uns" — sprachen sie — „das Oel aus, so daß wir im Dunkeln auffahren müssen, so können wir leicht Schaden nehmen, da der Schacht nicht mehr gefahrlos ist. Gleich ausfahren, um von Haus Oel zu holen, dürfen wir des Steigers wegen nicht, er würde uns nach Herzenslust strafen, denn er ist uns feind. Was also thun?" — Indem sie noch so rath- und hilflos dastanden, sahen sie fern ein Licht, das ihnen entgegen kam. Darob wurden sie wieder froh. Je näher aber das Licht kam, desto mehr befiel sie eine unerklärliche Angst und sie fingen an allen Gliedern an zu zittern und sanken fast in die Knie, denn das Licht wurde im-

mer größer und größer. Endlich erkannten sie einen riesengroßen Mann, der, tief gebückt, in der Strecke auf sie zu kam. Seinen Kopf bedeckte eine große, schwarze Kappe und ein eben so gefärbtes Gewand hüllte den übrigen Körper ein; daher wähnten sie, es sei ein Mönch. Als er endlich vor den beiden Aengstlichen stand, richtete er sich hoch auf und sprach mit freundlicher Stimme: „Seid ohne Furcht, ich will euch kein Leides thun, vielmehr Gutes erweisen!“ — und so nahm er ihr Geleucht und schüttete von seinem eigenen silbernen, gewaltigen Grubenlicht Oel darauf. „Da nehmt!“ sagte er, „ich hoffe, das wird euch willkommen sein.“ Seine Freundlichkeit flößte ihnen wieder Muth ein und sie dankten ihm mit herzlichen Worten. „Schon gut!“ entgegnete er, ergriff ihr Gezäh und lös'te ihnen in einer Viertelstunde mehr Erz, als sie, auch beim größesten Fleiße, in der ganzen Woche nicht würden gewonnen haben. „Sprecht niemals darüber, daß ihr mich gesehen habt“ — ermahnte er sie dann und schlug mit der Faust an die Felswand, die sich sogleich auseinander spaltete und den erstaunten Knappen eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd, sehen ließ. Geblendet von dem unerwarteten Glanz, wandten sie sich ab; da sie aber wieder hinsahen, war sowohl der Bergmönch als die Strecke verschwunden. Hätten sie ihr Gezäh in dieselbe geworfen, so würde sie offen geblieben und ihnen viel Reichthum und Ehre geworden sein. Eins freilich hatten sie doch Gewinn: das Oel auf ihrem Geleucht, das sich nie verringerte und ihnen deshalb stets großen Vortheil gewährte. — Nach mehreren Jahren aber, als sie mit einigen Freunden eines Sonntags tapfer zechten in der Schenke, plagte sie der Henker, die Geschichte mit dem Bergmönch haarklein auszuplaudern. Die Unbesonnenen! Das sollten sie bitter bereuen. Denn als sie am andern Morgen ihr Grubenlicht zur Hand nahmen, war es trocken und sie mußten nun wieder, wie sonst, immer frisch anschütten. Das hatten sie vom Schwatzen!

In den Andreasberger Bergwerken hat sich der Bergmönch übrigens auch sehen lassen. Da war nun mal ein Bergmann, der arbeitete in der Samsel (Samson), dem größten Schacht daselbst; es ging ihm aber traurig und er wußte nicht, wie er seine Frau und Kinder ernähren sollte; da hatte er denn schon oft an den Bergmönch gedacht, und wie er nun eines Morgens mal

wieder einfahren will, sagt er noch zu seiner Frau: „Wollte Gott, es begegnete mir heute der Bergmönch, ich wollte ihm so recht mein ganzes Leid klagen, er würde mir vielleicht helfen!“ Die Frau will ihm das zwar ausreden, aber er bleibt dabei und in dem Gedanken geht er fort. Als er nun an den Schacht kommt und einfahren will, steht der Bergmönch da und tritt heran und drückt ihm Inselt auf seine Lampe; dann winkt er ihm anzufahren. Der Bergmann will ihn zwar anreden, aber der Bergmönch winkt ihm nochmals, ruhig an seine Arbeit zu gehen, und da gehorcht er. Als er nun aber am Abend ausfährt, da tritt der Bergmönch an ihn heran und drückt ihm einen Knorpel in die Hand und winkt ihm, er solle heimgehen. Da eilt er fort; als er aber nach Hause geht, wird der Knorpel immer schwerer und wie er endlich ankommt und den Knorpel bei Licht besieht, ist's ein großes Stück Gold; an dem Inselt aber, das ihm der Bergmönch auf sein Grubenlicht gedrückt, hat er Zeit seines Lebens genug gehabt, denn es hat sich nie vermindert.

---

189. Der Bund der Sternenritter im 14. Jahrhundert.

Die Veranlassung zur Stiftung des Bundes der Sternenritter, an deren Spitze der mächtige Graf von Ziegenhain stand, lag in dem Geiste der damaligen Zeit, welche im 14. Jahrhundert zahllosen Verbindungen und Brüderschaften das Dasein gab, wie in unserer Zeit sich wieder ein mächtiger Drang zu den freien Vereinen allenthalben regt. Bei der damaligen völligen Schwäche des Reichsoberhauptes glaubten viele unruhige Adelige die Gelegenheit wahrnehmen zu müssen, eine völlige Selbstständigkeit zu erringen. Die Adelsbünde am Rhein und in Schwaben wiesen auf den Weg hin, um zum ersehnten Ziele zu gelangen. Auch die Hessischen Adeligen errichteten also einen großen Bund, welchen sie den „Sternbund“ oder Bund der „Sterner“ nannten. Diese Benennung wählte man entweder deshalb, weil der Graf von Ziegenhain, welcher an der Spitze des Bundes stand, einen Stern in seinem Wappen führte, oder weil man damit andeuten wollte, es seien der Verbündeten so viele, als Sterne am Himmel. Wirklich zählte die Verbindung an 2000 Mitglieder, unter welchen mächtige Grafen und Ritter waren, die durch ihre starken Burgen und zahlreichen Dienstmannen dem Bunde eine bedeutende Macht verliehen.

Merkwürdig war der Beitritt des Herzogs Otto des Quaden zu diesem Bunde, besonders der Veranlassung wegen, aus welcher er geschah. Als nämlich Otto der Schütz, Landgraf von Hessen, ohne männliche Erben starb, so wünschte sein noch lebender Vater, der alte Landgraf Heinrich, wegen seines trotzigen kriegerischen Sinnes „der Eiserne“ genannt, seinem Großsohne, dem erwähnten Herzog Otto von der Göttingenschen Linie die Regierung von Hessen zu übertragen, weil er seines Bruders Ludwig Sohn Hermann, auf den sie gefallen sein würde, seiner Liebe zu den Wissenschaften halber haßte. Der eiserne Landgraf wollte einen Nachfolger haben, der gleich ihm die Waffen über Alles liebte. Einen solchen Mann fand er in Otto dem Quaden. Da dieser Fürst ein Sohn seiner Tochter Jutta (nach Anderen Elisabeth) war, so hoffte er ihm die Herrschaft zuwenden zu können. Herzog Otto wurde demnach nach Cassel berufen, um dort mit dem Landgrafen das Erbschaftsgeschäft zu bereden. Seine Unvorsichtigkeit aber zerschlug die Unterhandlungen.

Herzog Otto hielt nämlich 1368 ein großes Treibjagen bei Felsberg und lud dazu die Jagdfreunde der Umgegend und mehrere Hessische Ritter ein. Am Abend des nämlichen Tages versammelte des Hifthorns lieblicher Ton die sämmtlichen Jagdgenossen am Abhange des Waldes zum glänzenden Mahle. Der Herzog war vorzüglich guter Laune und der Wein, welcher hier reichlich floß, hatte die Anwesenden in die heiterste Stimmung versetzt. „Ja!“ — rief der Herzog, indem er den Blick gen Hessen wandte und dabei sein Haupthaar mit der Hand gewaltig durchwühlte — „wören two Dojen dot, so queme ick uth all miner Noth, und wolde ein riker Först sin.“

Der daneben stehende Hessische Ritter Eckhardt von Rönfurt hörte voll Verwunderung diese Rede und erwiderte sehr freimüthig: „Herr, das lohne Euch der Teufel, und Gott behüte uns unsern alten Herrn lange! Ich kenne einen näheren Erben zum Lande, als Ihr seid.“

Hiermit schied der Ritter vom Herzog, und ritt ungesäumt zum alten Landgrafen nach Cassel, den er also anredete: „Gnädigster Herr und Fürst, Ihr wollt dem Herzog Otto von der Leine das Land zuwenden; doch daran thut Ihr wahrlich nicht wohl; denn er spricht: „Wenn sich erst zwei Augen schließen, welch ein reicher Fürst werde ich dann sein!“ Darum ist es besser, Ihr bewirket eine Erbvereinigung zwischen Thüringen und Hessen. Euers

Bruders Sohn, der Landgraf Hermann von Thüringen, der zugleich Domherr ist von Trier und Magdeburg, steht uns näher und ist ein natürlicher angeborener Sprößling unseres Fürstenstammes, den wir als treue Hessen für unsern Herrn erkennen und achten. Dem gebt das Land und nicht dem von Braunschweig, mit dem wir nichts zu schaffen haben wollen."

Der alte Landgraf, hoch entrüstet über die Nachricht, daß Herzog Otto sehnsuchtsvoll seinen Tod erwarte und sich sogar öffentlich darüber zu äußern wage, gab voll Erbitterung Folgendes zu vernehmen: „So wahr mir die heilige Elisabeth helfen möge, das Wort bringt meinen Großsohn um's Land."

Hierauf sandte er gen Thüringen und entbot seines Bruders Sohn Hermann zu sich, welchen er sogleich zum Erben des Hessenlandes öffentlich erklärte. Der Jubel und die ausgelassenste Freude seiner Unterthanen war hierüber so allgemein, daß man leicht abnehmen konnte, wie sehr diese Wahl gebilligt wurde und den allgemeinen Wünschen entsprach.

Herzog Otto aber, der sich nun in seinen angenehmen Erwartungen so höchst unangenehm getäuscht fand, war über das Verfahren seines Großvaters nicht wenig entrüstet, und drohte mit Krieg. Dies war die Ursache seines Beitritts zum mächtigen Bunde der Sterner. Die Vermählung seiner Schwester Agnes mit dem Grafen Gottfried von Ziegenhain befestigte den geschlossenen Bund noch mehr. Einzelne Ritter warben in den umliegenden Ländern, selbst bis zum Rheine hin, neue Bundesgenossen; die Veste Dörnberg, zwischen Fulda und Hirschfeld auf einer mächtigen Höhe gelegen, erhielt eine starke Besatzung und in Breido von Ranzau empfing sie einen kriegskundigen Commandanten; auf der streitigen Herrschaft Sichelstein wurde eine starke Burg, der Sichelstein erbaut.

Nach solchen Rüstungen begann Otto der Quade den Krieg. Doch alle Elemente des Sieges, welche nur in der Vereinigung der Kräfte liegen, waren bei diesem Kampfe auf der Seite der Gegner. Die stolzen Ritter, denen die Herrschaft ihres Landesherrn unerträglich gewesen war, mußten natürlich wenig geneigt sein, sich einem Führer aus ihrer Bundesmitte zu unterwerfen. So fochten sie vereinzelt ohne einen weit umfassenden Plan fast nur in einzelnen Ausfällen von ihren Burgen, welche, hier und dort im Lande zerstreut, eine wirksame Vereinigung noch mehr erschwerten. Hauptsächlich schadete es ihnen, daß sie

den Krieg nach Art ihrer alten Raubzüge betrieben. War dem Einzelnen ein Ausfall geglückt, das Land weit umher verwüstet, was an Kostbarkeiten und Lebensmitteln aufzutreiben war in die Burg geführt, so rastete der Ritter, um sich in üppigen Schwelgereien des Sieges zu erfreuen, bis der eintretende Mangel zu neuer Thätigkeit aufforderte. Herzog Otto der Quade, der seiner Stellung nach den Unternehmungen des Bundes Plan und Einheit hätte verleihen sollen, that nichts, um dieser Pflicht zu genügen. Auch er benutzte seine Macht nur zu Raubzügen in das benachbarte Gebiet, die dem Feinde wohl einigen Abbruch thaten, in der Hauptsache aber nichts zur Entscheidung bringen konnten.

Die schrecklichen Verwüstungen, die das Hessische Land an allen Puncten zu erleiden hatte, reizten auf der anderen Seite den Landgrafen zu erhöhter Thätigkeit. In Balthasar, dem strengen Landgrafen von Thüringen, welcher den Uebermuth seines Adels im Zaume zu halten gewußt hatte, fand er einen kräftigen Verbündeten. Mit ihm stritten auch die Städte, welche durch die Raubzüge der Sterner am Meisten zu leiden hatten. Mit diesen Verbündeten zog Landgraf Heinrich gegen die Ritter, welche er einzeln angriff. Dieser Art der Kriegsführung konnten die Sterner nicht widerstehen. Als einzelne von ihnen besiegt waren, unterwarfen sich die übrigen. Nun war es auch für Herzog Otto Zeit Frieden zu schließen. Die Bedingungen, die man ihm stellte, konnten nicht günstig sein. Er gab seine Ansprüche an Hessen auf und trat die Herrschaft Sichelstein an den Landgrafen ab. So endete dieser Kampf, den man kaum einen Krieg nennen kann, der aber, wenn er diesen letzten Charakter angenommen hätte, für Herzog Otto leicht zur Eroberung von Hessen oder wenigstens zur Erwerbung bedeutender Gebietstheile hätte führen können. Die Verbindung mit den Sternern scheint jedoch Herzog Otto nicht ganz aufgegeben zu haben; wenigstens unterstützten einige dieser Gesellschaft den Herzog, als er kurz darauf nach dem Tode des Herzogs Magnus mit der Kette Braunschweig überzog und die Veste Wolfenbüttel einnahm.

Landgraf Hermann soll seinen greisen Oheim selbst noch oft gebeten haben, seinem Großsohne wenigstens einen Theil von Hessen abzutreten. Dieser aber verstand sich zu nichts, sondern pflegte zu sagen: „Hätte er das Maul gehalten und nicht meinen Tod ersehnt, so wäre ihm jetzt besser gerathen.“ Der alte Landgraf Heinrich zog sich, nachdem er seinem Neffen die Regie=

rung überlassen hatte, auf die Wartburg zurück, wo er 1376 verschied. W. Görges.

190. Der Brunnentrog im Beelter Felde bei Hildesheim.

Eine Sage.

Zwischen den Dörfern Giesen und Emmerke lag bis auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges das Dorf Beelte. Da brachen brennend und sengend die wilden Schaaren des Feindes ins Land und stürzten sich raubgierig auf das reiche Dorf, über welchem sie bald den rothen Hahn hinfliegen ließen. Die unglücklichen Einwohner suchten zu löschen und eilten nach dem Hofe des Bauermeisters, wo der einzige Brunnen des Dorfes sein Wasser in einen steinernen Trog ergoß. Die grausamen Soldaten aber hatten sich am Brunnen aufgestellt, verhinderten die Leute am Wasserschöpfen und erschlugen den Bauermeister, als dieser die Bösewichter bei Gott und allen Heiligen mahnte, von ihrem bösen Thun abzulassen. Doch gleich darauf ereilte sie die Strafe, denn kaum hatte sich das Blut des Erschlagenen mit dem Wasser des Brunuens gemischt, als dieser wild aufwallte und einen wüthenden Strom blutigen Wassers über die Mörder ergoß. Nichts konnte dem Strom widerstehen, er fegte die ganze Kriegerschaar vor sich her und überwallte sie so lange mit seinen blutigen Wogen, bis alle den verdienten Tod gefunden hatten. — Das Dorf brannte nieder und es blieb keine Spur von ihm als der steinerne Brunnentrog. Die dem Tode entgangenen Bewohner siedelten sich in den Nachbardörfern Giesen und Emmerke an und bebauten von da aus das „Beelter Feld“. Länger als ein Jahrhundert schon hatte der Brunnentrog als ein Wahrzeichen auf der blutgetränkten Stätte im Beelter Felde gestanden, als ein Bauer in Emmerke dachte: was soll der Trog da im freien Felde stehen, den kannst du dir zu einer Viehtränke auf den Hof holen, denn es ist herrenloses Gut. — Gedacht, gethan. Der Bauer machte sich an einem Wintertage mit seinen Knechten auf und führte den durch ein Wunder geheiligten Trog auf seinen Hof. Dort hat er aber nicht lange gestanden, denn kaum hatte Nachts um Zwölf die Uhr zum Schlagen ausgehoben, als ein Lärm durch Haus und Hof tobte, als ob die wilde Jagd hindurchzöge. Die Pferde wollten die Wände einschlagen, die Kühe die Ketten zerreißen und selbst die Hühner auf dem Wimen flatterten und gackerten, als ob der „Ilk“ dazwischen gefahren wäre; und so wie in dieser

Nacht, gings auch während der folgenden. Da merkte der Bauer wohl, daß er unrecht gethan hatte, sich an dem Wahrzeichen zu vergreifen, lud den Trog wieder auf und brachte ihn wieder an seinen alten Platz. Seitdem hat der Bauer Ruhe im Hause. Und wieder verging ein Jahrhundert, ohne daß sich jemand an dem Troge vergriff, bis endlich die alles umkehrende neue Zeit mit ihrer Verkoppelungen und ihren Geometern kam; diese meinten, der Trog stehe da nur unnütz im Wege, ließen ihn zerschlagen und zur Wegbesserung verwenden.

Karl Seifart.

---

191. Lammspringe.

Eine Sage.

Der Ort Lammspringe führt seinen Namen vom Lämmchenspring oder Lämmchenborn. Dieser Born öffnete sich durch die Wunderkraft des Gebets. — Vor uralten Zeiten nämlich stand an der Stelle, wo später das Lammspringer Mönchskloster erbaut wurde, ein Nonnenkloster. Einst kamen dort die frommen Schwestern in große Noth, weil in Folge anhaltender Dürre alle Brunnen versiegt waren und weder für Thiere noch Menschen das nöthige Wasser beschafft werden konnte. Diese Noth schnitt einer Schwester recht tief durch die Seele, als sie im Klostergarten lustwandelnd, sehen mußte, wie Blüthe und Frucht durch die anhaltende Dürre erstorben und verdorrt waren; sie warf sich auf die Kniee nieder und flehete im inbrünstigen Gebet zu Gott, der Noth gnädig ein Ende zu machen und den ihm geweihten Boden mit reichlichem Wasser zu versorgen. — Kaum hatte die Nonne das Gebet vollendet und sich gestärkt erhoben, als ihr Blick auf ein Lämmchen fiel, das sie aufgezogen hatte und welches ihr wie ein Hündlein überallhin zu folgen pflegte. Das Lämmchen scharrte eifrig den Boden und plötzlich entsprang der Stelle, wo es gescharrt hatte, ein kräftiger klarer Quell. Da war der Noth für immer ein Ende, und noch bis auf den heutigen Tag sprudelt dort der Quell als Ursprung des Flüßchens, welches den Namen Lamme führt. Zum ewigen Gedenken des Wunders ward der Brunnen überwölbt und das Bild des Lämmchens, durch welches das Wunder geschehen war, ziert noch heute einen der bemoosten Steine des Brunnens. Das Kloster Lammspringe, dessen stattliche Kirche vor uns liegt, wenn wir die freundlichen Häuserreihen des Orts durchschritten haben, genoß im

frühen Mittelalter so hohe Achtung weit und breit, daß auch aus entfernten Gegenden des Reichs Sprößlinge der edelsten und mächtigsten Geschlechter nicht selten in dieser klösterlichen Einsamkeit Ruhe im Leben und Ruhe im Tode suchten, so daß selbst der gewaltige Markgraf Albrecht der Bär seine wunderholde Tochter vermuthlich hier einkleiden, gewiß aber beerdigen ließ.

Karl Seifart.

---

192. Eine Hasenjagd zu Wasser.

Eine Anekdote.

Das kleine Flüßchen, an welchem Hildesheim liegt, die Innerste, war über seine Ufer getreten und setzte die umliegenden Gefilde unter Wasser. Das geschah auch mit der Feldmark Großdüngen, die in der Nähe genannter Stadt liegt. Auf einem Wiesenstück daselbst, das mit wenigen alten Weidenbäumen besetzt war, sah sich ein unvorsichtiger Hase plötzlich von allen Seiten von den steigenden Fluthen eingeschlossen. Nach einigen Hin- und Hersprüngen setzte der Gefangene sich ruhig nieder, putzte sich den Bart uud harrte der Dinge, die da kommen sollten. Diese ließen nicht lange auf sich warten, das Wasser stieg, das Wasser schwoll, des festen Erdreichs ward immer weniger, und bald bestand Herrn Lampes trockenes Reich nur noch aus dem bemoosten Wurzelstocke einer schräg überhangenden alten Weide. — Dieser Zustand der Dinge war nicht unbeobachtet geblieben. Ein Bäuerlein hatte den Verlegenheiten des armen Hasen von seinem Hofe aus schmunzelnd zugesehen. Jetzt, als er den Spielraum des flüchtigen Wildes auf kaum einen Fuß ins Geviert beschränkt sah, dachte er bei sich: Sau, deck willt wie nu schonst kriegen. Laut rief er dann ins Haus hinein seiner Frau zu: „Dortchen! pack mal den Backeltrog mit an, ick will schippen.“ — — Das Fahrzeug ward glücklich vom Stapel gelassen, der Bauer setzte sich hinein und arbeitete mit einer langen Bohnenstange nach der Residenz des Hasen hin, dem so eine zweite Lebensgefahr drohte. Diese gab ihm ungewöhnliche Talente. Er kletterte, so sauer es ihm auch ward, an dem schrägen rissigen Weidenstamm in die Höhe und lagerte sich auf einem wagrecht abstehenden Ast. Da kam der Bauer an, sah aber bald ein, daß er von seinem Backtrog aus den Hasen auf seinem jetzigen erhabenen Sitze nicht erreichen konnte. Wollte er nun auf den Braten nicht verzichten und die ganze Fahrt umsonst gemacht haben, so

mußte er dem Hasen nach in den Baum klettern. Es geschieht; der Hase in seiner Verzweiflung, den Todfeind immer näher kommen sehend, faßt sich ein Herz und springt mit einem gewaltigen Satze in — das Wasser? — Nein! in den Backtrog. Dieser wird durch den Stoß vom Stamme abgetrieben und langt nach einer kurzen glücklichen Reise mit seinem vergnügten Passagier am andern Ufer an. Wie fröhlich hüpfte Herr Lampe ans Land! Hier hielt er einen Augenblick an, wendet sich seinem Verfolger zu, machte ihm, auf den Hinterläufen sitzend die schönsten Männchen und eilte dann trockneren und sicherern Gegenden zu, als die jüngst verlassene war. — Unser Bäuerlein aber saß kleinlaut und verduzt auf seinem Baume und es dauerte lange Zeit, ehe Dortchen ein anderes Fahrzeug flott gemacht hatte, um den Jäger, der so wunderbar um einen Braten gekommen war, heim zu holen.

Karl Seifart.

193. Die Wärwölfe im Bollas bei Alfeld.

Eine Sage.

Ein Kanonicus in Hildesheim schickte einen Boten mit einem höchst wichtigen Briefe noch Göttingen. Der Bote, der ein guter Fußgänger war, machte den Weg dahin in einem Tage und kehrte schon des andern Tag's wieder nach Hildesheim zurück. Diesmal übermannte ihn aber die Müdigkeit und er konnte nur bis zum „Bollaas" (bei Alfeld) kommen. Er begehrt Einlaß in das Wirthshaus, aber die Wirthin weigerte sich lange, endlich ließ sie sich überreden und schüttete dem Mann eine Streu in der Stube auf. Doch kaum hat der Mann seine müden Glieder zur Ruhe gestreckt, als er Lärm hörte und drei wilde baumlange Kerle in die Stube treten sieht. Nun ist es mit meinem Leben aus, denkt er, du bist in eine Mördergrube gefallen! Doch hält er sich ganz still, stellt sich schlafend und hofft, daß ihn die Räuber bei seiner augenscheinlichen Armuth verschonen würden. Die wilden Kerle fragen auch die Wirthin drohend und hastig nach dem fremden Mann, die aber sagt, es wäre nur ein armer Teufel, der nach Hildesheim wolle und vor Müdigkeit fest eingeschlafen sei. — Da beruhigten sich die wilden Gesellen, ließen von der Wirthin das Beste und Schönste auftragen und aßen und zechten voll und toll, bis aus dem Dorfe die zwölfte Stunde herüberdröhnte. Da sprang einer der Kerle auf und rief: „Nö is et aberst Teut!" (Nun ist's aber Zeit.) Sogleich erhoben sich

auch die anderen, nahmen aus einem Wandschrank drei breite Riemen und jeder von ihnen schnallte sich dann einen solchen Riemen um den Leib. Kaum hatten sie die Riemen umgeschnallt, so wurden sie rauh wie die Bären, fielen auf ihre Hände wie auf Vorderfüße und trabten auf allen Vieren zur Thür hinaus. —— Der Bote hatte halb todt vor Schreck alles gesehen, schwieg wohlweislich und machte sich mit dem ersten Morgengrauen davon.

Karl Seifart.

194. Eulenspiegel in Hildesheim.

Recht in der strassen, als man von dem Hewmarkt will gon, da wondt ein reicher Kaufmann, der gieng auff ein zeit vor demselben thor spacieren, und wollt inn seinen garten gon, und underwegen auff einem grünen acker fand er Ulnspiegel liegen, den grüßt er, und fragt in, was er für ein stallbruder wer und was sein handel wer? Ulnspiegel der antwortet im mit verdeckter Schalkheit und sprach also, er wär ein Kuchenknab und het keynen dienst. Da sprach der Kaufmann zu ihm: „Wann du woltest frumm sein, ich wolt dich selber auffnemen, und dir newe kleyder machen, wann ich hab ein fraw, die kriegt allentag über das kochen. Ulenspiegel gelobt im grosse trew und frumheyt, darauff nam in der Kaufmann an, und fragt yhn, wie er hieß? Herr ich heyß Bartho . . lo . . me . . us. Der Kaufmann sagt, daz ist ein langer namen, man kan den nit bald nennen, du solt Dol heyssen. Ulnspiegel der sprach: ja lieber Junker, es gilt mir gleich, wie ich heyß. Wolan, sprach der Kaufmannn, du bist mir ein rechter Knecht. Kumm her bald, und gang mit mir inn meinen garten, wir wöllen kraut mit uns heym tragen, und junge hünen mit füllen, dann ich hab auff den nächsten sonntag gäst geladen, den wollt ich gern gütlich thun. Ulenspiegel gieng mit im inn den garten, und schneid Roßmaryn, damit er die hüner füllen wollt auf welsch manier, die andern mit zwibeln und eyern und andern kreutern, und giengen mit einander zu Hauß. Als nun die Fraw den seltzamen gast von kleydung sahe, fraget sie iren Haußwirt, was das für ein gesel wer, was er mit ihm thun wolt, und ob er besorgt, das brod würd schimlig. Der Kaufmann sprach: Fraw, sey zufrieden, er soll dein eygener knecht sein, er ist ein Koch. Die Fraw sprach: ja lieber mann, er sollte wol gut ding

kochen. Sey zufryden, sprach der Herr, du solt morgen wohl sehen werden, was er kann, und rufft Ulnspiegel Doll, er antwort bald, Junkher; nim ein sack und gang mir nach under die Metzig, wir wolln fleysch und ein braten, und sprach zu im: Doll, leg den braten morgen bald zu, und solt in kül und langsam abbraten, daß er nit verbrinn, das ander fleysch setz auch bei zeiten zu. Ulenspiegel sagt ja, und stund frü auff, und setzt die kost zum feur, sonder den braten, den steckt er an ein spizz, und legt in zwischen zwei fass einbecks bier in den keller, das er kül läg, und nit verbrinn. Als nun der Kaufmann den Stadtschreyber und ander gute freund zu gast geladen het, da kam er und wollt besehen, ob die gest kommen werden und ob die kost auch bereyt wer, und fragt da seinen newen Knecht, ob es fertig wer? Ulnspiegel antwort: es ist als bereyt, on der braten. Wo ist der braten? sprach der Junkherr. Er liegt im keller zwischen zweyen fassen, keyn külcke statt (kühlere Stätte) wüsst ich im hauß nit, als ir das sagten, ich solt in kül legen. Ist er denn auch bereyt? sprach der Kaufmann. Neyn, sprach Ulnspiegel, ich hab nit gewisst, wann ir ihn haben wollten. In dem kamen die gäst, denen sagt er von seinem newen knecht, und wie er den braten inn keller gelegt het, des lachten sie alle und machten ein guten schimpf darauß. Aber die fraw was des nit zu fryden, umb der gäst willen, und sagt zu irem herrn, er sollt den knecht gon lassen, sie wollt ihn im hauß nit lenger leiden, sie sehe, daß er ein schalk wer. Der Kaufmann sprach: Liebe fraw, biß zu fryden, ich würd in zu einer reyß gen der statt Goßlar bedürfen, und so ich wider heym kumm, so will ich in dann springen lassen. Kaum kundt er die fraw überreden, daß sye des zu fryden was. Als sye nun assen und trunken, und guter ding waren, und als es auf den abendt ward, da sprach der Kaufmann zu seinem Knecht: Doll, richte er den wagen zu und schmier den wol, wir wöllen morgen gen Goßlar faren, mit einem Pfaffen der heyßt herr Heynrich Hamenstedt, der ist daheym, der will mit faren. Da sprach der frumm Knecht Ulnspiegel: ja, es sol sein, und fragt in, was er für salb nemen solt. Der Kauffman warff jm ein schilling dar, vnd sprach zu jm: Gang hyn vnd kauff karchsalb (Wagenschmiere), vnd laß die fraw alte feyßte (Fett) darunder thun. Er thet jm also, vnd da

yederman schlaffen was, da beschmieret Vlenspiegel den wagen inwendig vnd außwendig, vnd am aller meysten da man sitzen solt.

Am morgen frü stund der Kaufman auff mit dem Pfaffen, vnd hiesszen Vlenspiegel die pferdt anspannen. Das thet er bald, sye sassen auff vnd furen mit freüden daruon. Da hub der pfaff an vnd sagt: Was der galgen ist hie so schmutzig vnd also feyßt? Ich wolt mich halten, das mich der wagen nit schwencket, vnd so bescheyß ich die händ so gar aller ding. Da hiesszen sye Vlenspiegel still halten, vnd sprachen zu jm, sye weren beyde hynden vnd fornen gar beschmieret,vnd wurden zornig über den Schalcksnarren Vlenspiegel.

Jn dem selben kumpt ein Bauer mit einem fuder stro, der wolt zu marckt faren, dem kaufften sye etliche strowellen (Strohbündel) ab, vnnd wüschten den wagen mit, vnnd sassen da wider auff. Da sprach der Kauffman zornmutig zum Vlnspiegel: Du verlaßner (verlaufener) schalck, das dich nymmer glück angee, far nun fürt unter den liechten galgen, du schölmshals! Das thet Vlnspiegel. Als er nun vnder ein galgen kam, da hielt er bald still, vnd satzt die pferdt auß. Zu dem sprach der Kauffman: Was wilt du machen, oder was gemeynstu damit, du schalck? Vlnspiegel sprach: Jr hiessen mich vnder den galgen faren, vnd da seind wir darunder, ich meynt wir wolten hier rugen. Jnn dem sahe der Kauffman auß dem wagen, da hielten sie vnder dem galgen. Was sollten sie thun? sie wurden der thoreyt lachen, vnd der Kauffman sprach zu jm: Heng für, du schalck, vnd far fürt recht außhin, vnd syhe dich nit vmb! Nun zog Vlnspiegel den nagel vß dem landwagen, vnd als er nun ein ackerleng wegs gefaren was, da gieng der wagen von einander, vnd das hinderst gestell mit dem höbel (das Verdeck am Hintergestell des Wagens) bleib ston, vnnd Vlnspiegel fur für sich hinweg, dem sye nach rufften, vnnd luffen yhm nach, biß sye jn überkamen. Der Kauffmann wollte jn zu todt schlagen, dem der Pfaff halff so best er kundt. Nun sye volbrachten die reyß, vnd kamen wider zu hauß. Da fragt die Fraw, wie es jm gangen wer? Seltzam genug, sagt der Kauffman, doch wir kummen wieder, vnd rufft damit Vlenspiegel vnd sagt: Companion, die nacht so bleib hie, issz vnd trink dich vol, vnd morgens so raum mir das hauß, ich

will dich nit lenger haben, du bist ein betrogener schalk, wa du doch her kumbst. Ulnspiegel sprach: Lieber Gott, ich thu alles was man mich heyßt, noch so kan ich nyemandts recht thun, doch geliebet euch mein dienst nit, so will ich euch morgens nach ewren Worten das haus raumen, und wandern. Ja, dem thun also, sprach der Kaufmann. Nun des andern tags stund der Kaufmann auf und sprach zu Ulenspiegel: Issz und trink dich satt, und schlöpp dich (troll dich), ich will in die Kirchen gon, lass dich nit wider finden! Ulenspiegel der schweig still. Vnd alsbald der Kauffman auß dem hauß kam, da begundt er zu raumen, stül vnnd bänck, vnd was er schleiffen kundt, das bracht er auf die gassz, kupfer, zynn, vnd wachs, das die nachbauren sich des verwunderten, vnd was doch darauß werden wolt, das man alles das gut auff die gassen trüg. Das ward da dem Kauffman gesagt, der kam hefftigklichen lauffen vnd sprach zu Vlnspiegel: Du frummer knecht, was thust du hie, find ich doch noch hie? Ja Junckherr, sprach Vlnspiegel, ich wolt erst ewern willen erfüllt haben, dann jr hiessen mich das hauß raumen, vnd darnach wandern, vnd sprach: greyffen mit der hand zu, die thür ist mir zu schwer, ich kann das nit alleyn gewaltigen. Lassz liegen, sprach der Kauffman, vnd gang für den teüfel hynweg, es hat mehr kostet, dann das man das in treck werffen sol. Lieber Herrgott, sprach der gut Vlenspiegel, ist das nit ein groß wunder, ich thun alles das man mich heyßt, noch kan ich nyergends danck verdienen, das betreügt mich nit, ich bin inn einer vnglückhafftigen stunden geboren worden. Also schied Vlenspiegel von dannen, vnd ließ den Kauffman das gut wider hinyn schleiffen, was er außgeraumet hett, des die nachbauren vor vnd nach vast lachten.

Nach dem Abdruck bei Ignatz Hub.

---

195. Uelzen.

Die alte, ehrwürdige Stadt Uelzen im Fürstenthum Lüneburg, in welcher einst die Wiege des edlen Herzogs Ernst des Bekenners stand, liegt in einer classischen Gegend, wo zahlreiche aufgefundene Begräbnisse mit Todtenurnen, in denen man unter Anderem ein merkwürdiges metallenes Bild fand, an eine sehr frühe Bevölkerung erinnern. Die Freien wohnten dort zerstreut auf dem besseren Haidboden, und Schiffer und Fischer siedelten

sich an der Ilmenau an, welche der Sage nach in alten Zeiten, bis Uelzen schiffbar, von Engländern selbst befahren wurde. Und wer mag es unwahrscheinlich finden, daß jene Sachsen, welche um 449 unter ihren tapferen Führern Hengst und Horst nach Britannien hinübersegelten, mit dem Mutterlande in Verbindung zu bleiben und einen friedlichen Handelsverkehr auf den ihnen wohlbekannten Flüssen mit den alten Stammgenossen zu unterhalten suchten? Nachdem Carl der Große über Sachsenland das Licht des Christenthums nach Gottes segnendem Walten hatte aufgehen lassen, und bereits im Jahre 786 das Bisthum Verden gegründet war, genoß auch die Gegend von Uelzen der segensvollen Wirksamkeit christlicher Lehren, welche von Verden aus das Christenthum unter den Bewohnern förderten. Die Gegend ward auch bald schön genug gefunden, um hier ein Kloster zu gründen, welches, dem Benedictiner-Orden angehörend, einem Billunger Bruno seine Entstehung verdankte; denn dieser war es, welcher im 10. Jahrhundert sein schönes Erbgut zu dieser geistlichen Stiftung bestimmte. Dies Gut hieß Ullesheim, d. h. Waldwohnung. Die Anwohner mehrten sich bald, wie es bei Klöstern oft der Fall war und wo jetzt Uelzen ist, entstand ein Ort Namens Lawenwold oder Löwenwold, welcher vom Anfange an als ein Handelsplatz der Engländer erscheint. Noch jetzt ist das Stadtwappen von Uelzen ein blauer Löwe in grünem Felde zwischen drei grünenden Bäumen, wie es an dem 1347 erbauten alterthümlichen Rathhause zu sehen ist. Unbezweifelt aber dürfte es sein, daß die Benennung „Löwenwold" sich ursprünglich auf Löben (d. h. Lauben), mithin auf die waldige Gegend, aber keineswegs auf afrikanische Löwen bezogen habe. Den Ort, wo einst ein Hafen für die Schiffe war, will man nordöstlich von der Stadtmauer noch jetzt nachweisen, der nicht weit davon befindliche Platz, jetzt Daderhof genannt, soll der Stapelplatz der englischen Kaufleute gewesen sein, und in der Hauptkirche der Stadt zeigt man noch ein messingenes vergoldetes Schifflein, welches die Engländer einst der Stadt geschenkt haben sollen. Der Name „Löwenwold" kommt bis ins vierzehnte Jahrhundert vor und schwerlich dürfte es genau auszumitteln sein, wann der Name Uelzen vorherrschend geworden sei. Erst allmälig ward der Name Löwenwold von dem Namen Nien-Uelzen oder auch von dem Namen Nien-Ullesheim verdrängt. Olden-Uelzen war der Name des nahegelegenen Klosters, welches allmälig Oldenstadt genannt

wurde, und die nahe Stadt nannte man sodann bloß Uelsen oder Uelzen. Diese scheinbare Umtauschung der Namen beruht sicher auf der Gleichbedeutung von „Hülsen" und „Löwenwold." Das unter dem Namen Ullesheim 1142 vorkommende Kloster in Oldenstadt stiftete der Bischof Bruno von Verden bereits im 10. Jahrhundert, wie wir schon erwähnt haben; aber es ward im oben gedachten Jahre 1142 aus einem Nonnenkloster in ein Mönchskloster verwandelt. Ganz unverbürgt mag man die Nachricht nennen, welche Merian in einem geschriebenen Zeit- und Geschichtsbuche fand, nach welcher Otto I., Heinrich des Voglers Sohn, die Stadt Uelzen erbaut haben soll. Nur auf die obengedachte Gründung des Klosters Ullesheim mag sich diese Nachricht beziehen.

Mit der Erbauung des Schnellenmarktes um 1209 fängt erst die Stadt Uelzen an, denn gerade damals machten die Unruhen der Zeit eine engere Vereinigung der Bewohner nothwendig und die Schwäche der Fürsten wies solchem Vereine allmälig städtische Rechte zu. Otto das Kind, erster Herzog von Braunschweig und Lüneburg, ertheilte dem Orte das Lüneburgsche Stadtrecht 1247, und Herzog Johann von Lüneburg, des Ebengenannten Sohn fügte im Jahre 1270 neue Privilegien hinzu. Diese Privilegien wurden noch vor 200 Jahren und später alljährlich in ihrer Ursprache der versammelten Bürgerschaft auf dem Rathhause vorgelesen. Zum Baue der ersten Stadtkirche, deren Alter nicht bestimmt angegeben werden kann, sollen die Engländer behülflich gewesen sein. Wie überall ein kriegerischer Geist die Städter beseelte, als sie im Mittelalter mit den Rittern im Kampfe lagen, so wußte man auch in Uelzen die Waffen zu handhaben und der Rath schrieb im Jahre 1359 eine eigene Waffenordnung vor. Im Lüneburgschen Erbfolgekriege hob sich die Stadt durch ihren Anschluß an die sächsische Partei und erwarb die Waldungen nebst der Jagdgerechtigkeit. Sie leistete den Herzögen von Sachsen Albrecht und Wenceslaus die Huldigung, nachdem Herzog Magnus mit der Kette die Stadt an diese abgetreten hatte. Am 8. Juli 1388 aber kam zu Uelzen ein Vergleich zu Stande, nach welchem die Prälaten, Herren und Städte des Landes Lüneburg die Herzöge Bernhard und Heinrich als ihre Landesherren anerkannten und denselben treu und hold zu sein versprachen. Gedachte Herren nahm nun von der Stadt Besitz, ließen sich 1389 huldigen und erbauten am Gudesthore eine Veste, deren Nieder-

reißung jedoch die Bürger bald durch die erlegte Summe von 2500 Thalern erreichten. Nachdem die Stadt die Bestätigung ihrer Privilegien von den neuen Landesherren erlangt hatte, war es fortwährend ein gutes Vernehmen, in welchem sie zu letzteren stand, wozu die Eifersucht der Fürsten wie der Stadt gegen das mächtige Lüneburg besonders beitrug. Uelzen war auch der Ort, wo der ebengenannte Herzog Heinrich, gewöhnlich wegen seiner Strenge gegen die Straßenräuber und Wegelagerer König von der Haide genannt, sein Haupt zur Todesruhe neigte.

Je mehr sich der Wohlstand der Stadt hob, desto reger ward das Streben, denselben zu wahren und im Bunde mit anderen Städten Schutz zu suchen. So trat Uelzen 1423 in den Städtebund mit Hannover, Braunschweig und Lüneburg. Wall und Mauer wurden 1430 verstärkt, was um so nöthiger erschien, da die Hussiten, das Schicksal ihres Freundes Huß blutig rächend, überall Verheerungen anrichteten. In gleicher Absicht trat die Stadt 1451 auch dem großartigen Hansebunde bei. Die Stadt Uelzen war ferner der Ort wichtiger Verhandlungen im Jahre 1453, denn hier war die Versammlung der auswärtigen Sülzbegüterten wegen des sogenannten Prälatenkrieges, über welchen in der später zum Abdruck gelangenden Chronik von Lüneburg ein Mehreres nachzulesen ist. Noch wichtiger erscheint Uelzen als Geburtsstadt des hochverdienten Herzogs Ernst des Bekenners, der jetzigen Welfenfürsten großer Ahnherr, welcher hier im Jahre 1497 am 29. Juni das Licht der Welt erblickte und auch später hier seine Wohnung, den sogenannten Herrenhof hatte, den er nach Einführung der Reformation zur Errichtung einer Stadtschule abtrat, an welcher Melanchthon's Freund, der gelehrte Baumgarten erster Lehrer wurde.

Je näher die glückliche Zeit kam, in welcher Uelzen durch die Reformation an geistigen Vorzügen gewinnen sollte, desto mehr begann der äußere Wohlstand der Stadt zu sinken. Die fremden Kaufleute wandten sich hinweg, da die Ilmenau aufhörte schiffbar zu sein. Die Hildesheimsche Stiftsfehde brachte der Stadt neue Drangsale, denn der Landesherr stand auf der Seite des Bischofs von Hildesheim. Schon 1519 nahte über Burgdorf und Gifhorn der verheerende Zug der Feinde sich der Stadt Uelzen und die Belagerung der Stadt begann. Erst in der Nacht des 28. Juni brachen die Feinde, die Herzöge Erich I. von Calenberg und Heinrich der Jüngere von Wolfenbüttel, ihr Lager bei

dem Kloster Oldenstadt ab und am 29. Juni erfolgte die bekannte Schlacht bei Soltau. Für die Verluste, welche die Stadt durch diese Belagerung erlitten hatte, mochte es kein Ersatz sein, daß der Landesherr 1524 hier ein Hochgericht etablirte, welches bis zum Jahre 1564 in der Stadt blieb.

Wahrhaft segensreich war dagegen die Thätigkeit, welche 1527 Herzog Ernst der Bekenner für Uelzen entwickelte, indem er hier die Einführung der Reformation betrieb und den ersten evangelischen Prediger Namens Wemaring anstellte, welcher den bis dahin üblichen Probsttitel beibehielt. Die äußere Schwäche der Stadt nahm jedoch im 16. Jahrhundert zu, der Aufenthalt der Engländer in Uelzen hörte mit dem Jahre 1597 gänzlich auf, innere Zwiste brachen aus und die Bürgerschaft strebte nach größerer Theilnahme am Stadtregimente. Im Jahre 1618 wurden acht Rathmänner als Bürger-Repräsentanten bestellt. Der dreißigjährige Krieg brachte der Stadt neue Drangsale welche mit wenigen Unterbrechungen von 1625 bis 1646 dauerten. Besonders viel litt die Stadt 1635 von den Schweden. Dazu kam 1646 das Unglück eines großen Brandes. Am 20. September, Abends 6 Uhr, brach durch die Fahrlässigkeit eines Bürgers bei Zubereitung des Flachses das Feuer aus, welches von einem gewaltigen Sturme genährt und verbreitet, $^{5}/_{6}$ der Stadt verzehrte, wobei indessen glücklicher Weise die beiden ehrwürdigen Gebäude Rathhaus und Kirche verschont blieben. Eine größere Vollständigkeit erhielt die Stadtverfassung im Jahre 1757, wo sie gegen Abtretung der Papiermühle die Voigtei erhielt. Zur Zeit der französischen Fremdherrschaft ward Uelzen 1810 der Sitz der Präfectur des Aller-Departements; aber auch diesen Vorzug behielt die Stadt kein volles Jahr. Die letzte große Feuersbrunst, von welcher Uelzen im Jahre 1826 heimgesucht wurde, verzehrte 204 Wohn- und Nebengebäude.

Uelzen ist die vierte Stadt des Fürstenthums Lüneburg, und liegt fünf Meilen von Lüneburg und sechs Meilen von Celle entfernt, in einer gutbebauten Haidgegend am linken Ufer der fischreichen Ilmenau, welche hier erst nach Vereinigung vieler kleinen Bäche diesen Namen erhält. Das Gebiet der Stadt umfaßt 1599 Hectaren. Die Stadt selbst ist von einem Canale der Ilmenau umflossen, welcher sich bei der großen Mühle wieder mit dem Hauptstrome vereinigt. Die ehemaligen Festungswälle sind in Gärten verwandelt. Von den 20 Thürmen, welche einst die 1380

bis 1386 für 1940 Mark erbaute Stadtmauer zierten, sind nur zwei noch vorhanden, welche zu Gefängnissen benutzt werden. Die Stadt hat eine große, schöne Kirche und drei Thore, nämlich das Gudes- oder Hudes-Thor in Osten, nördlich das Lüneburger Thor und südlich das Veerser-Thor. Die Straßen sind regelmäßig angelegt und die drei Hauptstraßen, welche von den Thoren ihren Namen führen, stoßen auf dem Markte zusammen, so daß man von einer Stelle (bei dem 1791 erneuerten Rathhause) aus allen drei Thoren sehen kann. Besonders haben die Straßen seit dem Brande von 1826 an Freundlichkeit gewonnen.

Die Zahl der Häuser ist 650 und die der Einwohner 6400. Die Nahrungszweige der letzteren sind Ackerbau und Handel mit den Landeserzeugnissen, städtische Gewerbe und Fischfang in der Ilmenau, welche Hechte, Barse, Aale und Forellen liefert. Der Roggenbau ist ergiebig, der Flachsbau bedeutend, und daher die Leinweberei ansehnlich. Die Viehmärkte, auf welchen ein starker Zusammenfluß von Pferden aus allen Elbämtern stattfindet, sind besonders bedeutend. Es finden sich in der Stadt viele Branntweinbrennereien, Bier- und Essig-Brauereien, Tabacks-, Cichorien- und Stärke-Fabriken u. s. w., und Uelzen's günstige Lage an der Eisenbahn als Knotenpunkt der Hannover-Hamburger und der Stendal-Langwedeler Bahn fördert den Handel, dessen vorzüglichsten Artikel der Flachs ausmacht.

Außer den trefflichen Volksschulen befindet sich in Uelzen auch noch eine Höhere Bürgerschule, der das Recht zusteht, Zeugnisse der Reife für den Einjährig-Freiwilligendienst auszustellen.

Berühmt ist das Schützen- und Grenzbeziehungs-Fest, welches alljährlich nach Pfingsten mit großer Feierlichkeit begangen wird.

Nach W. Görges.

196. Das Paterkleid und der Paterbusch zu Visselhövede.

An einer Anhöhe im südöstlichen Theile des jetzigen Herzogthums Verden sprudeln mehrere starke Quellen ihr krystallhelles Wasser, das bei der größten Hitze des Sommers fast eiskalt bleibt und bei der größten Kälte des Winters wie heißes Wasser dampft. In der sumpfigen Vertiefung fließt dieses Wasser sofort zu einem muntern reichen Bache zusammen, der nunmehr inmitten der öden Haidegegend ein frischgrünes Wiesenthal tränkt; das ist die Vissel, die nach kurzem Laufe in die Rodau mündet

und sodann durch die Wümme dem Weserstrome ihren Beitrag liefert. An diesen Quellen ließen sich vor Zeiten Anbauer nieder; man nannte daher den Ort Visselhövede.

In den Zeiten des mittelalterlichen Faustrechts, als der Bischof von Verden bereits seinen Krummstab über das schon mehr bevölkerte Visselhövede streckte, mußte das schöne Wasser der Vissel den Einwohnern auch Schutz gegen die Raubritter gewähren; denn der Bischof ertheilte den ersteren das Bürgerrecht, und die wasserreiche Vissel füllte zum Aerger der letzteren den Burggraben von Visselhövede. Später, in den Zeiten der eingetretenen Sicherheit ist dieser wieder mit Erde angefüllt; jetzt findet man unter Häusern und Straßen des Fleckens nur noch Spuren von den Spitzpfählen des alten Burggrabens. So ist die Vissel ihres kriegerischen Dienstes wieder enthoben; sie fließt unaufgehalten ihren friedlichen Lauf. Ehe sie aus dem Flecken in das üppige Wiesenthal gelangt, bietet sie dem Durstigen den reinen frischen Trank, liefert den Köchinnen das weiche Wasser, in dem harte Erbsen bald mürbe kochen und bildet die kleine Tränke, aus welcher die Feuerspritze Wasser schöpft und in der die Wäscherinnen die Leinwand schneeweiß spülen, wobei das milde Wasser im kalten Winter die Hände bald heiß macht. Und an jener Stelle des Ursprungs der Vissel befindet sich noch ein schöner Friedhof; das ist der Kirchhof von Visselhövede.

Die Kirche darauf stammt noch aus der mittelalterlichen Zeit; sie ist nur durch einen späteren Anbau erweitert worden. In der alten Mauer, welche die Bogen des steinernen Gewölbes trägt, befindet sich an der Seite des Altars ein kleiner Schrank. Er ist mit gedoppelten Thüren versehen, zuerst mit einer starken eisernen Gitterthür und dann mit einer festen hölzernen; durch ein Bord ist er in zwei Abtheilungen geschieden. Früher mögen darin die heiligen Geräthe oder irgend ein Heiligthum in der katholischen Zeit aufbewahrt worden sein; jetzt befinden sich in dem unteren Raume die Gesangnummerbretter und in dem oberen — das Paterkleid.

Es findet sich dort eine runde lederne Kappe; ferner sind da mehrere Stücke Leinenzeug, das aber schon theilweise vergangen ist und anscheinend verblichene Blutflecken enthält. Das eine davon erkennt man als ein Hemd, das am Halse und an den Aermeln noch mit Spitzen besetzt ist; ein Tuch davon ist mit Sternen und Buchstaben aus Silberdraht gestickt verziert. Das

merkwürdigste Stück ist aber das Gewand, welches etwa fünf Ellen lang ist und an den beiden Enden allmählich breiter wird als in der Mitte, wo sich eine Querschlitze befindet. Wenn hierdurch der Kopf gesteckt wird, bedeckt es bis auf die Arme und Füße den Leib eines Mannes. Es besteht aus festem Seidenstoffe, der auf blauem Grunde röthlich geblümt ist und ist mit leinenem Futter versehen. Auf der einen Hälfte entlang ist ein Kreuz mit verschieden und schön gefärbter Seide gestickt, woran man in der Mitte das Bild des Heilandes, unten das der Mutter Maria und auf den beiden Enden des Querpfahls zwei Gesichtsbilder erblickt. Das ist das Paterkleid.

Und der Paterbusch befindet sich in der Nähe von Visselhövede an dem Wege von da über Jeddingen nach Verden. Wenn man aber auf diesem Wege nahe bei dem Flecken hinter dem neuen Kirchhofe an einem Gehölze vorbeikommt, so ist das noch nicht der Paterbusch; das ist das Schützenholz von Visselhövede. Freilich ist dies nur ein neuer Name für den alten Hundehop, seitdem in den letzten dreißig Jahren, wie ein alter Bürger des Fleckens bereits vor vierzig Jahren im Gesichte gesehen hat, Schützen ohne Tornister aus Visselhövede dahin marschiren und das Gehölz alljährlich an einem Abend zu brennen scheint, ohne daß es davon verzehrt wird; denn das neugebildete Jägercorps feiert allda das Schützenfest und illuminirt mit vielen Lichtern das Gehölz. Zehn Minuten weiter auf dem Wege stehen an demselben einige unbedeutende Buchbäume; die haben ihren alten Namen behalten, der uns jedoch weit hinter alle Paterzeit hinaus führt; diese wenigen Holzgewächse heißen nämlich noch Hünenholz. Das erinnert uns an die heiligen Haine unserer heidnischen Vorfahren. Wenn aber die starken Wurzeln von riesigen Buchen, an die selbst längst schon die Axt gelegt worden ist und welche nur die jetzigen verkrüppelten Nachwüchse gebildet haben, nicht Widerstand geleistet hätten, wäre jetzt auch wohl die letzte Spur von diesem Hünenholze verschwunden. Die mächtigen Hünensteine, die hier vor nicht langer Zeit noch als merkwürdige Zeugen von einer heidnischen Vorzeit an- und aufeinander gehäuft lagen, sind nunmehr gänzlich verschwunden. Man hat die großen Granitblöcke, welche die starken Vorfahren in Einem Stücke zusammen geworfen hatten, nach und nach gespalten und manches feste Fundament daraus gebildet. Die letzten Reste hat der Bauer hinweggeschafft, dem bei der Gemein-

heitstheilung dieses Grundstück zugefallen ist und der von den alten Hünensteinen die neue Grundsteuer nicht zahlen wollte. Ein Riesenstück, das man weder zu spalten noch sonst fortzubringen vermochte, hat man sogar in die Erde vergraben, so daß nun die Pflugschaar, wie vielleicht vor Zeiten das Opfermesser, darüber hinwegfährt; aber bald hätte dieser mächtige Stein gleich dem Simson in seinem Falle den Feind mit dem Tode gestraft und wäre somit der alte Hünenstein in seinem eigenen Grabe wiederum ein neuer Leichenstein geworden. — Wo ist denn nun der Paterbusch? Wir gehen von dem Hünenholz, das wir zur rechten Hand hart am Wege liegen lassen, etwa eine Viertelstunde weiter, bis wir zu einem kleinen Abhange gelangen. Da stehen zu beiden Seiten am Wege einzelne kleine Büsche von Hainbuchen; auch erheben sich zwischendurch einige Wachholdersträuche, die Einem in den wüsten Haiden dieser Gegend, wie die Wachholder oder eigentlich der Ginsterstrauch dem Propheten Elias in der Wüste, Schutz und Schatten gewähren. Das ist — der Paterbusch.

Was erzählt nun die Sage von dem Paterkleide und dem Paterbusche?

Jenes Kleid hat dem letzten katholischen Pater zu Visselhövede gehört; und dieser Busch ist seine Begräbnißstätte und sein Grabmal geworden. Denn als zu den Zeiten der Reformation längst die Herzen dieser Gemeinde von der katholischen Lehre abgefallen waren und sich der lutherischen zugeneigt hatten, hat dieser Pater bis auf die letzte Stunde seinen Posten behauptet. Da ist aber ein Prediger der neuen Lehre in Visselhövede aufgetreten, um den sich alle gesammelt haben. Der Pater ist nun mit der Drohung davongelaufen, die Gemeinde bei dem Bischofe in Verden zu verklagen und sich von da Hülfe gegen den neuen Eindringling zu holen. Man hat ihn wieder zurückholen wollen und auch bei dem jetzigen Paterbusch eingeholt. Er hat sich aber zur Wehre gesetzt und ist von seinen Verfolgern erschlagen worden. Den Pater hat man nicht wieder zurückgebracht, sondern sofort an seiner Todesstätte begraben; seine blutigen Kleider aber sind als das letzte Ueberbleibsel aus der katholischen Zeit in der nunmehrigen lutherischen Kirche bis auf diesen Tag aufgehoben worden. — Das ist das Paterkleid und der Paterbusch zu Visselhövede.

Joh. Friedr. Rosenbrock.

197. Der Bischofsstuhl des Doms zu Verden.]

Im hohen Chor des herrlichen Doms zu Verden steht unweit des Altars der Bischofsstuhl, ein Meisterstück der Holzschneidekunst, das wahrscheinlich so alt ist, wie der jetzige Dom selbst, dessen Grundstein Bischof Conrad im Jahre 1290 legte. Der Stuhl ist eine gothische, eben so prächtige als sinnreich ausgeführte Arbeit aus Eichenholz von 3,50 m Höhe und gleicher Breite. Unter Laubgewinden der Seitenwände, ganz von durchbrochener Arbeit gefertigt, zeigen sich auf der Seite links biblische Figuren, und auf der rechts ist das Culturleben dargestellt. Jede Seite hat 4 Paar Figuren. Auf der erstgenannten stehen sich gegenüber: Adam und Eva, Simson und Delila, David und Bathseba, Jehu und Isebel (2. Könige 9, 30 — oder auch Holofernes und Judith.) Der Künstler hat mit Vorbedacht Personen gewählt, welche sich zur Sünde gereichten, die aber, wenigstens zu einem Theile, durch ernste Buße zum Herrn zurückkehrten. Deshalb steht oben über diesen Figuren in besonderem Felde der Pelikan, welcher sich nach der Legende in die Brust beißt, um mit seinem Herzblute seine Jungen zu tränken. Das bedeutet die Versöhnung. — Auf der entgegengesetzten Seite, das ganze Culturleben abbildend, stehen sich gegenüber: ein Heide (Höhlenbewohner) in der Bekehrung und ein Landmann, ein Mann mit Dreschflegel und Besen und ein Krieger mit Helm, ein Krieger ohne Helm und ein Gelehrter, ein Bischof und der Bischof unserer Seelen, Christus. Es läßt sich diese Seite demnach also auffassen: aus der Bekehrung entwickeln sich die geordneten Zustände, der Nähr-, Wehr- und Lehrstand, und in Christo wird alles verklärt. In besonderem Felde über diesen Figuren steht ein Löwe (der Löwe aus Juda) mit seinen Jungen. Nach der Legende sind diese todtgeboren. Darob erhebt dieser ein so durchdringendes Gebrüll, daß die Jungen lebendig werden. Das bedeutet die Auferstehung.

Im Stuhle selbst hatte in der Mitte der Bischof seinen Sitz, ihm zu Seiten der Diacon und Subdiacon, wie dieselben auch über den Sitzen an der Rückwand abgebildet sind, der Bischof in einer Rosette segenspendend und die Diacone in Brustbildern. In den Gewölbesschlußfeldern ist über dem Bischofssitz eine Blume angebracht, das Symbol der Verschwiegenheit des heiligen Geheimnisses, die Rose, über dem Diacon rechts der Peli-

kan (Christi Opfertod) und über dem links der Phönix (Christi Auferstehung). Die 3 Giebelfelder der Vorderseite bringen drei Brustbilder. Das erste stellt einen Bischof mit der Mitra und dem Pedum dar, die Linke erhebend und dabei das dem Handschuh eingestickte Kreuz zeigend. Das Brustbild zur Rechten ist eine Frauengestalt, vielleicht die heilige Dorothea. Sie trägt im Haar einen Ring und in der linken Hand einen Korb mit Blumen. Beide haben die Untugenden überwunden, welche in den Bogenzwickeln unterhalb dieser Brustbilder durch je zwei phantastische Thiergestalten zur Anschauung kommen. Im Mittelfelde endlich ist als Haupt des Ganzen über den in den Bogenzwickeln sich zeigenden Engelsfiguren mit den Leidenswerkzeugen der segnende Erlöser selbst abgebildet. In der Linken hält er die Bibel; über ihm erscheint die Taube, und die 4 Evangelistenzeichen umgeben ihn. — Der todte Stuhl ist ein beredter Prediger der Heilsthaten des Herrn. H. Nack-Verden.

198. Der umgehende Bauer bei Bassum.

Eine Sage.

Ein alter Bauer in Bassum, der einen Streit mit seinem Sohne vorgehabt hatte, stürzte sich aus dem Fenster und mußte nun umgehen und konnte keine Ruhe finden. Da brachten sie ihn in den Wald unter einen großen Stein. Alle drei Jahre kommt er da hervor und darf jedes Mal einen Hahnentritt näher zu seinem Hofe kommen. Wenn er nun wieder auf seinem Hofe angekommen sein wird, so hat er für immer Ruhe. Er ist schon nicht weit mehr davon. Hinter der Hecke hat er oft Menschen fest gehalten. Herm. Harrys.

199. Weene in Ostfriesland.

Eine Sage.

Zwischen dem Flecken Weener, der alten Peldemühle, Tichelwarf, Möhlenwarf und Weenermoor liegt eine große grüne, ebene Fläche, die sogenannten „Meedelande". Die Chaussee von Weener nach Bunde durchschneidet sie, während die namhaft gemachten Ortschaften sie wie mit einem großen kreisförmigen Höhenzuge umgeben. Einsam, still und einförmig liegt sie da, und der sonst lebhafte Verkehr auf der sie durchschneidenden Landstraße vermag die allgemeine Eintönigkeit nur im nächsten Bereiche derselben zu unterbrechen. Nirgends ein Baum noch Strauch, nir-

gends ein Bächlein klaren Wassers, nirgends ein Kanal noch Graben, der sich durch die sandige, unfruchtbare, nur mit dürftigem Graswuchs überzogene weite Strecke hinzieht. Wo das Auge des einsamen Wanderers auf Wasser trifft, sind es einestheils nur sogenannte schwarzschlammige Tümpel, anderntheils mit Riet und Binsen überwachsene sumpfige Stellen, „Brüche" mit dunklem, modrigem Wasser, von denen einige eine bodenlose Tiefe haben sollen. Das Einzige, was Abwechslung und Leben in diese ermüdende Einsamkeit bringt, sind die von fast sämmtlichen kleinen Bürgern und Anbauern der anliegenden Ortschaften hier zusammengekoppelten großen Viehheerden, eine leichte Art Milchkühe, die sich in kleineren Trupps oder vereinzelt in das große weite Blachfeld der „Allemannden" grasend zerstreuen, bis sie am Abend und Morgen der dienstpflichtige Insasse des sogenannten „Hütthauses" auf dem Viehstapel zusammenschaart. Hier werden die Thiere gemolken, und wieder geht es in das große Weite hinaus — auf und ab, Tag um Tag — Alles gleichmäßig eintönig. Hält aber der Wanderer, in der Mitte der Meedelande angekommen, oder noch mehr nach der Seite der „alten Peldemühle" hin, seinen Fuß an, und läßt sein Auge umherschweifen, so gewahrt er, daß er weit, weit tiefer steht als die ihn im großen Gürtel umziehenden Grenzörter der Meedelande. Er befindet sich wirklich in einer gegen den Gürtelsaum schwach ansteigenden Niederung. Daß hier eine Bodensenkung stattgefunden hat, ist wenigstens augenscheinlich. Und Letzteres ist bei Erzählung und zur Begründung unserer Sage von besonderer Wichtigkeit, denn die im grauen Nebel der Vorzeit verschwommene Begebenheit, welche mit der Entstehung der Meedelande verknüpft ist, sagt: daß hier, wo jetzt die Kühe weiden, eine große Stadt untergegangen sein soll. Was man darüber weiß, ist dieses:

Vor langen, langen Jahren stand an der Stelle der Weener Meedelande eine große, volkreiche Stadt, mit Namen Weene. Die Einwohner waren reich, sehr reich, — und wie denn so leicht der Reichthum manchen zum Falle bringt, so ging es auch mit den Weeneranern. Das viele Geld gereichte ihnen zum Verderben. Stolz, Hoffahrt, Uebermuth, Prunksucht und Schwelgerei nahmen sie so hin, daß für andere und bessere Bedürfnisse kein Raum mehr im engen Herzkämmerlein blieb. Wer weiß, wie lange sie das schon so getrieben? Aber endlich hatte es der Himmel satt und der Strahl des göttlichen Zorns zerschmetterte die

Uebelthäter. Doch nicht sogleich und plötzlich wollte er die Stadt verderben. Wie er ehemals gen Ninive den Bußprediger Jona sandte, so auch ließ er unter den Einwohnern von Weene erst seine mahnende Stimme vernehmen.

Noch schien die freundliche Sonne lächelnd auf die große Stadt herab — es war an einem Sonntage. Himmlisch verklärt schien die Natur, und Ruhe deckte sich über die glänzenden schwarzglasirten Ziegeldächer der Stadt; Ruhe und Friede schwebten wie das Säuseln des Allmächtigen in dem großen Gotteshause, wo am Nachmittage sich nur wenige Andächtige zur Predigt eingefunden hatten. Ruhe überall, nur nicht in den Herzen der stolz verblendeten Weeneraner. Die jagten unaufhaltsam ihrer Lust nach, und sanken tiefer und tiefer. Da, es mochte gegen drei Uhr sein, erschien unvermerkt der mahnende Gottesbote — ein gelbes schönes Vöglein kam in die Kirche geflattert und setzte sich auf das große Steinkreuz vor der Kanzel. Es schlug einige Male, wie zum Auflauschen winkend, mit den goldigen Flügeln, dann hob es an zu singen — Wunderbares, Niegehörtes, — predigend von Gottes Langmuth, Güte und Liebe. Aber wer hätte es verstanden in der allgemeinen Versumpfung? Nur das Letzte, die letzten beiden Strophen klangen selbst den tauben Ohren laut und vernehmlich. Es sang:

Noch söven Jahr bliffst du bestahn,
Un dann sall Weene undergahn.

Danach erhob es sich, und war — verschwunden. Die aber von Weene, obwohl die schreckliche Mär auch keinem Einzigen in der großen Menge unbekannt blieb, achteten nicht darauf. Das alte Heidenleben wurde fortgesetzt und die sieben Neuejahre verstrichen, — und wieder lag über Weene das lachende Sonnenauge, und wieder war es Sonntag, — Sonntag Nachmittag. Gedachte noch wohl Jemand in der Kirche der Stunde, als vor sieben Jahren der Gottesbote hereinkam? Und er kam wieder. Vom nahen Thurm erdröhnten eben drei schwere Schläge durch die weiten Hallen des stillen Gotteshauses, und dasselbe gelbe Vöglein flog abermals herbei und setzte sich abermals auf das große steinerne Kreuz vor der Kanzel. Und wieder erhob es seine Stimme laut und klar, doch die schläfrigen unempfindlichen Kirchengänger vernahmen nichts; nur das Letzte, das Letzte traf wieder die Ohren. Es klang:

Noch söven Maand bliffst du bestahn,
Un dann sall Weene undergahn.

Gingen sie jetzt in sich? Nein, das alte sündige Lasterleben blieb, und da war Niemand, der nach Anderem fragte und Verlangen trug, Niemand, als nach dem, was die Sinne lockt und schmeichelt. Und wieder ging die angekündigte Bußezeit zur Neige, und zum dritten und letzten Male sollten die gottlosen Leute den Mahnruf vernehmen. Noch sieben schöne Tage. Wolkenlos war der Himmel, und das große Häusermeer der Stadt spiegelte sich im schönsten Sonnenglanze. Und abermals ist es der Sabbath des Herrn — doch die Kirche ist fast leer. Wohl haben die Glocken zum Aufgang geläutet, aber sie schlugen nur an kalte steinerne Herzen. Fast Niemand folgte dem Rufe. Und wiederum ist es drei Uhr Nachmittags. Hätten die Leute von Weene Ohren zum Hören gehabt, so würden sie in dem Glockenschlage einen schrecklichen Klang vernommen haben, einen Klang, der selbst hart verstockte Herzen vom langen Sündenschlafe zu erwecken vermocht hätte. — Nur noch kaum war der Glockenton verklungen, als das gelbe schöne Vöglein sich wieder blicken ließ, durch die Kirche flog und sich auf das große Steinkreuz vor der Kanzel niedersetzte. Eine Weile saß es da, still in sich versunken, still und traurig. Dann blickte es auf, und wie fragend in den leeren öden Hallen umher. Noch eine kurze Pause — dann hob es wieder an zu singen, und lauter und klarer als je. Aber es war, als ob eine geheime tiefe Klage durch das Gotteshaus bebte. Doch keine menschliche Seele in der ganzen großen Stadt achtete darauf und nahm es sich zu Herzen; und selbst der letzte Schreckensklang, der letzte Mahnruf des Himmelsboten ward überhört. Sieben lange Jahre und sieben Monate gewartet — Alles umsonst. Da ertönte das Grabeslied über die ruchlose Stadt. Das Vöglein sang:

Noch söven Dage blifft du bestahn,
Un dann sall Weene undergahn.

Sang's und verschwand. Die Einwohner von Weene aber gedachten nicht der Stimme. Sie aßen und tranken, sie freieten und ließen sich freien bis auf den Tag, der sie alle hinwegnahm. Näher und näher kam die Vergeltung, welche die übermüthige Stadt verdarb. Der letzte Tag war da. Gegen Mittag hin schwärzte sich der Himmel mit großen schweren Wolken, ein Sturmgewitter zog herauf, bang und schwer lag es auf der Stadt, dazwischen schmetterte und krachte es, und wie feurige Schlangen schossen die Blitze vom Himmel auf die Stadt hernieder. Ein

schwefelartiger dichter Nebeldampf wallte aus der Erde empor und hüllte sie ein, und wie oben in der Luft, so unter den Füßen brüllte der Donner der Erde, bald tiefer, bald höher, dumpfer und grauenvoller. Der Boden fing an zu wanken, die schwarzen Wolken spalteten sich, Feuerströme zerrissen sie, es schütterten die Häuser und selbst die Menschen fühlten jetzt ihre Herzen schlagen, aber angstvoll, bange. Straßen auf, Straßen ab wogte es, eine allgemeine Verwirrung herrschte in der fluthenden Menge. Angstschreie, Flüche, Verwünschungen wechselten mit dem Rasen und Donnern der entfesselten Elemente ab. Aber jetzt war Alles vergeblich — zu spät. Noch ein furchtbares Krachen, die Erde zerriß und die Stadt war verschwunden mit Allem, was einen lebendigen Odem hatte, um nie wieder aus dem großen weiten Grabe zu erstehen. Der Flecken Weener verdankt der untergegangenen Stadt seinen Namen.

Nur später, viel später — so erzählt man sich — sollen Leute auf den Meedelanden beim Graben nach weißem Streusande hie und da auf eine Thurmspitze oder ein verwittertes Kirchendach gestoßen sein. Wer aber an einem schönen stillen Sommerabend an die sumpfigen mit Riet und Binsen überwachsenen Brüche herantritt und hinablauscht, dem kann es begegnen, daß er einen schwermüthigen traurigen Klang herauf läuten hört. Es sind die Glocken im tiefen Grunde. Fr. von Harslo.

200. Der Hannoversche Herkules.

Eine Anekdote.

In einem Zwillingsdorfe lebte ein Mann in den zwanziger Jahren, der wegen seiner Größe und Stärke mit Recht den Namen Herkules und wegen seiner Kunst, große Quantitäten Victualien unbemerkt hinunter spazieren zu lassen, den Namen Bacchus verdiente. Einst hatte sein Knecht mit einem vierspännigen Fuder Weizen festgefahren. Schnell sprang Töffel — so wurde er damals allgemein genannt — vom Wagen, stemmte seinen breiten Rücken unter die Axe, und hurtig fuhr das Gespann weiter. Einst wollten beim Pflügen ihm die Pferde flüchtig werden; er aber zog die Leitschnur so fest an, daß der Zaum dem einen Pferde das Maul sammt der Unter-Kinnlade wegriß und das Pferd bald darnach krepirte. Als seine Tochter einst Polterabend feierte, hatte Frau Mama auf ländliche Art einen feinen Schweinebraten hergerichtet. Die Gäste sammelten sich. Die

Hausfrau ging in die Küche, um den Braten zu holen — da sitzt unser Töffel auf dem Heerde und langt mit den Fingern den Braten aus dem Topfe. Wie erschrack die sorgsame Hausfrau, als sie sah, daß Töffel den Braten bis auf die Knochen verzehrt hatte, und die Gäste sich mit Wurst begnügen mußten. Sie mußte schweigen; denn hielt sie eine Gardinenpredigt, so pfiff Töffel ein lustiges Liedlein, nahm sie wie ein kleines Kind auf die Arme und quälte und foppte sie so lange, bis sie von selbst zu raisonniren aufhörte. Solche und noch viele andere lustige Geschichten erzählen alte Leute an langen Winterabenden wohl, und der selige Töffel, dessen Nachkommen jetzt noch leben, muß oft genug den Stoff zum Lachen und zur Unterhaltung geben.

In einem nassen Jahre, als ihm das Korn nicht gut gerathen war, hatten die Taxatoren, welche die Abgaben nach der Qualität und Quantität der Ernte feststellten, dem Töffel nach seiner Meinung zu viel Abgaben aufgebürdet und zudem beim Taxiren noch so viel niedergeritten. Er beschwerte sich beim Bürgermeister, ließ durch ihn in Hannover Beschwerden einreichen, aber alles war erfolglos. Eines guten Morgens nun mußte ihm seine Frau sein langen grünen Sonntagskittel holen, er setzte seine schönste Zipfelmütze auf, steckte einige Würste, eine Ochsenkeule, Aepfel und was sonst zum Haushalte gehörte, in einen groben Sack und trabte damit der Hauptstadt zu. Vor dem Thore auf einem Steinhaufen verzehrte er sein Frühstück, reinigte seine Schuhe, brachte seine Garderobe in schicklichen Zustand und stand eine Stunde später vor dem Residenzschlosse Königs Ernst August.

„Is de Könnig tu Hius,“ frug er die neugierigen Lakeien. Sogleich meldete der diensthabende Adjutant dem Könige, daß ein Mann aus A. da sei, welcher ihn zu sprechen wünschte. „Schon der Anblick des possierlichen Satyren wird Ew. Majestät gewiß viel Vergnügen machen,“ betheuerte der Adjutant und ging, um unsern Töffel herbeizuholen. Töffel war schon bis in's zweite Vorzimmer gedrungen. So oft ihn ein Bediente hatte wollen zurückhalten, hatte Töffel laut raisonnirt, weshalb sie ihn ruhig ziehen ließen. Eben, als der Adjutant ihn an die Thür schob, die zum Zimmer des Königs führte, bemerkte er, daß Töffel den Sack noch unter dem Arme hatte, auch die Mütze noch auf dem Kopfe lag. Er stellte Töffel vor, daß er den Sack doch hierlassen müsse und es schicklich sei, daß man, wenn man

zum Könige gehe, die Mütze abnehme. „Teuf, Diu Lork,“ sagte Töffel, indem er die Thür des königlichen Cabinets öffnete, „Diu wut den Sack iutmiusern. Ja — da sall Dick de Hund wat flütjen,“ zog seine Zipfelmütze herab und fegte dem Adjutanten eins an die Ohren damit, daß derselbe entsetzt zurücksprang, um nur das Geräusch zu vermeiden. Töffel nahm die Mütze unter den Arm, den Sack auf die Schulter und trat in's Cabinet, vor dessen Thür Ernst August sich die letzte Scene angesehen hatte.

„Giuden Dagg, olle Junge! noch munder?“ sagte Töffel mit frostriger Stimme. Der König nickte und ließ, da er sich noch Interessantes von dem harmlosen Manne versprach, eine Flasche Wein bringen.

„Ik hew Dick wat midde brogt for Dine Fru — ick weit woll, dat man alles bruken kann.“ Töffel faßte den Sack an den untersten Zipfeln und schüttelte den Inhalt, Aepfel, Würste, Butter, Fleisch u. s. w. auf den Teppich.

„Da — da haste wat — kann Dine Fru mal kocken.“ — Der Bediente brachte den Wein und setzte ihn vor den König hin.

„Seo — dat is recht — deiste recht an — meck is de Mogen allweil droige wurden. Ha — ick will Dick seggen, König, t'issen verfliuchten Marsch von A. noah Hannauwer. Wenn Diun'e moal moakest, denn nimm Dick jeo wat mie, dat Diu moal anlicken kannst.“

„Der König, der im Diwan saß, wies ihm einen Stuhl an. Töffel jedoch setzte sich zum Könige in den Diwan und beide stießen auf langes Leben, Gesundheit und Wohlergehen an.

„Na, König, wat moakeste denn?“ Ernst August bedeutete ihm, daß noch alles gut sei, und ließ dann und wann plattdeutsche Wörter fallen, worüber sich Töffel jedesmal ergötzte, wenn der König sie doch nicht richtig aussprach.

„Wat moaket denn Dine Fru?“ frug Töffel weiter. Eine erfreuliche Antwort folgte. Da trat der kleine Georg, der Kronprinz, ein.

„Sui, lütjer Beutel, ick hew Dick poar Appel midde brogt!“ sagte Töffel und zog zwei schöne Aepfel aus der Tasche, die er dem erschrockenen Kronprinzen gab, der an solche derbe Scenen nicht gewohnt war. Bald blickte der Kleine auf seinen königlichen Vater, bald auf den erschrecklichen Mann und bald auf die Aepfel, die er zitternd in den Händchen hielt.

„Na,“ sagte Töffel sarkastisch, mine Kinner haget oaber anders herin.“ — Eben in diesem Augenblicke trat die Königin herein.

„Köike moal,“ schrie Töffel mit Bewunderung, sprang auf und reichte ihr die Hand, „eole Könnig, hest Dick aawer ’en schönt Mäeken iutesoggt — potz Deiwel — dat Lork kann wat verdrogen; mine Fru is een ganz Hexenperd; ick löve, düsse is taun wenigsten etwas bäeter; wat het dat Dings for Ogen in’n Koppe — ne — doa kuemet mine Friu’s üre Kalfsogen doch goar nich gigen. — Wue gefallt Dick denn, Mäeken?“ — Die Königin dankte für die zudringliche Theilnahme; sie nahm Abschied von ihm und verschwand auf Wunsch ihres Gemahls.

„Ja — Diu, wat ick Dick seggen wolle — Döine grönien Jungens (die Taxatoren) sind Dummelköppe, Rottschnoabels — dat seggen en man; se hevt mick t’ viel awedrücket — ne dat gait nich; doa mot man jeu van Howe leupen. Hewe dacht, dat de König woll mehr Grütte in’n lütjen Täine het, all dat ganze Taxateuren-Complott. Darume sin ick eigentlich herekummen; Diu most meck ’n betten affloaten.“ —

Der König tröstete ihn und versprach ihm zugleich, dafür zu sorgen, daß ihm Recht werde. Dann schied er, nachdem er den König eingeladen hatte, ihn einmal zu besuchen, wenn er durch’s Dorf mal kommen sollte. Als Töffel im Dorfe wieder ankam, versammelte sich sogleich eine Menge wißbegieriger Leute vor seinem Hause, welche gern hören wollte, daß Töffel ihr etwas von ihrem Könige erzählte. Töffel willfahrte und trat vor die Thür.

„Kinners,“ begann er, „ick will Jück wat seggen: Goat ruhig noa Hius — Jiu Könnig deit Jöck nix ta Läige — hei is en gans giuter Bursse.“ Damit drehte er sich um, und die Leute sperrten den Mund auf, gingen aber bald auseinander, da sie weiter nichts hörten. Töffel that von da an stolzer denn je, beobachtete ein unheimliches Stillschweigen über seinen Dialog und dachte sich hundertmal mehr, wenn die Leute auf ihn zeigten und sagten: Der hat schon einmal mit dem Könige gesprochen! Noch jetzt erzählt man es, und die Anekdote erhielt noch mehr Lebensfähigkeit, als Ernst August wirklich nachher ins Dorf kam und den Töffel nach seinem Quartiere beschied. Otto F. Beitzen.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

352. Sagen von Kaiser Heinrich dem Vogelsteller. Von H. Weichelt. 353. Bau der Zellerfelder Kirche. Eine Sage von Heinr. Pröhle. 354. Das Kloster Ilfeld in der Grafschaft Hohnstein. Nach G. v. Stein. 355. Die „Garen=Mate“ in Hildesheim. Eine Sage von Karl Seifart. 356. Sagen und Wunder vom heiligen Konrad zu Hildesheim. Von Karl Seifart. 357. Andreas Kruse auf dem „Galgenberge“ bei Hermannsburg. Von L. Harms. 358. Entstehung des Klosters Wienhausen bei Celle. Sage von H. Weichelt. 359. Lüchow. Von Hermann Weichelt. 360. Das große Rezept. Eine Anekdote von Fr. Grütter.

Neunzehntes Buch.

361. Emden. Von R. Chr. Gittermann und Fr. Sundermann. 362. König Radbod und die freien Friesen. Sage von Fr. Sundermann. 363. Geisterschlacht auf den Wilden Aeckern in Ostfriesland. Eine Sage von L. Strackerjan. 364. Machurius von Lingen. Eine Sage von J. H. A. Succentor. 365. Der Meerpohl bei Hagen im F. Osnabrück. Eine Sage von Nieberg. 366. Herzog Erich der Aeltere von Calenberg. Von Herm. Weichelt. 367. Konrad von Diepholz. Eine Sage von Nieberding. 368. Knoflock auf dem Hodenberge bei Bücken. Eine Sage. 369. Wie der Wall um Neustadt am Rübenberge vollendet wurde. Eine Sage von L. Hachmeister. 370. Der Reher=Bruch bei Reher im Amte Hameln. Sage von G. Nicol. 371. Hameln. Von H. Wilh. H. Mithoff und Herm. Weichelt. 372. Der Namen von Münden. Eine Sage von Heinr. Sohnrey. 373. Die beiden Gleichen bei Göttingen. Eine Sage von L. Bechstein. 374. Thedel von Wallmoden, der „Unverfehrte“. Sage von H. Weichelt. 375. Von der Eulen zu Pein. Schwank aus W. Kirchhof's Wendeunmuth. 376. Gifhorn. Von Herm. Weichelt. 377. Die Gründung von Hitzacker. Eine Sage von Beninga. 378. Die Kapelle zu St. Jost im Amte Osten. Eine Sage. 379. Die Sage vom Störtebecker. Nach Friedr. Köster u. A. 380. König Ernst August und der tapfere Schneider. Eine Anekdote von Fr. Grütter.

Zwanzigstes Buch.

381. Kurfürst Georg Ludwig und die Erwerbung der englischen Krone. Nach A. F. H. Schaumann. 382. Die weiße Jungfrau am Riepen bei Hameln. Eine Sage. 383. Der Hühnerbusch bei Gellersen im Amte Hameln. Sage von G. Nicol. 384. Ein Histörchen vom „Lügen“=Münchhausen. Von Herm. Weichelt. 385. Burg Plesse bei Göttingen. Von H. Wilh. H. Mithoff. 386. Eine Spinnstubengeschichte aus Eberhausen bei Dransfeld. Eine Sage von Heinr. Sohnrey. 387. Das Catharinenläuten in Münden und das Siebenläuten in Göttingen. Zwei Sagen von W. Müller und G. Schambach. 388. Sagen von Wärwölfen aus der Landdrostei Hildesheim. 389. Das Gesicht der Magd in Hattorf a. Harz. Eine Sage von W. Müller und G. Schambach. 390. Herzberg. Von Herm. Weichelt. 391. Namen und Entstehung des Bergdorfs Lerbach. Sage von H. Pröhle. 392. Die Andreasberger Rathskatze. Eine Sage von Heinr. Pröhle. 393. Die Teufelsgrube bei Goslar. Eine Sage von J. H. Frauenstein. 394. Die Kaiserstochter zu Goslar. Eine Sage von Heinr. Pröhle. 395. Harburg. Von Herm. Weichelt. 396. Heinrich der Eiserne, oder die Ritterburg im Tannensee. Eine Sage. Nach Landrath Meier=Buxtehude. 397. Vom Dom zu Verden. Eine Sage von Herm. Harrys. 398. Der Demant=Tisch im Brunnen der Burg zu Holte. 399. Die Schlacht zwischen den Loruppern im Arenberg=Meppenschen und den Scharrelern im Oldenburgischen. Sage von L. Strackerjan. 400. Sirk von Reepsholt auf der Friedeburg in Ostfriesland. Eine Anekdote von Beninga.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

Weichelt, Hermann

Hannoversche Geschichten und Sagen Gesammelt und herausgegeben von Hermann Weichelt

Bd.: 2

1895